

Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit

Lebenslagen, Lebensentwürfe und Bewältigungsstrategien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf

Nicole Kraheck



Forschungsschwerpunkt
Übergänge in Arbeit

Die Untersuchung „Karrieren jenseits von normaler Erwerbsarbeit“, deren Ergebnisse in diesem Bericht zusammen gefasst werden, wurde im Auftrag des Ministeriums für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen durchgeführt und auch mit seiner Unterstützung veröffentlicht.

© 2004 Deutsches Jugendinstitut e. V.
Forschungsschwerpunkt „Übergänge in Arbeit“

Nockherstraße 2
81541 München
Telefon(089) 6 23 06-177
Telefax(089) 6 23 06-162

Außenstelle Halle
Franckeplatz 1, Haus 12/13
06110 Halle
Telefon(0345) 6 81 78-35
Telefax (0345) 6 81 78-47

Weitere Exemplare der Broschüre können gegen einen Versandkostenbeitrag von EUR 1.44 pro Exemplar in Briefmarken unter der folgenden Anschrift angefordert werden:

Deutsches Jugendinstitut e. V.
Außenstelle Halle
Franckeplatz 1, Haus 12/13
06110 Halle

Konzeption und Gestaltung: HS-Design, Heike Schumacher, München
Druck: Universitätsdruckerei Wolf & Sohn, München

Nicole Kraheck

**„Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit –
Lebenslagen, Lebensentwürfe und Bewältigungs-
strategien von Jugendlichen und jungen
Erwachsenen in Stadtteilen mit besonderem
Erneuerungsbedarf“**

Abschlussbericht

Vorwort



Die Schule abschließen, einen Beruf erlernen, Arbeit finden und Arbeit behalten, das sind für junge Menschen wichtige Stationen auf ihrem Lebensweg. Für die meisten Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen sind dies wichtige und realistische Ziele. Allerdings ist es für Jugendliche generell schwieriger geworden, diese Abfolge von Schritten von der Schule in Erwerbsarbeit ohne Brüche und Enttäuschungen zu absolvieren. Die fachlichen Ansprüche in der Berufsausbildung sind gestiegen: Ein guter Hauptschulabschluss ist inzwischen Mindestvoraussetzung für den Zugang zu einer betrieblichen Berufsausbildung, garantiert aber nicht unbedingt den gewünschten Ausbildungsplatz.

Auch wer eine Berufsausbildung abgeschlossen hat, muss sich ständig weiter qualifizieren, muss in vielen Fällen zu einem späteren Zeitpunkt für einen neuen, anderen Beruf lernen.

Deutlich schwieriger stellt sich die Situation für die Jugendlichen dar, denen es nicht gelingt, diese Abfolge von Schritten erfolgreich zu bewältigen: Jugendliche aus sozial schwierigen Verhältnissen, aus Städten mit hoher Jugendarbeitslosigkeit oder aus sozial und infrastrukturell problematischen Stadtteilen. Was passiert, wenn die Schulkarriere von Misserfolgen geprägt war, wenn es nicht gelingt, eine Berufsausbildung aufzunehmen und abzuschließen, wenn der Alltag an Struktur verliert, wenn sich der Lebensunterhalt nicht erwirtschaften lässt?

Es besteht die Gefahr, dass hiervon betroffene junge Menschen sozial ausgegrenzt am Rande der Gesellschaft leben. Es stellt sich die Frage, wie solche Prozesse vermieden werden können.

Hier sind die Schulen und die Jugendhilfe gefragt.

Um neue Ansätze gegen die soziale Ausgrenzung von Jugendlichen entwickeln zu können, hat das Deutsche Jugendinstitut eine Untersuchung durchgeführt, die die Lebenswege von jungen Erwachsenen mit „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit“ nachzeichnet. Ziel der Untersuchung war es, Informationen über Lebenslagen, Lebensentwürfe und Bewältigungsstrategien von jungen Erwachsenen zu erhalten, die sich nicht in regulären Ausbildungs- und Arbeitssituationen befinden. Die Absicht war herauszufinden, wo in diesen Lebensverläufen Risiken übersehen, Chancen verpasst, Weichen gestellt wurden, in deren Folge Schulabschlüsse nicht erworben wurden, eine Berufsausbildung nicht absolviert wurde, Arbeitsplätze nicht gehalten wurden.

Es war ein weiteres Ziel, herauszufinden, in welcher Weise diese „Karrieren“ mit anderen Aspekten der Lebensführung zusammenhängen – z.B. mit der Herkunftsfamilie, Partnerschaften und Freundschaften und dem sozialen Umfeld des Stadtteils.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung, die hier vorgelegt werden, signalisieren Handlungsbedarf, aber auch Handlungsmöglichkeiten: Es wird deutlich, dass der Prävention solcher Lebensläufe eine große Bedeutung zukommt. Jugendhilfe und Schule müssen gemeinsam bewirken, dass junge Menschen aus schwierigen sozialen Verhältnissen die erforderliche Förderung erhalten.

Die Untersuchungsergebnisse zeigen auch, dass eine Förderung in den Regelsystemen Schule und Ausbildung erfolgen muss, weil sonst so genannte „Maßnahmekarrieren“ drohen, die langfristig eine soziale Ausgrenzung mit bedingen.

Und schließlich haben die Untersuchungsergebnisse gezeigt, dass für viele der bereits von Ausgrenzung betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen Einrichtungen und Fachkräfte der Jugendsozialarbeit in Krisensituationen einen Rettungsanker darstellen. Denn hier erhalten sie die erforderliche Beratung und Hilfe für einen Weg in die soziale und berufliche Integration.

Ich hoffe, dass die interessierte Fachöffentlichkeit die Ergebnisse dieser Untersuchung diskutieren und Hinweise für die konzeptionelle Weiterentwicklung der Angebote von Schulen und Jugendsozialarbeit liefern wird.

Ute Schäfer
Ministerin für Schule, Jugend und Kinder
des Landes Nordrhein-Westfalen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Ute Schäfer

Ministerin für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen

1	Fragestellung und Zielsetzung der Untersuchung	9
2	Methodisches Vorgehen	12
2.1	Gesamtdesign	12
2.1.1	Fragebogenerhebung	13
2.1.2	Expertinnen- und Experteninterviews	14
2.1.3	Qualitatives Panel	15
2.2	Untersuchungsstandorte: Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf	19
2.3	Untersuchungspopulation	23
2.3.1	Zentrale Ergebnisse der Fragebogenerhebung	23
2.3.2	Qualitatives Panel: Beschreibung der Interviewteilnehmerinnen und -teilnehmer	33
2.3.2.1	Soziodemographische Merkmale der Befragten: Geschlecht, Nationalität, Alter und Familienstand	33
2.3.2.2	Wohnsituation der Befragten	37
2.3.2.3	Schulbildung	37
2.3.2.4	Ausbildungsstand	41
2.3.2.5	Maßnahmeerfahrungen	44
2.3.2.6	Bemühungen der Befragten hinsichtlich ihrer beruflichen Situation	44
2.3.2.7	Sicherung des Lebensunterhalts	47
2.3.2.8	(Vor-)Strafen und Gefängnisaufenthalte	48
2.4	Aufbau des Berichts	48
3	Junge Erwachsene am Rande des Erwerbssystems: Chancen der Integration und Risiken der Marginalisierung	51
3.1	Herkunftsfamilien als Unterstützung oder Belastung der sozialen und beruflichen Integration	51
3.1.1	Sicht der Expertinnen und Experten	51
3.1.1.1	Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung schulischer Anforderungen	51
3.1.1.2	Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung des Übergangs in Ausbildung und/oder Arbeit	54
3.1.1.3	Vorbilder und Rollenbilder	56
3.1.2	Sicht der befragten jungen Erwachsenen	58
3.1.2.1	Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung schulischer Anforderungen	58
3.1.2.2	Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung des Übergangs in Ausbildung und/oder Arbeit	60
3.1.2.3	Vorbilder und Rollenbilder	62
3.1.3	Zusammenfassung	65
3.2	Das Gelingen oder Misslingen der schulischen Sozialisation als Voraussetzung bzw. Hindernis für die Einmündung in Ausbildung und Arbeit	68
3.2.1	Sicht der Expertinnen und Experten	68
3.2.1.1	Erfolgreicher Schulverlauf	68
3.2.1.2	Probleme auf der kognitiven und Leistungsebene	69
3.2.1.3	Probleme auf der Verhaltensebene	69
3.2.1.4	Vorbereitung durch Schule auf Berufswahl, Ausbildung und Arbeit	72
3.2.2	Sicht der befragten jungen Erwachsenen	73
3.2.2.1	Erfolgreicher Schulverlauf	73

3.2.2.2	Probleme auf der kognitiven und Leistungsebene	76
3.2.2.3	Probleme auf der Verhaltensebene	77
3.2.2.4	Vorbereitung durch Schule, auf Berufswahl, Ausbildung und Arbeit	81
3.2.3	Zusammenfassung	82
3.3	Ausbildung und Erwerbsarbeit	85
3.3.1	Sicht der Expertinnen und Experten	85
3.3.1.1	Berufsorientierung, Ausbildungswünsche, Bewerbungsverhalten und Bewerbungserfahrungen	85
3.3.1.2	Maßnahmeerfahrungen	90
3.3.1.3	Ausbildungserfahrungen	93
3.3.1.4	Erfahrungen mit Arbeit.	94
3.3.1.5	Arbeit und Einkommen	95
3.3.2	Sicht der befragten jungen Erwachsenen	95
3.3.2.1	Berufsorientierung, Ausbildungswünsche, Bewerbungsverhalten und Bewerbungserfahrungen	95
3.3.2.2	Maßnahmeerfahrungen	98
3.3.2.3	Ausbildungserfahrungen.	102
3.3.2.4	Erfahrungen mit Arbeit.	104
3.3.2.5	Arbeit und Einkommen.	116
3.3.3	Zusammenfassung	117
3.4	Arbeitslosigkeit und Nichterwerbsarbeit	121
3.4.1	Sicht der Expertinnen und Experten.	121
3.4.1.1	Nichterwerbsarbeit und Lebensführung.	121
3.4.1.2	Nichterwerbsarbeit und Einkommen	123
3.4.2	Sicht der befragten jungen Erwachsenen.	124
3.4.2.1	Nichterwerbsarbeit und Lebensführung.	124
3.4.2.2	Nichterwerbsarbeit und Einkommen	127
3.5	Erfahrungen mit Unterstützungseinrichtungen und Ämtern	130
3.5.1	Sicht der Expertinnen und Experten.	130
3.5.1.1	Arbeitsamt und Berufsberatung	130
3.5.1.2	Sozialamt	131
3.5.2	Sicht der befragten jungen Erwachsenen.	132
3.5.2.1	Arbeitsamt und Berufsberatung	132
3.5.2.2	Sozial- und Jugendamt	136
3.5.3	Zusammenfassung	137
3.6	Der Stadtteil als Ressource und Risiko für das Gelingen der sozialen und beruflichen Integration	139
3.6.1	Sicht der Expertinnen und Experten.	139
3.6.1.1	Stadtteilsegregation und Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten im Stadtteil	139
3.6.1.2	Stadtteilkultur und Peers als soziale Stütze und Verführer	140
3.6.2	Sicht der befragten jungen Erwachsenen.	141
3.6.2.1	Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten im Stadtteil	141
3.6.2.3	Stadtteilkultur und Peers als soziale Stütze und Verführer	143
3.6.3	Zusammenfassung	146

4	Zusammenfassung der Ergebnisse und Verlaufstypen	148
5	Empfehlungen	162
5.1	Misserfolgserfahrungen und Desintegration frühzeitig verhindern und erkennen	162
5.2	Arbeits- und Berufsfähigkeit der Jugendlichen verbessern – Profil(ing)	164
5.3	Passgenaue Förderung und Vermittlung	166
5.4	Wiedergewinnung des Betriebes als Lernort	167
5.5	Entwicklung von Entscheidungskriterien für die Vergabe von Projekten der Jugendsozialarbeit/-berufshilfe	169
5.6	Entwicklung von Messverfahren/Erfolgskriterien zur Prüfung der Wirksamkeit und Umsetzung von Projekten	171
6	Literatur	172
	Fußnoten	175

Fragestellung und Zielsetzung der Untersuchung

Durch die anhaltende Arbeitslosigkeit, den zumindest für viele Regionen fortbestehenden Mangel an Ausbildungsplätzen und die Veränderung beruflicher Anforderungen gestaltet sich für Jugendliche und junge Erwachsene der Berufseinstiegsprozess zunehmend schwieriger und langwieriger. „Benachteiligte“ junge Frauen und Männer treten in den Wettbewerb um Ausbildungsplätze wegen schlechterer individueller Voraussetzungen oder sozialer Benachteiligungen mit besonders ungünstigen Startchancen ein. Der Einstieg in eine stabile, den Lebensunterhalt sichernde Erwerbsarbeit wird konkret dadurch erschwert, dass ihnen aufgrund von häufig unzureichenden (schulischen) Voraussetzungen nur ein enges Spektrum eher wenig attraktiver (Ausbildungs-)Berufe zugänglich ist. Diese ohnehin eingeschränkten Möglichkeiten verengen sich seit Jahren immer mehr, da auch Jugendliche und jungen Erwachsene mit guten Schulabschlüssen Probleme haben, sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren. Dabei kommt es zu einem Verdrängungsprozess: auf der untersten Ebene der Qualifikationshierarchie werden Arbeitsplätze mit geringen Qualifikationsanforderungen (Ungelernten-tätigkeiten) sukzessive mit „überqualifizierten“ Kräften (mit Schulabschluss und z.T. Berufsausbildung) besetzt, die wiederum von den ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeitsmöglichkeiten verdrängt wurden; diese werden in zunehmendem Maße von Jugendlichen mit mittleren Schulabschlüssen wahrgenommen, während auf deren Positionen Abiturientinnen und Abiturienten drängen.

Beim Übergang von der Schule in den Beruf sind die benachteiligten Jugendlichen auf ein System beruflicher Übergangshilfen angewiesen, das in den letzten 20 Jahren quantitativ stark ausgeweitet wurde. Trotz einer umfangreichen Bandbreite von Angeboten der Jugendberufshilfe werden eine Reihe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch diese (Förder-)Maßnahmen nicht (mehr) erreicht. Dies gilt nicht zuletzt für Jugendliche, deren persönlicher Erfahrungshintergrund durch problematische familiäre Strukturen und eine schwierige Lebensgeschichte geprägt ist, deren Bildungs- und Ausbildungsverläufe Brüche und Diskontinuitäten aufweisen, was in vielen Fällen in Misserfolgs-erlebnissen in der Schule seinen Ausgangspunkt hatte.

Bei der Suche nach den Ursachen und Gründen für Prozesse der beruflichen und sozialen Marginalisierung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist in den letzten Jahren zunehmend auch der sozialräumliche Kontext dieser Marginalisierungsprozesse in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Dieser – erweiterte – Blick auf die Lebenswelten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zeigt, dass sich gerade schwierige Stadtteile – „soziale Brennpunkte“ – durch zunehmende soziale Segregation und Prozesse der Desintegration auszeichnen. Die Lebensbedingungen der Wohnbevölkerung in problematischen Stadtteilen sind durch eine Konzentration bzw. Anhäufung vielfältiger, komplexer Problemlagen bestimmt: *„In den Großstädten bilden sich Quartiere heraus, in denen sich die »Überflüssigen« konzentrieren: die marginalisierten Einheimischen und die diskriminierten Zuwanderer, die in den »besseren« Vierteln keine Wohnung mehr finden“*.¹ Dies hat Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die in diesen Stadtteilen leben. Dass ihnen notwendige Ressourcen zur Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen, wird spätestens dann deutlich, wenn ihnen der Einstieg in eine stabile Erwerbsarbeit nicht gelingt.²

Eine Folge von andauernder Erwerbslosigkeit ist der Rückzug der jungen Frauen und Männer in „ihre Alltagswelt“. Der benachteiligende Effekt von benachteiligten Quartieren wird hier besonders deutlich: Aufgrund fehlender Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten für die Bewohnerinnen und Bewohner von schwierigen Stadtteilen entwickeln sie Denk- und Verhaltensweisen, die sie von den Normen und Verhaltensweisen des „Mainstreams“ der Gesellschaft immer weiter entfernen³. Dies hat insofern gravierende Folgen, als sie sich ihnen bietende Chancen auf dem Arbeitsmarkt auch dann nicht mehr ergreifen können, wenn diese objektiv wieder gegeben sind. Darum müssen bei der Suche nach den Ursachen und Bedingungen von Prozessen der beruflichen und sozialen Marginalisierung Lebenswelten und Lebensbedingungen mit betrachtet werden, die die Grundlagen der Organisation des eigenen Lebenslaufs durch die jungen Erwachsenen bilden.

Unter Berücksichtigung der genannten Problemlagen hat das Deutsche Jugendinstitut München e.V. im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen das Forschungsprojekt „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit – Lebenslagen, Lebensentwürfe und Bewältigungsstrategien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf“ durchgeführt.

Die Untersuchung beruht auf folgenden Annahmen:

1. Jugendliche und junge Erwachsene mit schwierigen Zugängen zu Erwerbsarbeit am ersten Arbeitsmarkt entwickeln – teils altersphasenspezifische, teils auf Dauer angelegte – Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfe einer neuen Normalität am Rande von Erwerbsarbeit.
2. Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfe sind u. a. durch ökonomische, soziale und kulturelle Faktoren determiniert.
3. Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfe sind geschlechtsspezifisch ausgeprägt: die Spielräume für Lebensentwürfe zwischen den Extremen „Normalbiographie“ und „Marginalisierung“ sind für junge Frauen enger als für junge Männer.
4. Soziale Räume bilden einen wichtigen Kontext für Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfe. Soziale Räume können – durch ungünstige Chancenstrukturen oder die Ballung von Risikofaktoren – die Risiken sozialer Ausgrenzung erhöhen. Sie können andererseits auch Ressourcen darstellen, die ein Leben in unüblichen Mustern und unter Vermeidung der Risiken eine Marginalisierung möglich machen.

Ziel der Untersuchung ist es, Informationen über Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfe von jungen Erwachsenen außerhalb „normaler“ Ausbildungs- und Arbeitssituationen und über die sozialräumlichen Kontexte dieser Strategien und Entwürfe zu erhalten. Dadurch sollen Hinweise für eine Weiterentwicklung von Angeboten der Jugendsozialarbeit gewonnen werden, damit diese den Lebenslagen und Bedürfnissen dieser Gruppe gerecht werden können und die sozialen Räume in ihrer Funktion als Ressourcen für die Lebensführung stärken. Untersuchungsorte sind drei „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ des Landes Nordrhein-Westfalen: Dortmund-Nordstadt, Köln-Kalk, Siegen-Fischbacherberg.

Das Forschungsprojekt „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit“ ist explorativ angelegt. Die Auswertung der narrativen Interviews, die mit jungen Frauen und Männern, welche nicht in das Ausbildungssystem bzw. den

Arbeitsmarkt integriert sind, geführt wurden, dient der Entwicklung von Annahmen über die Formen und Rahmenbedingungen von „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit“. Die Anlage der Studie als Längsschnitt erlaubt, die Begrenzungen der bis zur ersten qualitativen Befragung nur retrospektiven Erhebung der Lebensverläufe zu überwinden. Mit der Durchführung von insgesamt drei Befragungswellen innerhalb von 18 Monaten lässt sich klären, inwieweit die retrospektiv oder als Momentaufnahme erfragten Zustände, Orientierungen und Handlungsstrategien den Charakter einer zeitlich begrenzten, u. U. eher zufälligen Episode haben oder doch auf Kontinuität und Dauer verweisen.

2 Methodisches Vorgehen

2.1 Gesamtdesign

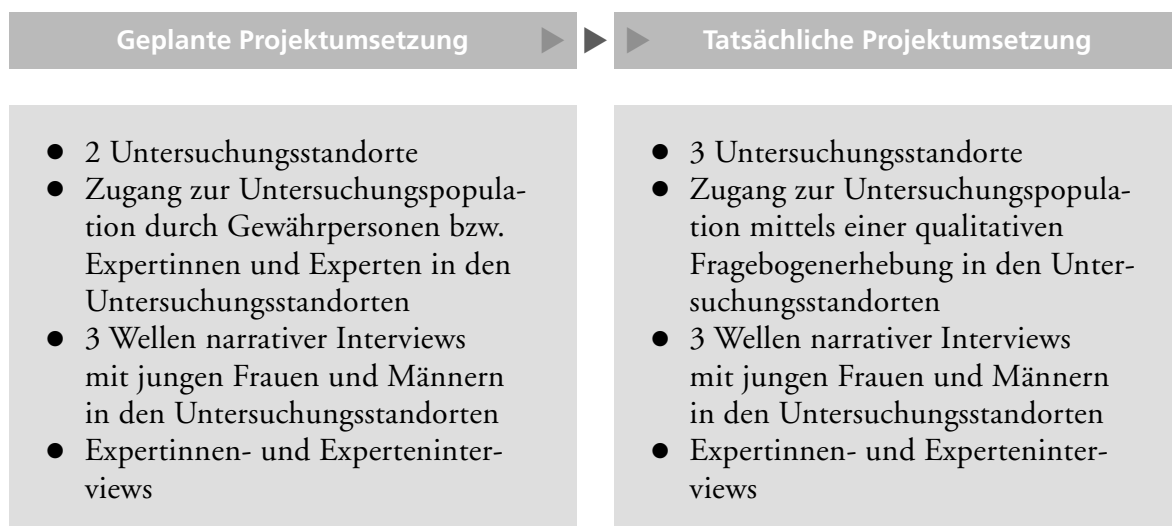
Die Projektumsetzung sollte ursprünglich mittels zweier Bausteine erfolgen: neben den qualitativen Interviews – Kernbaustein der Untersuchung – mit jungen Frauen und Männern, sollten ergänzend Expertinnen- und Experteninterviews in den Untersuchungsstandorten durchgeführt werden, um weitere wichtige Informationen zu erhalten. Der Zugang zur Untersuchungspopulation – junge Frauen und Männer, die keine Aussichten auf eine stabile berufliche Integration haben – sollte durch den Aufbau von Kontakten zu den vorhandenen Einrichtungen und Trägern und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Untersuchungsstandorten erfolgen. Dazu wurde eine Stadtteilerkundung vorgeschaltet. Diese ermöglichte es einerseits, einen eigenen Eindruck von den sozialräumlichen Gegebenheiten (siehe hierzu Kap. 2.2.) zu bekommen, zum anderen bot sich dabei die Möglichkeit, die Einrichtungen und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, persönlich kennen zu lernen und für eine Kooperation zu gewinnen.

Im Ergebnis der persönlichen Kontaktaufnahme musste der Zugang zur Untersuchungspopulation verändert werden: die ursprünglichen Überlegungen sahen vor, dass die Kontaktaufnahme zur Untersuchungspopulation durch die persönliche Vermittlung der Expertinnen und Experten/Kooperationspartnerinnen und Kooperationspartner in den Untersuchungsstandorten erfolgt. Um jedoch zu vermeiden, dass die jungen Frauen und Männer an der Studie nur aus „Gefälligkeit“ gegenüber ihrer Kontaktperson in den Einrichtungen, zu denen über Jahre hinweg ein Vertrauensverhältnis aufgebaut worden war, teilnehmen, wurde der Zugang mittels einer Fragebogenerhebung gewählt, für die die Teilnahme freiwillig war.

Die Untersuchung musste also um einen Baustein erweitert werden.

Dies war jedoch nicht die einzige Veränderung: statt der ursprünglich zwei vorgesehenen Untersuchungsstandorte, erfolgte die Umsetzung in drei Standorten. Eine erste Recherche der sozialräumlichen Gegebenheiten der geförderten Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf ergab, dass diese, aufgrund ihrer Problemlagen, zwei unterschiedlichen Gebietstypen (siehe hierzu Kapitel 2.2.) zugeordnet werden können: altindustriell geprägt und Großwohnsiedlungen (Trabantenstädte). Dabei variieren die sozialräumlichen Konstellationen auch innerhalb eines Gebietstyps erheblich, z. B. nach Einwohnerzahl und auch nach Größe der Stadtteile.

Aus diesem Grunde wurde zwei altindustriell geprägte Stadtteile sowie ein sogenannter Trabantenstadtteil für die Untersuchung ausgewählt, deren Merkmale und sozialräumlichen Gegebenheiten in Kapitel 2.2. beschrieben werden.

Abb.1: Gesamtdesign

2.1.1 Fragebogenerhebung

Die quantitative Erhebung verfolgte vor allem ein Ziel: die Identifizierung potenzieller Interviewpartnerinnen und -partner für die drei Wellen von narrativen Interviews. Aus diesem Grunde zielte der Fragebogen vornehmlich auf die vergangene und gegenwärtige berufliche Situation der befragten jungen Frauen und Männer, um diejenigen zu ermitteln, die noch keinen Eingang in den Arbeitsmarkt finden konnten bzw. deren bisherige Erwerbstätigkeit – aus welchen Gründen auch immer – Brüche und Diskontinuitäten aufweist. Die quantitative Befragung sollte also zur Bildung der Stichprobe für die qualitative Befragung dienen und darüber hinaus erste Informationen liefern, die dann im Interview vertieft aufgenommen werden konnten.

Der Fragebogen gliederte sich in folgende Fragenkomplexe:

- Die *sozialstatistischen Angaben* umfassten die Bereiche: Angaben zum Alter, der Nationalität, Aufenthaltsdauer in Deutschland, Familienstand, Kinder und Wohnform.
- Nachweislich bestimmt der Qualifikationsgrad der schulischen Ausbildung in hohem Maße die weitere berufliche Integration. Aus diesem Grunde wurden die *schulischen und beruflichen Qualifikationen* erfragt, wobei auf genaue Angaben zu Schulabbrüchen, Abgängen ohne Schulzeugnis und besuchte Schulform geachtet wurde, um die daraus resultierenden Problemlagen nachzeichnen zu können.
- Fragen zur *aktuellen Lebenssituation*, zur *aktuellen beruflichen Situation* und zu den momentanen Bemühungen, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren, sollten erste Hinweise zu Problemlagen, Lebensbewältigung und Strategien der jungen Frauen und Männer liefern, mit Hilfe derer die Untersuchungspopulation ihre Probleme zu bewältigen versucht.
- Wie, die jungen Frauen und Männer ihren Lebensunterhalt sicherten, klärten Fragen zur *aktuellen Einkommenssituation*.
- Fragen zu *Planungshorizonten und Zukunftserwartungen* sollten erste Hinweise zur Lebensführung der jungen Frauen und Männer in den Untersuchungsstellen liefern.

2.1.2 Expertinnen- und Experteninterviews

Die Befragung von Expertinnen und Experten sollte weitere – ergänzende – Informationen zu den Lebensumständen und Bewältigungsstrategien der jungen Frauen und Männer liefern, deren Lebensverläufe Brüche und Diskontinuitäten aufweisen. Diese Informationen sollten dazu dienen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Sicht von Expertinnen und Experten und Betroffenen deutlich werden zu lassen. Es ging nicht darum, die persönlichen Aussagen der Probandinnen und Probanden in den Interviews auf deren Wahrheitsgehalt zu überprüfen.

Das Expertinnen- und Expertenwissen sollte helfen, die beruflichen Probleme der jungen Erwachsenen differenziert zu betrachten. Aus diesem Grunde wurde gleich mit Beginn der Untersuchung die Bereitschaft für ein Interview abgefragt. Zu Expertinnen und Experten werden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Einrichtungen durch die ihnen im Forschungsprojekt zugewiesene Befragtenrolle: *„Eine Person wird zum Experten gemacht, weil wir wie auch immer begründet annehmen, dass sie über ein Wissen verfügt, das sie zwar nicht alleine besitzt, das aber doch nicht jedermann bzw. jederfrau in dem interessierenden Handlungsfeld zugänglich ist. Auf diesen Wissensvorsprung zielt das ExpertInneninterview“*⁴.

Insgesamt konnten 13 Interviews mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterschiedlicher Einrichtungen und Träger durchgeführt werden. Diese Expertinnen und Experten verteilen sich auf die einzelnen Untersuchungsstandorte wie folgt:

- | | |
|------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 8 Interviews in Dortmund-Nordstadt | <ul style="list-style-type: none"> ● mit Straßensozialarbeiter/-innen und mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Jugend- und Freizeiteinrichtungen ● mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Maßnahmen der Jugendberufshilfe ● mit der Mitarbeiterin einer Maßnahme der Arbeitsverwaltung, die eine 3- bis 4-monatige Begleitung des Bewerbungsprozesses von arbeitslosen jungen Frauen und Männern vorsieht ● mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer Maßnahme der Arbeitsverwaltung, die in Kooperation mit dem Arbeitsamt eine umfassende Ausgangsanalyse mit den arbeitslosen jungen Frauen und Männern durchführen, die wiederum als Grundlage für die weiteren Schritte in eine berufliche Integration dienen soll |
| 3 in Köln-Kalk | <ul style="list-style-type: none"> ● mit der Mitarbeiterin einer Jugendeinrichtung, die den Jugendlichen und jungen Erwachsenen bei der Lebensplanung und dem Übergang von Schule in Arbeit zur Seite stehen ● der sozialpädagogischen Betreuerin einer Maßnahme (Jugendberufshilfe) ● der Mitarbeiterin und der Honorarkraft einer Einrichtung zur Integration von MigrantInnen |

2 in Siegen-
Fischbacherberg

- einer Mitarbeiterin des Jugendtreffs
- dem Leiter des Stadtteilbüros

Verglichen mit den „klassischen“ Methoden der empirischen Sozialforschung, z. B. standardisierte Befragung oder Beobachtung, gilt das Experteninterview als „randständiges“ Verfahren, gleichwohl ist seine tatsächliche Verbreitung jedoch wesentlich größer als man anzunehmen geneigt ist (vgl. Meuser/Nagel, 1997). Obwohl also die Anwendung von Expertinnen- und Experteninterviews weit verbreitet ist, findet sich nur wenig methodische Literatur zu diesem Thema. Allerdings lässt sich für die vorhandene Literatur folgende Übereinstimmung konstatieren: für die Durchführung von Expertinnen- und Experteninterviews eignet sich ein flexibel handhabbarer Leitfaden. Aus diesem Grunde wurde auch für diese Untersuchung ein Leitfaden entwickelt, welcher dem Prinzip der offenen und flexiblen Interviewführung folgend, Themen enthielt nicht aber detaillierte und ausformulierte Fragen. *„Entscheidend für das Gelingen des ExpertInneninterviews ist unserer Erfahrung nach eine flexible, unbürokratische Handhabung des Leitfadens im Sinne eines Themenkomplexes und nicht im Sinne eines standardisierten Ablaufschemas“* (a. a. O.).

Der große Themenkomplex der Expertinnen und Experteninterviews war Brüche und Diskontinuitäten in den Biographien von jungen Frauen und Männern, die keine Aussicht auf eine stabile berufliche Integration haben. Der Leitfaden umfasste Fragen nach den beruflichen Verläufen, suchte nach den – möglichen – Ursachen und den daraus resultierenden Problemen für eben diese Verläufe der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich für den weiteren beruflichen Lebensweg ergeben würden. Er war zwar thematisch vorstrukturiert, selbstverständlich war jedoch Raum für selbst gewählte Themen dimensionen der Expertinnen und Experten. Der Einstieg, das „warming-up“, erfolgte durch die Darstellung der Arbeit der Einrichtungen.

Die Interviews wurden von Januar bis Februar 2001 in den Einrichtungen durchgeführt und dauerten in der Regel zwischen 45 und 60 Minuten. Mit Einverständnis der Expertinnen und Experten wurden die Interviews auf Tonband mitgeschnitten, später transkribiert und die für die Untersuchung relevanten Interviewpassagen wurden dann zu Protokollen verdichtet.

2.1.3 Qualitatives Panel

Kern der Untersuchung stellt die Paneluntersuchung von jungen Frauen und Männern dar, die nur schwer Eingang in das Erwerbsleben finden bzw. die keine Aussichten auf eine stabile berufliche Integration haben. Sie erstreckte sich über einen Zeitraum von 18 Monaten. Die erste und zweite Befragung erfolgte im Abstand von einem Jahr, die Letztbefragung nach weiteren sechs Monaten. Die qualitative Befragung begann im November 1999 und endete Ende September 2001. Die Interviews wurden mit Einverständnis der jungen Frauen und Männer auf einem Tonband mitgeschnitten und im Anschluss daran transkribiert. Die für die Untersuchung relevanten Aussagen zu Protokollen verdichtet. Auf Wunsch wurden den Probandinnen und Probanden die Interviewprotokolle und/oder das Tonband zugesandt.

In der Regel dauerten die Interviews zwischen 45 und 60 Minuten. Während der Erstbefragung wurden alle Interviews in den Einrichtungen durchgeführt, in denen der Kontakt über die Fragebögen zustande kam. Dies hat sich

im Laufe der Untersuchung immer mehr dahingehend gewandelt, dass mit größerem Zutrauen zur Projektmitarbeiterin die Interviews bei den Probandinnen und Probanden zu Hause stattfanden, was wiederum einem erheblichem (Reise-) Mehraufwand bedeutete.

Die Panelpflege erfolgte auf unterschiedlichen Wegen: insbesondere diejenigen Probandinnen und Probanden, die durch Freizeiteinrichtungen erreicht werden konnten, hatten immer wieder Kontakt zu ihrer Vertrauensperson in diesen Einrichtungen. Von daher war in der Regel gewährleistet, dass der Kontakt in der Zeit zwischen den einzelnen Befragungen nicht abbrechen würde. Da, bis auf wenige Ausnahmen, die Projektmitarbeiterin über die Privatadressen verfügte, wurden die jungen Erwachsenen regelmäßig alle drei Monate angeschrieben, ein adressierter und frankierter Rückumschlag beigefügt um den Probandinnen und Probanden die Möglichkeit einer Antwort zu ermöglichen. Wenn auch nicht alle dieses Angebot wahrgenommen hatten, so erfolgte zumindest ein Anruf. Sofern ein Brief nicht zugestellt werden konnte, da die Probandinnen und Probanden umgezogen waren, erfolgte eine sofortige Kontaktaufnahme zu Eltern und Freunden, da auch deren Adressen – zumindest aber die Telefonnummer – für die Untersuchung erfragt worden waren und von den meisten Probandinnen und Probanden zur Verfügung gestellt wurden. Dadurch konnte der Verlust der Probandinnen und Probanden sehr gering gehalten werden. Bei der Erstbefragung war es gelungen, 52 junge Frauen und Männer (siehe hierzu Kapitel 2.3.2.) für die Mitarbeit zu gewinnen und zu interviewen. Es wurde angenommen, dass im Laufe der Paneluntersuchung mit größeren Verlusten zu rechnen ist. Jedoch gingen lediglich zehn Probandinnen und Probanden im Laufe der Untersuchung verloren, wobei sich dies hauptsächlich auf die dritte und letzte Welle bezog und zum Grund hatte, dass einige Probandinnen und Probanden umgezogen und die neuen Adressen durch das Einwohnermeldeamt nicht zu ermitteln waren.

Die Auswertung der Fragebogenerhebung (siehe hierzu Kapitel 2.3.1.) ergab, dass in der erfassten Population „Normalverläufe“ (deren idealtypischer Ablauf nach Beendigung der Schule die Aufnahme einer Ausbildung vorsieht am Ende derer dann der Übergang in die Erwerbsarbeit steht) nicht vorkamen, wohl aber dass Maßnahmenkarrieren (d.h. Aneinanderreihung von Phasen der Teilnahme an – häufig abgebrochenen – Ausbildungsgängen), Zeiten in prekären Beschäftigungsverhältnissen und Zeiten von Arbeitslosigkeit dominante Merkmale waren. Da solche Karrieren inzwischen für eine relativ große Teilgruppe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen eher normal sind, wurden für die Paneluntersuchung aus der Grundgesamtheit diejenigen jungen Frauen und Männer ausgewählt, deren Verläufe auch von der Normalität der Maßnahmenkarriere insofern abwichen, als sie durch längere Zeiträume der Nichtteilnahme an Maßnahmen bzw. fehlende Erwerbsarbeit, z.T. auch durch unkonventionelle Formen des Einkommenserwerbs (Selbstständigkeit, Zeitfirmen, illegale Geschäfte) gekennzeichnet waren.

Entsprechend der Absicht, die Erwerbsbiographien vom Zeitpunkt des Schulabgangs bis zum Zeitpunkt des Interviews auf ihre Bildungs-, Ausbildungs-, Arbeits- und Arbeitslosigkeitserfahrungen sowie auf ihre Ausbildungs- und Arbeitsorientierungen hin zu erforschen und auch nach den Rahmenbedingungen der Lebensführung (Wohnen, Partnerschaft, Kinder, Chancenstrukturen im Stadtteil, Einkommenslage) und den darauf bezogenen Orientierungen, Zielen und Handlungsstrategien zu fragen, wurde ein Leitfaden entwickelt der sich auf folgende Fragenkomplexe erstreckte (Abb.2):

Abb.2. Themenbereiche der Befragung

▶	Einstieg: Angaben zur Person	Geschlecht, Alter, Staatsangehörigkeit, Aufenthaltsdauer in Deutschland, Familienstand, Kinder, Wohnform
▶	Angaben zur Herkunftsfamilie	berufliche Situation der Eltern, Anzahl der Geschwister, Hilfe bei der Bewältigung von Schwierigkeiten in Schule, Arbeit, Freizeit, Vorbilder/ Rollenbilder
▶	Fragen zum Schulverlauf	besuchte Schulform, Art des Schulabschlusses, Art möglicher Probleme in der Schule, Hilfe und Unterstützung bei der Bewältigung schulischer Probleme, Entwicklung beruflicher Perspektiven, Bewerbungsverhalten und -erfahrungen während des Schulbesuchs, Jahr/Ende des Schulbesuchs, Perspektiven nach Ende des Schulbesuchs (Maßnahme zum nachträglichen Erwerb des Schulabschlusses, ohne Arbeit, Arbeit in Aussicht etc.)
▶	Verlauf der beruflichen Ausbildung seit Verlassen der Schule	Berufsorientierung, Bewerbungsverhalten und -erfahrungen, Qualifikationsbiographie (Ausbildung und Maßnahmen; bei Abbruch: Gründe), Formen und Zeiten von Erwerbsarbeit und Erfahrungen (bei Abbruch: Gründe), Formen und Zeiten von Nichterwerbsarbeit und Erfahrungen (bei Abbruch: Gründe), Inanspruchnahme von Ämtern (aktiv, passiv) Anstrengungen der beruflichen Integration
▶	Sicherung des Lebensunterhalts seit Verlassen der Schule	staatliche Transferleistungen prekäre Erwerbsarbeit und Arbeitserfahrungen (bei Abbruch: Gründe) Zeiten regulärer Erwerbsarbeit und Arbeitserfahrungen (bei Abbruch: Gründe) Arbeit und Einkommen, Arbeitslosigkeit und Einkommen Schulden und Kriminalität
▶	Inanspruchnahme und Erfahrungen mit Unterstützungseinrichtungen und Ämtern	Arbeitsamt und Berufsberatung Jugendamt/Sozialamt Einrichtungen, die als hilfreich angesehen werden

Stadtteil	Fehlende/vorhandene Arbeitsmöglichkeiten im Stadtteil Stadtteilbezogene Einrichtungen und Hilfsangebote Stadtteilkultur Freunde
Ende des Interviews	Zielformulierung bis zum nächsten Interview zugleich Einstieg in das nachfolgende Interview

Erfahrungen bei der Durchführung der Interviews:

1. Die Untersuchung verfolgte die Absicht, Veränderungen innerhalb der einzelnen Themenbereiche zu verfolgen, wobei diesem Vorhaben Grenzen gesetzt waren, da die jungen Frauen und Männer nicht in der Lage waren, bei der Erstbefragung alle relevanten Daten und Aussagen abzurufen. Teilweise in Kleinstarbeit mussten die Informationen gesammelt und zusammengetragen werden, was insbesondere dann ein Problem darstellte, wenn die jungen Erwachsenen die Schule schon einige Jahre verlassen, seitdem eine Vielzahl von Maßnahmen durchlaufen und auch hinsichtlich der ausgeübten beruflichen Tätigkeiten – Zeitarbeit, Hilfsarbeiterjobs, Jobs auf 325-€-Basis etc. – eine Vielzahl von Aktivitäten zwecks Sicherung des Lebensunterhalts unternommen hatten und nicht alle Details dieses Verlaufs nachzeichnen konnten. Gerade die Informationen, die sich auf die Tätigkeiten zur Sicherung des Lebensunterhalts bezogen, wurden nur zögerlich geäußert. Der Verlauf der Informationsgewinnung ging mit dem Aufbau eines Vertrauensverhältnisses zwischen der Projektmitarbeiterin und Probandinnen und Probanden einher. So kann festgehalten werden, dass die vertraulichsten Interviews die der Letztbefragung waren.
2. Der Beginn der einzelnen Interviews verlief fast bei allen Befragungen stockend. Vorteilhaft hat sich erwiesen, dass zum Ende der Interviews eine Zielformulierung, d.h. eine Aufgabe von den Probandinnen und Probanden genannt wurde, die bis zur nächsten Befragung erledigt werden soll(te). Dadurch wurde der Einstieg in die Folgebefragung erleichtert, da es ein „gemeinsames Thema“ gab. Dennoch gab es nur wenige, die von sich aus eine Erweiterung der Themen im Interview vornahmen. In der Regel mussten die jungen Erwachsenen durch konkrete Fragen bzw. durch Nachfragen zum Sprechen animiert werden.
3. Alle Befragten blieben bei ihren Erzählungen in einem „offiziellen Rahmen“, d.h. sie versuchten ihren Lebenslauf in die institutionellen Rahmenvorgaben (Schule, Berufsausbildung, Maßnahmen, Arbeitslosigkeit, Erfahrungen mit Erwerbsarbeit) einzubauen. Das Eigene, Persönliche kam dabei kaum zum Vorschein. Dies hat m.E. seine Ursache darin, dass die Befragten das Verschanzen hinter formalen bzw. institutionellen Ablaufmustern als Schutz vor dem Geschehen und den Folgen des Interviews verstanden. Allen Befragten, die sich vor allem durch Schwarzarbeit, illegale Aktivitäten und Kleinkriminalität „über Wasser hielten“, gemeinsam war,

dass sie diese Tatsache, aus Angst vor einer strafrechtlichen Verfolgung nicht erwähnen wollten. Hier war es Aufgabe der Projektmitarbeiterin, ein Klima des Vertrauens zu schaffen, in dem sich die Befragten frei und sicher fühlten, davon zu erzählen.

Die Untersuchung wäre nicht möglich gewesen, wenn die jungen Frauen und Männer nicht nach einer Zeit des Aufbaus von Vertrauen in die Projektmitarbeiterin offen und ehrlich über ihr Leben, ihre Probleme und ihre Aktivitäten (z.T. am Rande der Legalität) berichtet hätten. Ihre Bereitschaft zur Mitarbeit wurde getragen durch die Hoffnung, dass die Ergebnisse dieser Untersuchung der „nachfolgenden Generation“ zu Gute kommen und es ihnen selbst gelingen würde, einen besseren und leichteren Zugang in den Arbeitsmarkt zu finden.

2.2 Untersuchungsstandorte: Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf

Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf⁵ sind hoch verdichtete Wohn- und Mischgebiete mit einseitiger Sozialstruktur und Infrastrukturdefiziten. Die Gebäude und Wohnhäuser sind oftmals in einem schlechten Zustand, die Stadtteile weisen baulich-städtebauliche Defizite auf, und die Bewohnerinnen und Bewohner sind besonderen Umweltbelastungen (Lärm, Schadstoffe) ausgesetzt. Im Hinblick auf den Arbeitsmarkt zeichnen sie sich darüber hinaus durch hohe Arbeitslosenzahlen bei nur geringer Aussicht auf Beschäftigung für bestimmte Bewohnergruppen aus. Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf lassen sich in zwei Gebietstypen unterscheiden, die auch in dieser Untersuchung vertreten sind:

1. hoch verdichtete, altindustrielle Innenstadt- oder Innenstadtrandlagen mit einem hohen Anteil an gründerzeitlichen Gebäuden und Altbauquartieren;
2. hoch verdichtete Wohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre, die meist am Stadtrand liegen (Trabantenstädte) und nur über eine begrenzte öffentliche Infrastruktur verfügen.

Um der Abwärtsspirale einer zunehmenden Segregation in diesen Stadtteilen Einhalt zu gebieten, hat die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen die Förderung dieser Stadtteile seit 1993 zu einem Schwerpunkt ihrer Politik erhoben:

„Dort, wo die allgemeinen Defizite verdichteter Wohngebiete durch besondere soziale, strukturelle und städtebauliche Probleme überlagert werden, ist ein vorrangiger Bedarf gegeben. Die Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, in der Regel hochverdichtete altindustrielle Innenstadtrandlagen oder auch Wohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre, die sich neben städtebaulichen Defiziten insbesondere durch die Instabilität ihrer Sozialstruktur und durch wirtschaftliche Probleme auszeichnen, werden auch in Zukunft ein Schwerpunkt der Landesförderung sein.“⁶

Im Rahmen des Förderprogramms „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ sollen auf der Grundlage eines integrierten Handlungskonzeptes und ausgehend von den Lebensverhältnissen vor Ort, Entwicklungskonzepte erarbeitet werden, die zu einer Verbesserung der Sozialstruktur, der interkulturellen Beziehungen aber auch der Wirtschaftslage, der baulichen Qualität der Wohnhäuser und der städtebaulichen Situation beitragen. Inzwischen sind 33 Stadtteile in 25 Städten in die Förderung aufgenommen (Stand: August 2002). Auf die Verbindung von Arbeitsmarkt- und Strukturpolitik wird dabei ein besonderes Augenmerk gelegt.

In Absprache mit dem Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen wurde die vorliegende Untersuchung in den folgenden drei Stadtteilen durchgeführt: Dortmund-Nordstadt, Köln-Kalk und Siegen-Fischbacherberg.

Die Dortmunder Nordstadt⁷, dem Gebietstyp „altindustriell“ zugehörig, ist ein sehr hoch verdichteter Arbeiterstadtteil. Auf einer Fläche von ca. 330 Hektar leben ca. 60.000 Einwohnerinnen und Einwohner. Der Stadtteil befindet sich mehr oder weniger „hinter dem Hauptbahnhof“, ist räumlich durch Hafen, Bahntrassen und große Industrieareale vom übrigen Stadtgebiet isoliert und hat mit hohen Emissions- und Verkehrsbelastungen der angrenzenden Industriebetriebe zu kämpfen. Die Bevölkerungsstruktur ist relativ heterogen, der soziale Status eines großen Teils der Bewohnerinnen und Bewohner ist allerdings niedrig: Arbeitslose, Obdachlose, Sozialhilfeempfänger. Die Drogenszene belastet den Stadtteil zusätzlich. Der Stadtteil entstand im Zuge der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts als ein gründerzeitliches Wohnquartier. Traditionell wurde er von Arbeitern der Kohle-, Stahl- und Hafenindustrie bewohnt. Die Aufnahme und Integration von Migrantinnen und Migranten für das Dortmunder Stadtgebiet findet hauptsächlich in der Nordstadt statt, seitdem der prosperierende Bergbau Anfang des Jahrhunderts Zuwanderungen polnischer Arbeiter hervorrief. Der Stadtteil wurde zudem Wohnort von Zuwanderern, Gastarbeitern, Asylberechtigten und Aussiedlern. Im Gegensatz dazu können seit Ende der 70er Jahre verstärkte Wegzüge deutscher Bevölkerung beobachtet werden. Ein starker Eigentumswechsel bei den Wohnhäusern vollzieht sich seit Ende der 80er Jahre: Einerseits verfügen Migrantinnen und Migranten vermehrt über Hauseigentum, andererseits wurden viele Häuser von Investoren aufgekauft. Kennzeichnend für die Dortmunder-Nordstadt sind die seit langem anhaltenden Segregationsprozesse. Diese haben zu einer Ballung ökonomisch schwacher Haushalte im Stadtteil geführt. Fehlende Arbeits- und Ausbildungsplätze sowie der Wegfall der Arbeitsplätze in der Montanindustrie sind Ursache eines hohen Anteils von Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern. Angaben des statistischen Amtes zufolge waren im Dezember 2000 in der Nordstadt insgesamt 6.255 Menschen (stadtweit 37.220) ohne Arbeit, darunter 166 (stadtweit 884) unter 20 Jahren und 534 (stadtweit 2.767) zwischen 20 und 25 Jahren. Bei den Sozialhilfeempfängerinnen und Sozialhilfeempfängern ergab sich für den gleichen Zeitraum folgendes Bild: Insgesamt lebten 7.264 (stadtweit 36.612) Personen von Sozialhilfe, darunter 2.627 (stadtweit 13.754) unter 20 Jahren und 351 (stadtweit 1.763) zwischen 20 und 25 Jahren.

Ein großes Problem stellt für den Stadtteil dessen Außenwahrnehmung dar: vor allem auf Grund des hohen Ausländeranteils in der Wohnbevölkerung, wird der Stadtteil als sozialer Brennpunkt stigmatisiert.

Der Kölner Stadtteil Kalk⁸ ist gegenüber der Dortmunder Nordstadt größer, er bringt es auf ca. 395 Hektar, jedoch leben mit 35.000 (Bezugsjahr

1998) Einwohnerinnen und Einwohnern deutlich weniger Menschen in diesem (altindustriellen) Stadtteil. Der Anteil der nichtdeutschen Bürgerinnen und Bürger beträgt 38,7% (1997), stadtweit liegt der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung bei 18,6% (1997). Kalk liegt von der Kölner Innenstadt nur 3 km entfernt und ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln in ca. sieben Minuten erreichbar. Bahnanlagen und die Stadtautobahn begrenzen den Stadtteil.

Die Ortschaft entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einem Industrievorort Kölns und wurde 1910 eingemeindet. Zu diesem Zeitpunkt war der Stadtteil bereits ein entwickelter Industrie- und Wohnstandort und brachte es auf ca. 27.000 Einwohnerinnen und Einwohner. Die vorherrschenden Industrieunternehmen Chemische Fabrik Kalk, Batteriefabrik Hagen und die Maschinenbauanstalt Humboldt (später Klöckner-Humboldt-Deutz AG) prägten den Stadtteil. Mitte der 70er Jahre begann die De-Industrialisierung in Kalk, welche sich massiv in den 90er Jahren fortsetzte. Mit Stellenabbau, Rückzug und Schließung der beherrschenden Industrieunternehmen in den Jahren 1982, 1990 und 1993 ging die wirtschaftliche Basis des Stadtteils verloren. Insbesondere durch die Schließung der Chemischen Fabrik Kalk und dem starken Rückzug der Klöckner-Humboldt-Deutz AG gingen in den Jahren 1990-1995 ca. 10.000 Arbeitsplätze verloren. Die Arbeitslosen- und Sozialhilfequoten des Stadtteils liegen seit Jahren deutlich über dem stadtweiten Durchschnitt. Im Laufe der vorliegenden Untersuchung verringerte sich der Anteil der Arbeitslosen im Stadtteil vom Spitzenwert 19% (stadtweit 14,1%) Anfang 1999 auf 16,7% (stadtweit 11,8%) im ersten Quartal des Jahres 2001 (vgl. Tab.1). Im Sozialhilfebezug (vgl. Tab.2) befanden sich Anfang 1999 10,6% (stadtweit 7,4%) der Wohnbevölkerung, Anfang des Jahres 2000 war der Anteil geringfügig niedriger: 10,1% (stadtweit 7%). Allerdings waren bei der Errechnung der Quoten die Asylbewerber nicht mit einbezogen worden. Hierzu liegen erst seit 2001 Daten vor. In Kalk beziehen 10.870 Personen Sozialhilfe zur Sicherung ihres Lebensunterhalts, 825 sind zwischen 18-24 Jahre alt. Die größte Gruppe bildet die Altersgruppe der 25- bis 39-Jährigen; in Kalk sind 2.663 im Sozialhilfebezug, stadtweit 16.870 (vgl. Tab. 3).

Tab. 1: Arbeitslosenquote 1999–2001: Köln-Kalk und Gesamtstadt im Vergleich

	Januar 1999		Januar 2000		31.03.2001	
	Köln-Kalk	stadtweit	Köln-Kalk	stadtweit	Köln-Kalk	stadtweit
Arbeitslose	19%	14,1%	16,2%	11,5%	16,7%	11,8%

Quelle: Amt für Statistik, Einwohnerwesen und Europaangelegenheiten der Stadt Köln

Tab. 2: Quoten der Sozialhilfeempfänger 1999–2000: Köln-Kalk und Gesamtstadt im Vergleich

	Januar 1999		Januar 2000	
	Köln-Kalk	stadtweit	Köln-Kalk	stadtweit
Sozialhilfeempfänger	10,6%*	7,4%*	10,1%*	7%*

* ohne Asylbewerber; Quelle: Amt für Statistik, Einwohnerwesen und Europaangelegenheiten der Stadt Köln

Tab. 3: Anzahl Sozialhilfeempfänger 2001: Köln-Kalk und Gesamtstadt im Vergleich**Sozialhilfeempfänger mit Asylbewerbern**

	Anzahl Personen Gesamt		Nach Altersgruppen			
	Köln-Kalk	stadtweit	18-24 Jahre		25-39 Jahre	
			Köln-Kalk	stadtweit	Köln-Kalk	stadtweit
Sozialhilfeempfänger	71.386	10.870	825	5.276	2.663	16.870

Quelle: Amt für Statistik, Einwohnerwesen und Europaangelegenheiten der Stadt Köln

Exkurs: Bündnis für Beschäftigung: „JobBörse-Junges Köln“⁹

Um der zunehmenden Anzahl von (Langzeit-)Arbeitslosen – insbesondere von jungen Erwachsenen – die in einem „Sozialhilfehaushalt“ aufgewachsen sind entgegenzuwirken, wurde im Jahre 1998 zwischen dem Arbeitsamt und der Sozialverwaltung ein „Kooperationsvertrag zur Förderung der Beschäftigung von Arbeitslosen und Langzeitarbeitslosen“ geschlossen. Die Philosophie dieses Vertrages lautet, dass (seit Juli 1999) arbeitsfähige Jugendliche, die Sozialhilfe beziehen wollen (bzw. zum Bezug berechtigt sind, da sie arbeitslos sind), vom Sozialamt kein Antragsformular erhalten, sondern an die „JobBörse-Junges Köln“ (Beratungsbüro) verwiesen werden. Ziel der genannten Kooperation ist die Vermittlung dieser jungen Erwachsenen in Lohn und Brot. Die Aufgabe der „JobBörse-Junges Köln“ besteht darin, die jungen Erwachsenen auf deren „Jobtauglichkeit“ zu prüfen. Ist diese gegeben, wird geprüft, ob es eine freie Arbeits- oder Ausbildungsstelle für die Betroffenen gibt, für die sie sich bewerben können/müssen. Die jungen Frauen und Männer, die auf eine berufliche Tätigkeit vorbereitet werden müssen, werden in Maßnahmen vermittelt, die der Berufs- und Arbeitsvorbereitung dienen. Von der genannten Regelung sind lediglich kranke und Behinderte oder Jugendliche mit Kindern ausgenommen. Die Teilnahme wird als sozialversicherungspflichtige Beschäftigung entlohnt. Im Bedarfsfall übernimmt das Sozialamt zusätzlich die Miete. Alles in allem, liegt das „Gehalt“ der Teilnehmerinnen und Teilnehmer geringfügig über dem Sozialhilfesatz, um die jungen Erwachsenen zu motivieren. Die

jungen Erwachsenen können die Aufnahme der zugewiesenen Arbeit oder Maßnahme auch verweigern: sie erhalten dann aber auch keine Sozialhilfe. Das Bündnis für Beschäftigung zeigt seine Wirkung: Seit Mitte des Jahres 1999 haben rund 3000 junge Erwachsene die Beratungsstelle aufgesucht. Davon wurden fast 40% in eine Stelle, Ausbildung oder eine beschäftigungsfördernde Maßnahme vermittelt. Allerdings verschwand jeder fünfte Jugendliche aus der Sozialhilfestatistik, da das Angebot nicht angenommen wurde. Die Betroffenen tauchten nach dem Gespräch beim Sozialamt bzw. der „JobBörse-Junges Köln“ nicht wieder in einem der Ämter auf.

Der Trabanten-Stadtteil Siegen-Fischbacherberg¹⁰ unterscheidet sich von den eben genannten innerstädtischen Quartieren durch seine Lage – er liegt auf einem Hügel 2 km nordwestlich des Siegener Stadtzentrums und ist lediglich durch eine einzige (!) Zufahrtsstraße und Buslinie an das übrige Stadtgebiet angebunden –, durch seine Größe (ca. 56 Hektar) und durch seine Einwohnerzahl (Stand: 6/99: 3.042). Die Geschichte des Stadtteils ist maßgeblich geprägt durch seine militärische Nutzungen. In den 30er Jahren entstanden als erste Bebauungen Kasernen auf dem Fischbacherberg, die nach dem zweiten Weltkrieg Flüchtlingen und ausgebombten Familien als Behelfsunterkünfte dienten. Eine Nutzung des Stadtteils durch belgisches Militär erfolgte seit den 60er Jahren. Für dessen Angehörige wurde eine private Infrastruktur (Ladenlokale) erbaut, sowie ein Wohnpark mit 286 Wohnungen und weiteren vier Hochhäusern mit 180 Wohnungen. Die ehemaligen Kasernenanlagen wurden in den 70er Jahren wieder abgerissen. Zugleich und im weiteren Zeitverlauf bis heute entwickelte sich die für den Stadtteil typische heterogene Bebauungsstruktur aus privaten Ein- und Mehrfamilienhäusern sowie öffentlich geförderten Hochhaussiedlungen. Nachdem in den 90er Jahren die belgischen Streitkräfte abgezogen waren, wurden umfangreiche städtebauliche Veränderungen vorgenommen: unter anderem wurden zwei Hochhäuser gesprengt und die Wohnanlagen renoviert. Die heterogene Gebäudestruktur hat zur Folge, dass Ein- und Zweifamilienhäuser von Hochhausanlagen und sozialem Wohnungsbau umrahmt werden, und verdeutlicht auf städtebauliche Weise das soziale Gefälle in der Wohnbevölkerung. Der Ausländeranteil beträgt 5,9 % (stadtweit 10,3 %). 11,7 % der Einwohnerinnen und Einwohner beziehen Sozialhilfe (stadtweit 5,1 %). Auffallend ist der im Vergleich zur Gesamtstadt wesentlich höhere Anteil der Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahre: Er beträgt 30 % (stadtweit 17,8 %). Die sozialen Problemkonstellationen werden verstärkt durch das Fehlen von Infrastruktureinrichtungen: Es gibt keine Einkaufsmöglichkeiten, nur einen praktischen Arzt, nur einen Geldautomaten.

2.3 Untersuchungspopulation

2.3.1 Zentrale Ergebnisse der Fragebogenerhebung

Wie bereits erwähnt, erfolgte der Zugang zur Untersuchungspopulation – junge Frauen und Männer, die keine Aussichten auf eine stabile berufliche Integration haben – mittels einer Fragebogenerhebung in den Einrichtungen und bei den Trägern in den Untersuchungsstandorten. Bewusst wurden sehr unterschiedliche Einrichtungen ausgewählt, in denen die quantitative Erhebung durchgeführt werden sollte. Neben Einrichtungen, die sich in ihrer

Arbeit auf benachteiligte Jugendliche konzentrierten, wurden auch Freizeiteinrichtungen an der Erhebung beteiligt, in der Hoffnung, bei ihnen diejenigen jungen Frauen und Männer zu finden, die etwa von den Angeboten der Arbeitsverwaltung nicht mehr erreicht werden. Letztendlich unterstützten 25 Einrichtungen die schriftliche Erhebung. Vier von ihnen nutzten das Angebot, die Erhebung von der Projektmitarbeiterin durchführen zu lassen. In Siegen-Fischbacherberg erklärten sich die Fachkräfte vor Ort bereit, mögliche Interviewpartnerinnen und -partner per Hausbesuch zu kontaktieren und zur Mitarbeit zu gewinnen.

Die Größe der Stadtteile spiegelt sich in den Einrichtungen und Trägern vor Ort wieder: In der Dortmunder Nordstadt finden sich zahlreiche Einrichtungen und Träger, die sich – mit ihren spezifischen Angeboten – an die Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils wenden (mit Vertretern von insgesamt 30 Einrichtungen wurden hier Gespräche bezüglich der Mitarbeit an der Fragebogenerhebung geführt). Daneben existieren auch Cafés, die sich nicht ausschließlich dem Konsum, sondern vornehmlich dem „Miteinander“ widmen (in der Regel werden diese von Bürgern nichtdeutscher Herkunft geleitet). Da die Einwohnerzahl im Kölner Stadtteil im Vergleich zur Dortmunder Nordstadt um die Hälfte geringer ist, ist auch die Anzahl der Einrichtungen vor Ort überschaubarer. Mit sechs Einrichtungen bzw. Projektträgern, aus deren Konzeption ersichtlich ist, dass sie sich an Jugendliche und junge Erwachsene wenden, konnten Kooperationsgespräche geführt werden.

Der kleinste Stadtteil, Siegen-Fischbacherberg, stellte bei der Kontaktsuche das größte Problem dar, was auf die Aufgaben und Rahmenbedingungen der dort angesiedelten Einrichtungen zurückzuführen ist. Die drei ansässigen Kirchengemeinden (katholisch, evangelisch, freikirchlich) konzentrieren sich mit ihren Angeboten auf die jüngeren Gemeindeglieder. Das Jugendzentrum wendet sich mit seinen abendlichen Öffnungszeiten zwar an ältere Jugendliche, konzentriert sich in seiner pädagogischen Arbeit jedoch auf Schulsozialarbeit. Das Jugendgemeinschaftswerk des Internationalen Bundes mit seiner Geschäftsstelle im Innenstadtbereich war zum damaligen Zeitpunkt dabei, eine Anlauf- und Beratungsstelle für die nichtdeutschen Bürgerinnen und Bürger aufzubauen, musste dieses Vorhaben jedoch wegen geringer Resonanz inzwischen wieder fallen lassen. Das im Zuge der Baumaßnahmen im Stadtteil errichtete Stadtteil-Café dient der Bürgerbegegnung. Die Sporthalle der Grundschule wird einmal wöchentlich von der Deutschen Sportjugend genutzt, deren sportliche Aktivitäten jedoch bisher bei den älteren Jugendlichen (ab 18 Jahren) keinen Zuspruch finden. Für Siegen-Fischbacherberg bleibt festzuhalten: die meisten Aktivitäten richten sich an jüngere, die wenigen, die auch für ältere Jugendliche offen sind, werden von diesen nicht genutzt.

Die Fragebogenerhebung wurde von Oktober 1999 bis Januar 2000 durchgeführt. Zunächst sollte sie auf zwei Monate beschränkt bleiben, erstreckte sich aber im Endeffekt über vier Monate, da insbesondere in Siegen-Fischbacherberg nach der vorgesehenen Zeit nicht ausreichend Fragebogen vorlagen, aus denen eine Auswahl getroffen werden konnte.

Nach einer ersten Auswertung der Fragebögen erfolgte die Auswahl der jungen Frauen und Männer, mit denen narrative Interviews geführt werden sollten. Um diese Auswahl durchführen zu können waren die Fragebögen mit einem Adressbogen versehen, damit Kontakt zu den Betroffenen aufgenommen werden konnte. Zugleich wurde darin auch die Bereitschaft zu einem

Interview abgefragt. Aus Datenschutzgründen wurden sowohl die Fragebögen als auch die Adressbögen kodiert und sofort nach dem Ausfüllen getrennt. Die Adressen verblieben bei den Kooperationspartnerinnen und Kooperationspartnern, die Fragebögen wurden der Untersuchung zugeführt. Nachdem diejenigen, die für ein Interview infrage kamen, identifiziert waren, wurde der Kontakt über die betreffenden Kooperationspartner hergestellt. Im Anschluss daran wurden dann die Adressbögen vernichtet, um einen späteren Missbrauch auszuschließen.

Insgesamt lagen 260 Fragebögen vor, von denen 23 nicht verwendet werden konnten, da sie nur unzureichend ausgefüllt waren. Die Auswertung erfolgte also auf der Grundlage von 237 Fragebögen, aus denen nachfolgend zentrale Ergebnisse¹¹ vorgestellt werden, die keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben.

Eine erste Analyse der soziodemographischen Merkmale weist die in der Fragebogenerhebung erreichte Gruppe als heterogen aus. Deutsche (49 %) und nichtdeutsche Personen (51 %) sind mit etwa gleichen Anteilen vertreten. Allerdings sind 67,9 % der Befragten männlich. Frauen konnten also auf dem gewählten Zugangsweg nicht zu einem gleichen Anteil (32,1 %) erreicht werden. Innerhalb der beiden Gruppen (Männer und Frauen) ist allerdings die angestrebte Vielfalt im Hinblick auf ethnische Herkunft, Bildungs- und Ausbildungsverläufe, soziale Lagen und Schulabschlüsse erreicht worden.

Der mit über der Hälfte (51 %) der Befragten hohe Anteil von Personen ohne deutsche Staatsangehörigkeit ist einerseits dem gewählten Zugang zur Untersuchungspopulation, andererseits aber auch der Bevölkerungsstruktur der untersuchten Stadtteile zuzuschreiben. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich die Angaben zur Staatsangehörigkeit ausschließlich auf den Zeitpunkt der Fragebogenerhebung bezogen. Die Angaben liefern daher keine Erkenntnisse bzgl. des Migrationshintergrundes der Befragten. Bei den Befragten die angeben, dass sie deutsche Staatsbürger sind, gilt es zu beachten, dass hierunter sowohl Aussiedlerinnen und Aussiedler als auch junge Frauen und Männer zählen (können), die zwar im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft, jedoch anderer ethnischer Herkunft sind und keine Veranlassung sahen hierzu weiterführende Angaben zu machen.

Die größte Gruppe bildeten altersmäßig die 18- bis 20-Jährigen (56,1 %); ein Drittel gehörte der Altersgruppe 21–24 Jahre an, und ein Neuntel der Befragten war 25 Jahre und älter. Es zeigt sich, dass Arbeitslosigkeit keine Erscheinung ist, die vor allem oder erst einmal Jugendliche und junge Erwachsene beim Übergang von der Schule in den Beruf betrifft. Die Tatsache, dass junge Frauen und Männer im Alter von 21–24 bzw. 25 Jahren und älter mit einem Anteil von 43,9 Prozent vertreten sind, kann als Beleg dafür gewertet werden, dass sich „Jugendarbeitslosigkeit“ bei der erreichten Gruppe aus unterschiedlichen Gründen ins „Erwachsenenalter“ verschiebt. Aus Altersgründen wachsen viele Betroffene allerdings in den kommenden Jahren aus dem Zuständigkeitsbereich der Jugendhilfe heraus.

Tab. 1: Befragte nach Altersgruppen

Altersgruppen	Geschlecht				Gesamt	
	männlich		weiblich		Anzahl	Prozent
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent		
18–20 Jahre	95	59%	38	50%	133	56,1%
21–24 Jahre	52	32,3%	25	32,9%	77	32,5%
25 Jahre und älter	14	8,7%	13	17,1%	27	11,4%
Gesamt	161	100%	76	100%	237	100%

Eine zusätzliche Differenzierung der Befragten nach Staatsangehörigkeit lässt erkennen, dass sich hinsichtlich der Altersstruktur nur geringe Unterschiede zwischen den Befragten mit oder ohne deutsche Staatsangehörigkeit ergeben. Festzuhalten bleibt allerdings, dass sich in der Altersgruppe der nichtdeutschen über 25-Jährigen nur drei Prozent der jungen Männer aber 25 Prozent der jungen Frauen befinden. Das Durchschnittsalter der befragten nichtdeutschen Frauen liegt also deutlich höher als das der Männer.

Tab. 2: Befragte nach Altersgruppen und Staatsangehörigkeit

Geschlecht	Altersgruppen	Staatsangehörigkeit				Gesamt	
		deutsch		ausländisch		Anzahl	Prozent
männlich		Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent		
	18–20 Jahre	41	53,9%	54	63,5%	95	59%
	21–24 Jahre	24	31,6%	28	32,9%	52	32,30%
	25 Jahre und älter	11	14,5%	3	3,5%	14	8,70%
Gesamt		76	100%	85	100%	161	100%
weiblich	18–20 Jahre	23	57,5%	15	41,7%	38	50%
	21–24 Jahre	13	32,5%	12	33,3%	25	32,9%
	25 Jahre und älter	4	10%	9	25%	13	17,1%
Gesamt		40	100%	36	100%	76	100%

Mit 68,8 Prozent hatte die Mehrheit der jungen Frauen und Männer die allgemein bildenden Schulen in den Jahren 1995-1999 verlassen, also in einem Zeitraum, in dem der Mangel an Ausbildungsplätzen im Verhältnis zur Nachfrage der Schulabgängerinnen und Schulabgänger besonders groß war. 19,4 Prozent verließen die Schulen in den Jahren 1990–1994, bei 7,6 Prozent der Befragten liegt die Schulentlassung zum Zeitpunkt der Fragebogenerhebung schon 10–18 Jahre zurück. Bei der nachfolgenden Darstellung der Fragebogenergebnisse wurden die Schulabschlussarten Haupt- und Realschulabschluss zusammengefasst. Die Zusammenführung der Ergebnisse hinsichtlich der Schulabschlüsse erfolgte u. a. nach deren beruflichen Verwertungsmöglichkeiten: Jugendliche und junge Erwachsene, welche die Schule ohne einen Schulabschluss bzw. mit einem Abschluss der Sonderschule verlassen haben, finden erfahrungsgemäß nur schwer Zugang zu einem Ausbildungsverhältnis. In der Regel gehen sie einer Ungelerntentätigkeit nach oder finden sich in prekären Beschäftigungsverhältnissen wieder. Bei den Befragten mit Haupt- bzw. Realschulabschluss wurde dem Umstand Rechnung getragen, dass es Anzeichen dafür gibt, dass diese Abschlüsse als „normale“ Abschlüsse und relativ gleichwertig angesehen werden. Befragten mit Abitur bzw. der Fachhochschulreife bieten sich dagegen die größten Möglichkeiten, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Sie können andere Bewerberinnen und Bewerber – vor allem solche mit schlechten schulischen Abgangsvoraussetzungen – auf dem Arbeitsmarkt verdrängen. Außerdem eröffnet ihnen die Aufnahme eines Studiums weitere berufliche Optionen.

57 Befragte (24,1 %) gaben an, keinen oder einen Abschluss der Sonderschule erworben zu haben. Eine überraschend große Gruppe von 33 Befragten (13,9 %) kann das Abitur bzw. die Fachhochschulreife vorweisen. Die Mehrheit (59,9 %) hat entweder den Haupt- oder den Realschulabschluss erworben. In sechs Fällen machten die Befragten keine genaueren Angaben hinsichtlich ihres Schulabschlusses. Die Zahlen zeigen, dass – wie in dieser Population zu erwarten – Befragte, die nicht mindestens den Hauptschulabschluss erworben haben, überproportional vertreten sind. Die große Gruppe mit Haupt- und Realschulabschlüssen bestätigt einmal mehr, dass diese Abschlüsse einen reibungslosen Übergang in Ausbildung und Arbeit nicht garantieren. Der überraschend hohe Anteil junger Leute mit Hoch- und Fachhochschulreife wirft die Frage nach einer möglicherweise auch freiwillig gesuchten prekären Phase des Übergangs auf.

Tab. 3: Schulabschlüsse der Befragten – Gesamtüberblick

Art des Schulabschlusses	Anzahl	Prozent
Keinen/Sonderschule	57	24,1%
Haupt-/Realschule	141	59,5%
Abitur/Fachhochschulreife	33	13,9%
keine Angaben	6	2,5%
Gesamt	237	100%

Bei der Differenzierung der Schulabschlüsse nach Geschlecht erhalten wir folgendes Bild: Jeder vierte der befragten jungen Männer, aber nur jede fünfte junge Frau hat keinen Schulabschluss bzw. nur den Abschluss der Sonderschule erworben. In der Gruppe mit abgeschlossener Haupt- oder Realschule liegt dafür der Anteil der Frauen um fünf Prozentpunkte über dem der Männer (64,8 % zu 59,4 %). Bei Männern wie bei Frauen liegt der Anteil der Befragten mit Fachhochschulreife bzw. Abitur bei etwa 14 Prozent. Die Zahlen bestätigen in der Tendenz die Annahme, dass die Chancen, mit einem Haupt- oder Realschulabschluss Zugang zu Ausbildung und Arbeit zu finden, für Mädchen schlechter sind als für Jungen. Kein Unterschied zeigt sich demgegenüber bei dem Risiko, trotz Abitur oder Fachhochschulreife nicht fest in das Ausbildungssystem bzw. den Arbeitsmarkt integriert zu werden.

Tab. 4: Schulabschlüsse nach Geschlecht

Schulabschluss	Geschlecht				Gesamt	
	männlich		weiblich		Anzahl	Prozent
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
Keinen/Sonderschule	42	26,3%	15	21,1%	57	24,7%
Haupt-/Realschule	95	59,4%	46	64,8%	141	61%
Abitur/Fachhochschulreife	23	14,4%	10	14,1%	33	14,3%
Gesamt	160	100%	71	100%	231	100%

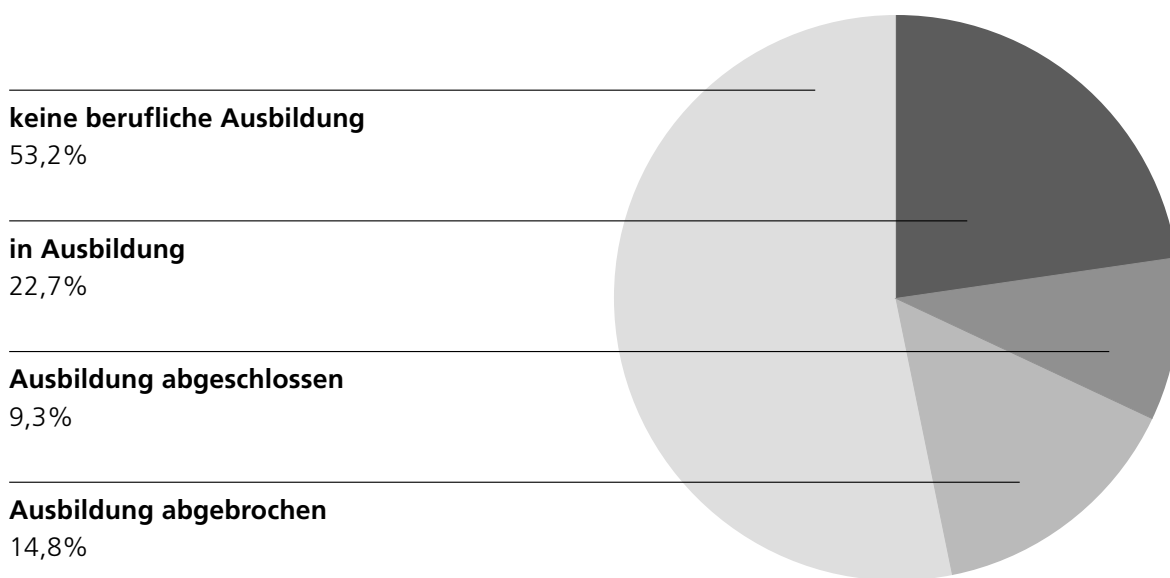
Eine Analyse der Schulabschlüsse der Befragten hinsichtlich Nationalität ergibt keine nennenswerten Unterschiede zwischen den Befragten deutscher bzw. nichtdeutscher Herkunft.

Zu berücksichtigen ist dabei, dass der Anteil der nichtdeutschen Befragten 51 % betrug, während z. B. ausländische Jugendliche 14,2 % aller Schulabgängerinnen und Schulabgänger des Schuljahres 1997/98 in Nordrhein-Westfalen stellten. Der Anteil der ausländischen Schulabgängerinnen und Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss lag dabei mit 30,4 % etwa doppelt so hoch wie ihr Gesamtanteil.¹² Dies übertrifft den Anteil von 23,1 % der nichtdeutschen Befragten ohne einen Schulabschluss bzw. mit einem Sonderschulabschluss erheblich.

Tab. 5: Schulabschlüsse nach Staatsangehörigkeit

Schulabschluss	deutsch		ausländisch		Gesamt	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
Keinen/Sonderschule	30	26,3%	27	23,1%	57	24,7%
Haupt-/Realschule	66	57,9%	75	64,1%	141	61%
Abitur/Fachhochschulreife	18	15,8%	15	12,8%	33	14,3%
Gesamt	114	100%	117	100%	231	100%

Mit 68 Prozent verfügt ein relativ hoher Prozentsatz der Befragten zum Zeitpunkt der Erhebung über keine berufliche Ausbildung, welche in der Regel die beste Voraussetzung für eine berufliche Integration darstellt: 53,2 Prozent konnten noch keinen Zugang in das Ausbildungssystem finden; 14,3 Prozent hatten zwar eine Ausbildung begonnen, aber wieder abgebrochen (Abb. 1)

Abb.1: Stand der beruflichen Ausbildung

Bei der Analyse nach Nationalitäten fällt auf, dass mehr deutsche (28,2 %) als nichtdeutsche (17,6 %) einer beruflichen Ausbildung nachgehen. Von den Befragten mit einem Haupt- bzw. Realschulabschluss waren dies knapp ein Viertel.

Gut die Hälfte der befragten jungen Frauen und Männer mit Abitur oder Fachhochschulreife (16, das entspricht 48,5 %) nutzten ihren Schulabschluss zur Aufnahme einer Ausbildung. Dagegen zeigt sich, dass diejenigen Befragten, welche die Schule ohne einen Hauptschulabschluss bzw. mit dem Abschluss der Sonderschule verlassen haben, nur schwer Zugang finden: Lediglich 4 (7,4 %) befanden sich in Ausbildung.

34 (14,8 %) Befragte gaben an, eine Ausbildung (dazu zählten Ausbildungsstellen auf dem ersten Arbeitsmarkt, öffentlich geförderte, betriebliche und überbetriebliche Ausbildungen, ein Studium) abgebrochen zu haben. Es handelte sich dabei um 22 Männer und 12 Frauen sowie um 21 deutsche und 13 nichtdeutsche Befragte. Bei dem Vergleich der erzielten Schulabschlüsse der Abbrecherinnen und Abbrecher zeigt sich, dass mit 26 Nennungen vor allem junge Frauen und Männer mit Haupt- bzw. Realschulabschluss den eingeschlagenen beruflichen Weg wieder verlassen haben. Nur drei Befragte ohne Schulabschluss bzw. mit Sonderschulabschluss und vier mit einem höheren Schulabschluss hatten eine Ausbildung abgebrochen.

Eine Ausbildung abgeschlossen haben 22 (9,3 %) Befragte: je elf junge Frauen (15,3 %) und junge Männer (7 %), 14 (12,7 %) der deutschen Befragten und 8 (6,7 %) der nichtdeutschen Befragten. Die der Ausbildung zugrunde liegenden Schulabschlüsse verteilen sich wie folgt: 13 hatten einen Haupt- bzw. Realschulabschluss und sechs Abitur bzw. Fachhochschulreife. Drei Befragte, die keinen bzw. den Abschluss der Sonderschule hatten, konnten trotz ihrer eher ungünstigen schulischen Voraussetzungen, eine Ausbildung beginnen und erfolgreich zum Abschluss bringen.

Das Durchlaufen von Maßnahmen und daraus resultierende (Maßnahmen-) Karrieren sind für die jungen Frauen und Männer der schriftlichen Befragung Realität.

Insgesamt 222 Befragte gaben an, dass sie durch das Arbeits- oder Sozialamt schon einmal in eine (oder auch mehrere) Maßnahme(n) vermittelt wurden. Bei der Beantwortung dieser Frage konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Erhebung zwischen vier Maßnahmetypen unterscheiden:

- Maßnahme zum Erwerb eines Schulabschlusses
- berufsvorbereitende Maßnahme
- Beschäftigungsprojekte, dazu zählten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) sowie Arbeiten & Lernen Maßnahmen
- Maßnahme zum Erwerb eines Ausbildungsabschlusses in einem anerkannten Ausbildungsberuf

132 der Befragten konnten genauere Angaben zum Typ der vermittelten Maßnahme machen. Da viele der Befragten an mehreren Maßnahmen auch unterschiedlichen Typs teilgenommen hatten, gab es bei dieser Frage Mehrfachnennungen. Dabei zeigt sich, dass die meisten der befragten jungen Männer und Frauen (72) in ein Beschäftigungsprojekt, d.h. eine Arbeitsbeschaffungs- oder Arbeiten & Lernen Maßnahme, vermittelt wurden, und zwar etwa die Hälfte der männlichen (52,5 %) und 61,3 % der weiblichen Befragten, die diese Frage beantworteten. Eine Analyse nach Nationalitäten zeigt, dass deutsche junge Frauen und Männer häufiger in ein Beschäftigungsprojekt vermittelt wurden

als Befragte nichtdeutscher Herkunft (45 von 66 der Deutschen gegenüber 27 von 66 der Nichtdeutschen).

43,6 Prozent der männlichen und 32,3 Prozent der weiblichen Befragten war in eine berufsvorbereitende Maßnahme vermittelt worden. Hier zeigt sich hinsichtlich der Nationalitäten ein umgekehrtes Teilnehmerbild. Bei den berufsvorbereitenden Maßnahmen waren Befragte nichtdeutscher Herkunft stärker vertreten (47 % der nichtdeutschen, aber nur 34,5 % der deutschen Befragten, die diese Frage beantworteten).

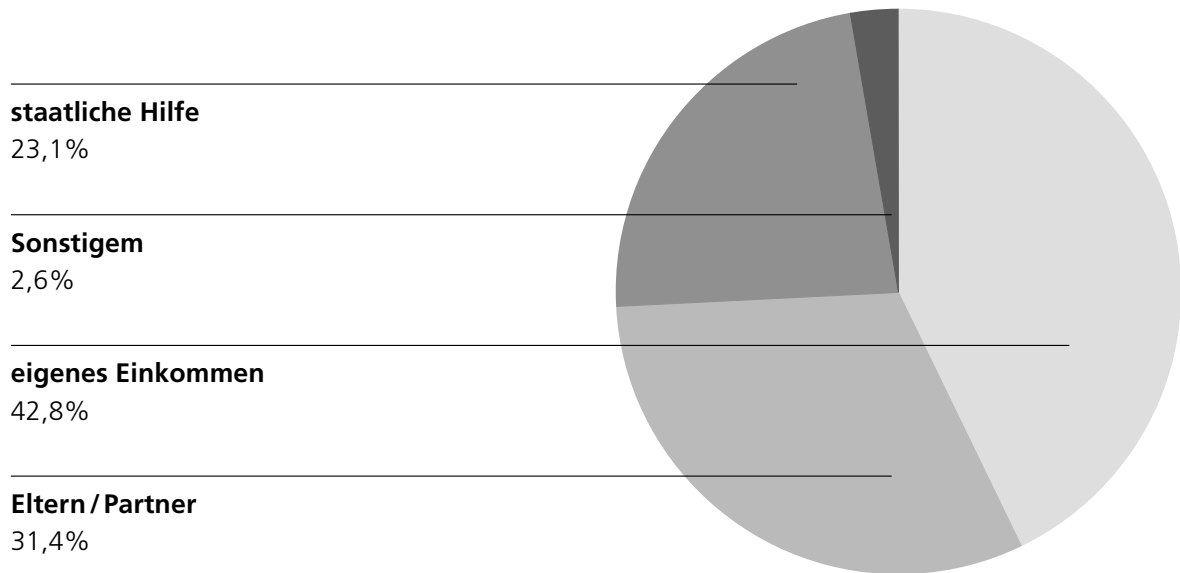
Die wenigsten Nennungen konnten jene Maßnahmen, die zum Erwerb eines Schulabschlusses bzw. zu einem anerkannten Ausbildungsabschluss führen, auf sich vereinen. Insgesamt wurden 22 Befragte in eine Maßnahme vermittelt, die zum Ziel hat, einen Schulabschluss zu ermöglichen, davon nur 13 ohne Schulabschluss bzw. mit Abschluss der Sonderschule. Acht Befragte mit Haupt- bzw. Realschulabschluss nutzten diese Möglichkeit um einen bereits erreichten Schulabschluss durch verbesserte Noten in der Maßnahme aufzuwerten. Ein Befragter mit Abitur bzw. Fachhochschulreife gab ebenfalls an, an einer solchen Maßnahme teilgenommen zu haben. Dabei waren zwei Gründe ausschlaggebend: zum einen sollte damit die Zeit der Arbeitslosigkeit überbrückt werden zum anderen sollte auch hier die Chance genutzt werden, den ohnehin guten Schulabschluss durch einen guten Notendurchschnitt –in einem Lehrgang- in dem Sinne aufzuwerten, in dem dadurch Leistungsbereitschaft signalisiert werden sollte.

17 Befragte waren in eine Maßnahme vermittelt worden, in der sie einen anerkannten Ausbildungsberuf erlernen konnten. Dies gab knapp jede/r Zehnte der männlichen und weiblichen Befragten an. Anders als bei den Beschäftigungsprojekten und ähnlich wie bei den berufsvorbereitenden Maßnahmen waren Befragte nichtdeutscher Herkunft hier stärker vertreten. Darunter waren 13 Befragte mit Haupt- oder Realschulabschluss, ein Befragter mit Abitur bzw. Fachhochschulreife, drei Befragte ohne Schulabschluss bzw. mit Abschluss der Sonderschule, die in der Regel eine zentrale Adressatengruppe für diese Angebotsform darstellen. Dies ist möglicherweise ein Indiz dafür, dass die Benachteiligtenausbildung die Gruppe der im engeren Sinne Benachteiligten nur begrenzt erreicht.

Mit 98 (42,8 %) Befragten sicherte die größte Gruppe den Lebensunterhalt durch ein eigenes Einkommen: knapp die Hälfte der männlichen (45 %), jedoch nur etwas mehr als ein Drittel der weiblichen Befragten. Bei der Analyse der Nationalitäten zeigt sich, dass knapp die Hälfte (49,6 %) der Deutschen das eigene Einkommen erwirtschaftete, jedoch nur etwas mehr als ein Drittel der nichtdeutschen Befragten.

Dies erklärt sich möglicherweise daraus, dass mehr nichtdeutsche als deutsche Befragte sich in berufsvorbereitenden Maßnahmen, dafür mehr deutsche Befragte in Beschäftigungsmaßnahmen befanden. Mit Letzteren verbunden ist eine dem Ausbildungsstand entsprechende, tarifgerechte Bezahlung. Diese liegt in der Regel über der „Entlohnung“ in berufsvorbereitenden Maßnahmen. Unterschiede bei der Sicherung des Lebensunterhaltes gibt es auch in Abhängigkeit von den erworbenen Schulabschlüssen: Weniger als ein Drittel der Befragten ohne Schulabschluss bzw. mit Sonderschulabschluss konnte den Lebensunterhalt aus eigenem Einkommen sichern. Bei denen mit Haupt- oder Realschulabschluss waren es fast 44 Prozent und bei denen mit Abitur oder Fachhochschulreife 63,6 Prozent, die den Lebensunterhalt aus eigenem Einkommen bestreiten konnten.

Abb. 2: Art des Lebensunterhalts der Befragten im letzten Jahr vor der Fragebogenberhebung



72 Befragte (31,4%) waren bei der Sicherung ihres Lebensunterhaltes auf die Einkünfte ihres Partners/ihrer Partnerin oder auf die Eltern angewiesen. Im letzteren Fall lebten die Befragten in der Regel im elterlichen Haushalt und erhielten neben der kostenlosen Unterkunft und Verpflegung ein Taschengeld. Die Sicherung des Lebensunterhaltes durch Partner/-in oder Eltern war bei nur einem Fünftel der weiblichen, aber einem Drittel der männlichen Befragten gegeben. Da der Anteil der nichtdeutschen Befragten an der Gruppe derjenigen, die vom eigenen Einkommen leben konnten, geringer ist als der Anteil der deutschen Befragten, ist es nicht verwunderlich, dass die nichtdeutschen auch häufiger auf die Einkünfte ihres Partners/ihrer Partnerin bzw. auf die Eltern angewiesen sind (43,1% zu 19,5%). Demgegenüber zeigen sich keine Zusammenhänge zwischen dem erworbenen Schulabschluss und der Sicherung des Lebensunterhaltes durch Partner/-in oder Eltern.

Transferleistungen, dazu zählen Arbeitslosengeld bzw. -hilfe und Sozialhilfe, bildeten für 53 Befragte die Grundlage ihres Lebensunterhaltes. Dies war bei den jungen Frauen doppelt so häufig der Fall wie bei den Männern (36% zu 17%), bei den deutschen häufiger als bei den nichtdeutschen Befragten (28 zu 18%). In besonders hohem Maße abhängig von staatlicher Hilfe waren Befragte ohne Schulabschluss bzw. mit Abschluss der Sonderschule (ca. 37%), im geringeren Umfang Personen mit Haupt- oder Realschulabschluss (ca. 22%) und nur sehr selten (6%) Befragte mit Abitur oder Fachhochschulreife.

Auch wenn mit 42,8 Prozent die größte Gruppe der befragten jungen Frauen und Männer im letzten Jahr vor der schriftlichen Befragung den Lebensunterhalt durch ein eigenes Einkommen sicherstellte, kann dies nicht über deren häufig prekäre finanzielle Situation hinwegtäuschen: die meisten dieser jungen Frauen und Männer nahmen an einer Maßnahme teil (38,7%). Überwiegend enden solche Maßnahmen nach Ablauf eines Jahres, was in den meisten Fällen zum Bezug von Arbeitslosengeld berechtigt, aber auch zu einer Einkommenseinbuße führt. Etwa jede/r Fünfte verdiente sich den Lebensunterhalt durch eine Un- oder Angelerntentätigkeit, jede/r Zehnte durch ständig wechselnde Tätigkeiten.

2.3.2 Qualitatives Panel: Beschreibung der Interviewteilerinnen und -teiler¹³

Wie bereits erwähnt, diente die Fragebogenerhebung der Identifizierung potenzieller Interviewpartnerinnen und -partner. Dabei spiegelt der Rücklauf der Fragebögen die Größe der Stadtteile und die Anzahl der Einrichtungen wider: 186 Bögen aus der Dortmunder Nordstadt, 43 aus Köln-Kalk und nur acht aus Siegen-Fischbacherberg, aus denen die Stichprobe für die qualitative Untersuchung gebildet werden konnte. Dabei sollten diejenigen ermittelt werden, deren berufliche Lebensverläufe Brüche und Diskontinuitäten aufweisen, die arbeitslos sind und deren Schulabgangsjahr schon einige Jahre zurück liegt. Dem Zugang zu potentiellen Probandinnen und Probanden waren durch die Notwendigkeit des Vorliegens einer Einverständniserklärung für ein persönliches Interview Grenzen gesetzt. So konnten einige der Fragebogenteilnehmerinnen und -teiler nicht für ein Interview gewonnen werden, da sie die Anonymität der schriftlichen Erhebung nicht aufgeben wollten. Dennoch konnten 52 jungen Frauen und Männer aus der quantitativen Erhebung für die Interviews gewonnen werden. Da die Fallzahl in Siegen-Fischbacherberg mit acht ohnehin gering ausfiel, zudem fünf davon ihre Bereitschaft zu einem Interview kategorisch verneinten, mussten zusätzlich durch weitere Aktivitäten über Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Einrichtungen und der Projektmitarbeiterin Interviewpartnerinnen und -partner ermittelt werden. Auf diesem Wege konnten drei Probandinnen und Probanden gewonnen werden.

Sowohl in Dortmund-Nordstadt als auch in Köln-Kalk wurden ebenfalls je drei Probandinnen und Probanden zusätzlich in die Untersuchung miteinbezogen, die nicht durch die quantitative Erhebung erfasst worden waren. Auch hier ergab sich die Teilnahme durch den persönlichen Kontakt. Zudem wurde bei der qualitativen Erstbefragung eine große Befragtenzahl einbezogen, da davon ausgegangen wurde, dass über einen Zeitraum von 18 Monaten ein großer Verlust eintreten würde, was aber nicht der Fall war. Lediglich zehn Probandinnen und Probanden wurden im Laufe der Untersuchung verloren, wobei das Gros erst bei der dritten und letzten Befragung fehlte.

Nachfolgend werden die wichtigsten Daten und Fakten der befragten jungen Frauen und Männer vorgestellt.

2.3.2.1 Soziodemographische Merkmale der Befragten: Geschlecht, Nationalität, Alter und Familienstand

Insgesamt konnten 52 junge Erwachsene für die qualitative Untersuchung gewonnen werden: 21 Frauen und 31 Männer. Der geringere Anteil der Frauen ergab sich zum einen dadurch, dass sich schon weniger Frauen an der schriftlichen Erhebung (76 Frauen gegenüber 161 Männern) beteiligt hatten, was die Möglichkeit der Auswahl von vornherein einschränkte. Zudem erklärten sich nur wenige junge Frauen bereit, sich für ein persönliches Interview zur Verfügung zu stellen. Im Hinblick auf die Nationalität ergibt sich folgendes Bild: 32 der jungen Frauen und Männer hatten die deutsche, 20 eine nicht-deutsche Staatsangehörigkeit. Bei den 32 jungen Frauen und Männer mit deutscher Staatsangehörigkeit bleibt anzumerken, dass drei von ihnen nicht-deutscher Herkunft waren. Eine Aussiedlerin kam im Alter von zehn Jahren aus Rumänien mit ihren Eltern nach Deutschland.

Die Anzahl der interviewten jungen Frauen und Männer verteilt sich auf die Untersuchungsstandorte wie folgt: 29 Probandinnen und Probanden in der

Dortmunder Nordstadt, 17 in Köln-Kalk und 6 in Siegen-Fischbacherberg. Tabelle 1 gibt einen genauen Überblick über die Gesamtverteilung und die Anzahl der Befragten nach Geschlecht und Nationalität in den einzelnen Untersuchungsstandorten:

Tab. 1: Anzahl der Befragten: Gesamtüberblick und nach Untersuchungsstandorten

Gesamtüberblick			
Nationalität	Frauen	Männer	Gesamt
ausländisch	9	11	20
deutsch	12	20	32
Gesamt	21	31	52
davon deutsche Staatsangehörige mit nichtdeutscher Herkunft			
	1	3	4
Aussiedler			
	1	0	1
davon entfallen auf die Untersuchungsstandorte			
Dortmund-Nordstadt			
ausländisch	6	7	13
deutsch	7	9	16
Gesamt	13	16	29
davon deutsche Staatsangehörige mit nichtdeutscher Herkunft			
	1	1	1
Köln-Kalk			
ausländisch	3	3	6
deutsch	3	8	11
Gesamt	6	11	17
davon deutsche Staatsangehörige mit nichtdeutscher Herkunft			
	0	2	2
Siegen-Fischbacherberg			
ausländisch	0	1	1
deutsch	2	3	5
Gesamt	2	4	6
davon deutsche Staatsangehörige mit nichtdeutscher Herkunft			
	0	1	1
Aussiedler			
	1	0	1

Das Herkunftsland von neun den Befragten nichtdeutscher Herkunft war die Türkei; in vier Fällen waren es Länder des früheren Jugoslawien; in drei Fällen Länder der europäischen Gemeinschaft. Andere Herkunftsländer waren: Russland (1), Marokko (2) und Tunesien (1).

**Tab. 2: Verteilung der Herkunftsländer der Befragten:
Gesamt und nach Untersuchungsstandorten**

	Gesamt	Siegen	Dortmund	Köln
Deutschland	32	5	16	11
Türkei	9	0	7	2
ehem. Jugoslawien				
Jugoslawien	1	0	0	1
Bosnien	1	0	1	0
Kroatien	2	0	2	0
Länder der europäischen Gemeinschaft				
Portugal	1	0	1	0
Italien	1	0	0	1
Dänemark	1	0	0	1
andere Herkunftsländer				
Russland	1	0	0	1
Marokko	2	0	2	0
Tunesien	1	1	0	0
Gesamt	52	6	29	17

31 Befragte waren in der Altersgruppe der 18 bis 20-Jährigen: 15 junge Frauen und 16 junge Männer gehören dieser Altersgruppe an. Die nächstgrößte Gruppe bildet mit 12 Befragten die Altersgruppe 21–25 Jahre.

Es gab hinsichtlich der Altersstruktur nur geringe Unterschiede zwischen den Befragten mit oder ohne deutsche Staatsangehörigkeit: Von den insgesamt neun Befragten der Altersgruppe 26–30 Jahre wohnten alleine acht in der Dortmunder Nordstadt. In Köln-Kalk konzentrieren sich die Arbeits- und Sozialverwaltung darauf, arbeitslose junge Erwachsene möglichst früh bzw. so schnell wie möglich in den Arbeitsmarkt zu integrieren, um einer „vererbten Sozialhilfeabhängigkeit“ entgegen zu wirken. Insofern waren die in diesem Stadtteil befragten Personen im Durchschnitt jünger.

**Tab. 3: Befragte nach Altersgruppen, Nationalität:
Gesamtübersicht und nach Untersuchungsstandort**

Staatsangehörigkeit	deutsch		ausländisch		Gesamt
	Frauen	Männer	Frauen	Männer	
Altersgruppen					
18–21 Jahre	9	9	6	7	31
22–25 Jahre	1	6	1	4	12
26–30 Jahre	2	4	2	1	9

davon entfallen auf die Untersuchungsstandorte

Dortmund-Nordstadt

18–21 Jahre	4	3	3	4	14
22–25 Jahre	1	2	1	3	7
26–30 Jahre	2	4	2	0	8

Köln-Kalk

18–21 Jahre	3	6	3	2	14
22–25 Jahre	0	2	0	1	3
26–30 Jahre					0

Siegen-Fischbacherberg

18–21 Jahre	2	0	0	1	3
22–25 Jahre	0	2	0	0	2
26–30 Jahre	0	0	0	1	1

Im Hinblick auf den Familienstand ergibt sich folgendes Bild: Bis auf vier verheiratete Personen, von denen drei von ihren Ehepartnern getrennt lebten, waren die Befragten ledig. Eine junge Frau nichtdeutscher Herkunft, die von ihrem Ehepartner getrennt lebt, ist für die Erziehung der drei Kinder alleine verantwortlich. Je ein Kind hatten auch eine junge Frau, jedoch lebt das Kind bei Pflegeeltern, sowie ein junger Mann, beide Befragten sind deutscher Herkunft. Der junge Mann lebt mit der Mutter seines Sohnes zusammen und hat zur Wahrnehmung seiner Vaterpflichten eine feste Anstellung gekündigt, damit die Kindesmutter ihre begonnene Ausbildung zu Ende bringen kann.

Tab. 4: Familienstand der Befragten

Nationalität	ledig	verheiratet	verheiratet aber getrennt lebend
deutsch	32	0	0
ausländisch	16	1	3
Gesamt	48	1	3

2.3.2.2 Wohnsituation der Befragten

Die Befragten wohnen entweder bei den Eltern oder aber in der eigenen Wohnung: ersteres galt für 22 Befragte, letzteres für 21 Befragte. Im Vergleich der Nationalitäten fällt auf, dass mehr Befragte deutscher Staatsangehörigkeit eine eigene Wohnung bewohnten: 15 der deutschen Befragten; jedoch nur sechs Befragte ausländischer Herkunft wohnen in ihren eigenen vier Wänden. Hier zeigt sich, dass junge Frauen und Männer nichtdeutscher Herkunft, der Tradition ihres Heimatlandes folgend, die elterliche Wohnung in der Regel erst aufgrund einer Heirat und der damit einhergehenden Familiengründung verlassen. Fünf junge Frauen und Männer lebten mit ihren „Lebensabschnittspartnerinnen und Lebensabschnittspartnern“ zusammen, wobei sich dies in der Mehrheit auf den Dortmunder Norden bezog. Drei Befragte lebten in einer Wohngemeinschaft.

Tab.5: Wohnsituation der Befragten nach Nationalität

	deutsch	ausländisch	Gesamt
Eltern	10	12	22
Verwandte	1	0	1
Freunde/Bekannte	3	0	3
mit Partner/Partnerin lebend	3	2	5
eigene Wohnung	15	6	21

2.3.2.3 Schulbildung

Die Mehrheit, nämlich 33 der interviewten jungen Frauen und Männer, hat die allgemein bildenden Schulen in den Jahren 1995-1999 verlassen, also in einem Zeitraum, in dem der Mangel an Ausbildungsplätzen im Verhältnis zur Nachfrage der Schulabgänger besonders groß war. Zwölf Befragte verließen die Schulen in den Jahren 1991-1994. Bei den älteren Probandinnen und

Probanden verteilen sich die Schulabgangsjahre wie folgt: 1985 verließ ein Befragter die Schule, 1987 waren es zwei und 1988 war es wieder ein Befragter. Drei der interviewten jungen Frauen und Männer konnten hinsichtlich ihres Schulabgangsjahres keine genaue Angaben machen, darunter sind zwei, die die Schule ohne eine schulische Qualifikation verlassen haben.

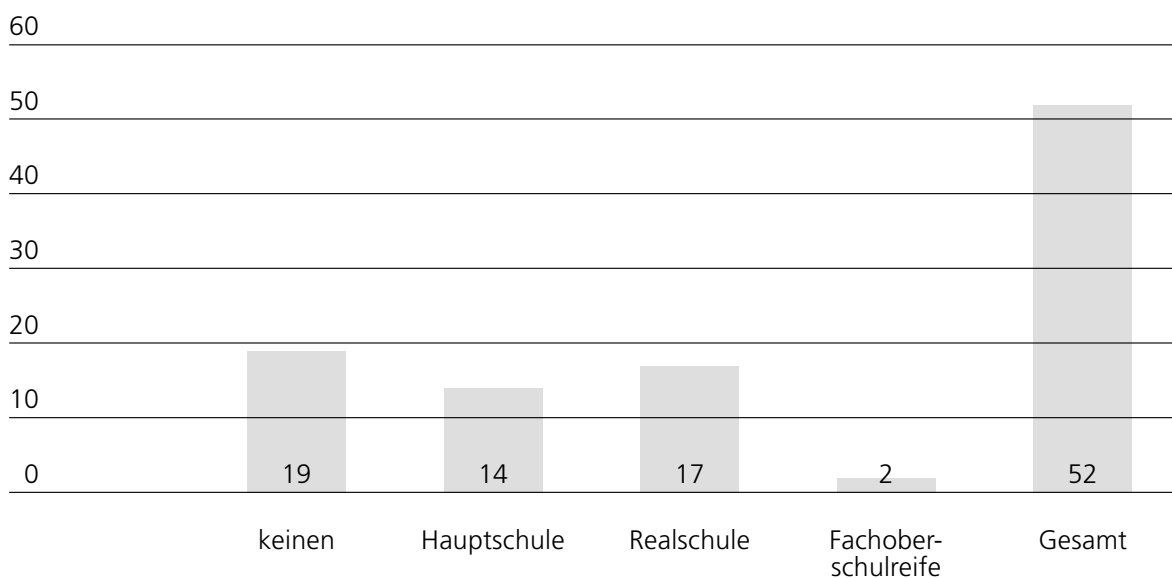
Wie viele Probandinnen und Probanden in den Jahren 1985–1999 die Schule im einzelnen verließen, darüber gibt Tabelle 6 Auskunft.

Tab. 6: Schulabgangsjahr

Schulabgangsjahr	Anzahl
1985	1
1987	2
1988	1
1991	2
1992	8
1994	2
1995	11
1996	6
1997	8
1998	5
1999	3
Gesamt	49
keine Angabe möglich	3
Total	52

Hinsichtlich der erreichten schulischen Abschlüsse der jungen Frauen und Männer zeigt sich folgendes Bild:

Abb. 2: Schulabschlüsse der Befragten: Gesamtüberblick



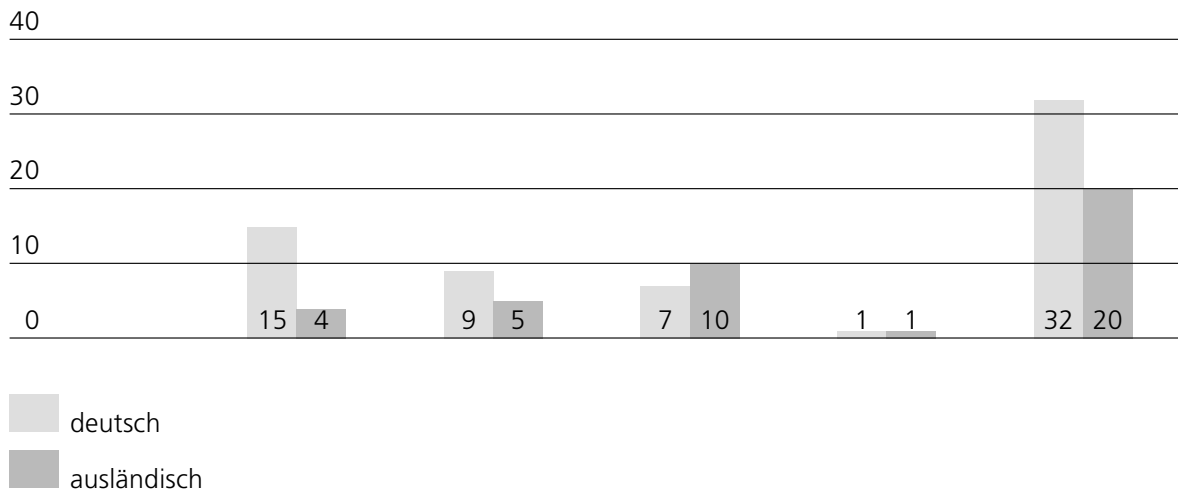
19 Befragte hatten die allgemein bildende Schule ohne einen Abschluss verlassen, weitere 14 immerhin mit dem Hauptschulabschluss. 17 junge Frauen und Männer verfügen über einen Realschulabschluss, z.T. mit Qualifikation, d.h. sie sind berechtigt, die gymnasiale Oberstufe (Gymnasium, Abendschule) zu besuchen.

Jugendliche und junge Erwachsene, welche die Schule ohne einen Schulabschluss verlassen haben, finden erfahrungsgemäß nur schwer Zugang zu einem Beschäftigungsverhältnis. Allerdings gibt es auch Hinweise, dass Abschlüsse der Haupt- und Realschule keine Garantie für einen reibungslosen Übergang von Schule in den Beruf beinhalten, obwohl für eine Vielzahl von Ausbildungsberufen diese Abschlüsse die „Normalvoraussetzung“ darstellen. Diese Tatsache war auch Motiv für die beiden männlichen Befragten, die eine Fachoberschulreife vorweisen konnten: Beide jungen Männer haben sich von der Hauptschule zur Fachoberschulreife durch den Besuch von weiterführenden Schulen hochgearbeitet, da sie bei den jährlichen Bewerbungen für handwerkliche Ausbildungsberufe keinen Ausbildungsplatz erhalten hatten. Durch den Besuch weiterführender Schulen wollten sie sich einen Wettbewerbsvorteil verschaffen. Beiden jungen Männern gemeinsam war, dass sie nach eigenen Aussagen den Schulbesuch sofort abgebrochen hätten, wenn sie einen Ausbildungsplatz erhalten hätten.

Bei der Analyse der erreichten Schulabschlüsse zeigt sich, dass vor allem junge Frauen und Männer nichtdeutscher Herkunft über die insgesamt höheren Schulabschlüsse verfügen. 15 der deutschen jungen Erwachsenen hat die Schule ohne einen Abschluss verlassen. Neun erreichten einen Hauptschulabschluss, den Abschluss einer Realschule erreichten sieben. Ein Befragter mit deutscher Staatsangehörigkeit aber nichtdeutscher Herkunft hat die Fachoberschulreife.

Von den jungen Erwachsenen nichtdeutscher Herkunft haben vier Befragte die Schule ohne einen Abschluss verlassen. Fünf taten dies mit dem Abschluss der Hauptschule. Mit zehn Befragten hat die Hälfte der nichtdeutschen Befragten die Schule mit einem Realschulabschluss verlassen, ein weiterer hat die Fachoberschulreife.

Abb. 3: Schulabschlüsse der Befragten nach Nationalität



Die Ergebnisse zu den erreichten Schulabschlüssen der nichtdeutschen Befragten konnten durch die Interviews bestätigt werden: Junge Frauen und Männer, die über keine deutsche Staatsangehörigkeit verfügen, versuchen, sich durch eine bessere schulische Qualifikation einen – kleinen – Wettbewerbsvorteil gegenüber den deutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu verschaffen. Zu oft haben sie im Laufe ihrer beruflichen Integrationsbemühungen erfahren, dass „Nationalität über Noten“ steht, d.h. dass die nichtdeutsche Herkunft als Kriterium über der individuellen Leistungsfähigkeit steht.

Die Ergebnisse hinsichtlich der erreichten Schulabschlüsse sind abschließend noch einmal in einer Gesamttabelle dargestellt. Hier wird zusätzlich nach Geschlecht und Untersuchungsstandort differenziert.

Tab. 7: Schulabschlüsse der Befragten nach Geschlecht, Nationalität und Untersuchungsstandort

Art des Schulabschlusses	deutsch		ausländisch	
	weiblich	männlich	weiblich	männlich
keinen	6	9	3	1
Hauptschule	2	7	3	2
Realschule	4	3	3	7
Fachoberschulreife	0	1	0	1
Gesamt	12	20	9	11

Verteilung in den Untersuchungsstandorten

Dortmund-Nordstadt

keinen	3	5	3	0
Hauptschule	1	2	1	2
Realschule	3	2	2	4
Fachoberschulreife	0	0	0	1
Gesamt	7	9	6	7

Köln-Kalk

keinen	2	4	0	1
Hauptschule	1	2	2	0
Realschule	0	1	1	2
Fachoberschulreife	0	1	0	0
Gesamt	3	8	3	3

Siegen-Fischbacherberg

keinen	1	0	0	0
Hauptschule	0	3	0	0
Realschule	1	0	0	1
Fachoberschulreife	0	0	0	0
Gesamt	2	3	0	1

2.3.2.4 Ausbildungsstand

Entsprechend der Absicht, junge Frauen und Männer, die keine Aussicht auf eine stabile berufliche Integration haben, zu interviewen, verwundert es nicht, dass von den insgesamt 52 Befragten der Untersuchungspopulation lediglich neun über eine abgeschlossene Ausbildung verfügen. Sie konnten ihren

Abschluss jedoch nicht verwerten, da sie nach Ausbildungsende bzw. nach einiger Zeit der Berufstätigkeit aus betrieblichen Gründen entlassen wurden. Ein Blick auf die Geschlechter zeigt, dass es mehr weibliche, nämlich fünf, Befragte waren, die über eine abgeschlossene Ausbildung verfügen. 17 (acht Frauen und neun Männer) hatten zwar eine Ausbildung begonnen, diese jedoch wieder abgebrochen. Bis auf zwei weibliche Befragte hatten alle anderen der jungen Erwachsenen die Ausbildung abgebrochen, weil die beruflichen Ausbildungsinhalte nicht ihren persönlichen Neigungen und Interessen entsprachen. Von den zwei genannten weiblichen Befragten, beendete die eine junge Frau deutscher Herkunft ihre Ausbildung, da sie nach eigener Wahrnehmung an ihrem Arbeitsplatz dem Mobbing ausgesetzt war und die Atmosphäre am Ausbildungsplatz sich massiv auf ihre schulischen Leistungen auswirkte. Aufgrund der Unfähigkeit der Ausbildungsstätte, auf kritische Ereignisse zu reagieren, endete das Ausbildungsverhältnis einer jungen Frau nichtdeutscher Herkunft: Wenige Monate nach Ausbildungsbeginn verstarb ihr Vater bei der Ausübung seiner beruflichen Tätigkeit (Reisebusfahrer). Den Traditionen des Herkunftslandes (ehem. Jugoslawien) folgend wurde der Vater im Heimatland beigesetzt. Da ihr jedoch nur zwei freie Tage gewährt wurden, sie aufgrund ihrer kurzen Betriebszugehörigkeit keinen Urlaubsanspruch hatte, hat die junge Frau gekündigt, um der Beisetzung ihres Vaters beiwohnen zu können. Versuche, die Ausbildung in einem anderen Betrieb weiterzuführen, scheiterten.

Die Mehrheit der Befragten, nämlich 43 (16 Frauen und 27 Männer), verfügt über keine abgeschlossene berufliche Ausbildung und hat dementsprechend Probleme sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren. Von den insgesamt sieben Befragten, die sich um eine Existenzgründung bemühten, hatten fünf (alle nichtdeutscher Herkunft) schon konkrete Erfahrungen diesbezüglich gesammelt:

- Eine junge Frau eröffnete mit ihrem Ehemann ein Restaurant, musste jedoch nach einem Brandschaden (kein Versicherungsschutz) wieder schließen.
- Ein junger Mann betrieb zusammen mit seinem Vater eine Gaststätte und musste nach einem Jahr Konkurs anmelden.
- Ein anderer junger Mann musste sein Abrissunternehmen aufgrund unseriöser Geschäftspraktiken seines Partners schließen.
- Der Aufbau einer Existenz in der Autopflegebranche wurde von einem weiteren jungen Mann betrieben.
- Ein weiterer junger Mann versuchte sich „von unten nach oben“ zu arbeiten: Wurden zunächst Elektroartikel und (Gebraucht-)Möbel über einen „Garagenverkauf“ organisiert, stand eine spätere Expansion in Form der Anmietung eines Ladenlokals oder sogar einer Halle an.

Bei drei weiteren jungen Frauen und Männer gab es lediglich Bemühungen um eine Existenzgründung: Eine junge Frau deutscher Herkunft ließ das Vorhaben fallen, da sie erkannte, dass sie zur Umsetzung ihrer Geschäftsidee (Kostümnäherin) nicht über die finanziellen Ressourcen verfügte. Die anderen waren noch auf der Suche nach einer geeigneten Geschäftsidee.

Tab. 8: Stand der beruflichen Ausbildung: Gesamtübersicht

		Ausbildung abgebrochen	Ausbildung beendet	ohne Ausbil- dung bzw. ohne Abschluss	Versuch der Existenz- gründung
Frauen	deutsch (n = 12)	4	3	9	1
	ausländisch (n = 9)	4	2	7	1
nach Schulabschluss					
keinen		3	1	8	1
Hauptschule		3	0	5	0
Realschule		2	4	3	1
Fachoberschulreife		0	0	0	0
Männer	deutsch (n = 20)	4	4	16	1
	ausländisch (n = 11)	5	0	11	4
nach Schulabschluss					
keinen	1	1	9	1	
Hauptschule		2	2	7	1
Realschule 6		1	10	2	
Fachoberschulreife		0	0	2	0
davon entfallen auf die Untersuchungsstandorte					
Dortmund-Nordstadt					
Frauen	deutsch (n = 7)	2	3	4	1
	ausländisch (n = 6)	3	2	4	1
Männer	deutsch (n = 9)	0	4	5	0
	ausländisch (n = 7)	3	0	7	3
Köln-Kalk					
Frauen	deutsch (n = 3)	1	0	3	0
	ausländisch (n = 3)	1	0	3	0
Männer	deutsch (n = 8)	3	0	8	1
	ausländisch (n = 3)	1	0	3	1
Siegen-Fischbacherberg					
Frauen	deutsch (n = 2)	1	0	2	0
	ausländisch (n = 0)	0	0	0	0
Männer	deutsch (n = 3)	1	0	3	0
	ausländisch (n = 1)	1	0	1	0

2.3.2.5 Maßnahmeerfahrungen

Berufliche Übergangshilfen bieten jungen Frauen und Männern die Möglichkeit(en), die zur Aufnahme einer betrieblichen Ausbildung notwendigen Voraussetzungen zu erwerben. Das Durchlaufen von Maßnahmen des beruflichen Übergangssystems ist für die interviewten jungen Frauen und Männer deutscher Herkunft Realität: Neun der insgesamt 12 deutschen Frauen hatten bereits eine Maßnahme durchlaufen, drei nahmen schon an zwei Maßnahmen teil, eine weitere junge Frau hat bereits vier Stationen dieses Systems durchlaufen. 13 der insgesamt 20 deutschen jungen Männer hatten Maßnahmeerfahrungen: Fünf waren einmalige Maßnahmenteilnehmer, vier durchliefen schon zwei Stationen. Je zwei junge Männer durchliefen vier bzw. fünf Maßnahmen. Bei diesen beiden hatte die Maßnahmenteilnahme durchaus den „Charakter einer befristeten Arbeitsverhältnisses“. Diese beiden jungen Männer hatten den Rhythmus zwischen Teilnahme an einer Maßnahme und dem darauf folgenden Jahr der Arbeitslosigkeit, die zugleich die Voraussetzung zur Teilnahme an der nächsten Maßnahme bildet, schon verinnerlicht: Sie suchten auf eigene Initiative keine Arbeitsstelle mehr. Die Differenzierung der Maßnahmenteilnahme nach Nationalität lässt erkennen, dass nichtdeutsche Befragte weit weniger Maßnahmen durchlaufen als die jungen Erwachsenen deutscher Herkunft in der Untersuchungspopulation. Dies betrifft vor allem die männlichen Befragten: Von den insgesamt neun ausländischen jungen Frauen gaben drei an, dass sie schon einmal an einer Maßnahme teilgenommen haben. Weitere zwei durchliefen zwei Maßnahmen. Dagegen besuchten von den elf jungen Männern nur vier Maßnahmen: Drei davon einmal, lediglich ein junger Mann war zweimaliger Teilnehmer in einer Maßnahme des beruflichen Übergangssystems.

Tab. 9: Anzahl der Teilnahme an Maßnahme: Gesamtübersicht

Gesamtübersicht	deutsch		ausländisch	
	Frauen (n = 12)	Männer (n = 20)	Frauen (n = 9)	Männer (n = 11)
eine	5	5	3	3
zwei	3	4	2	1
drei	0	0	0	0
vier	1	2	0	0
fünf	0	2	0	0

2.3.2.6 Bemühungen der Befragten hinsichtlich ihrer beruflichen Situation

Tabelle 10 gibt Auskunft über die Bemühungen der jungen Frauen und Männer hinsichtlich ihrer weiteren beruflichen Zukunft (Mehrfachnennungen).

Tab. 10: Bemühungen der Befragten hinsichtlich der beruflichen Situation

Gesamtübersicht	deutsch		ausländisch	
Bemühungen um	Frauen (n=12)	Männer (n=20)	Frauen (n=9)	Männer (n=11)
weiterführende Schulbildung	1	3	1	3
berufliche Ausbildung	4	5	3	4
berufliche Weiterbildung	0	1	0	1
um einen Arbeitsplatz	2	13	4	4
Versuch der Existenzgründung	0	0	0	4
keine Anstrengungen, weil				
mit Arbeitsstelle zufrieden	2	0	0	0
mit Leben so zufrieden	3	2	1	0
Dortmund-Nordstadt				
Bemühungen um	Frauen (n=7)	Männer (n=9)	Frauen (n=6)	Männer (n=7)
weiterführende Schulbildung	0	0	0	0
berufliche Ausbildung	2	3	1	2
berufliche Weiterbildung	0	1	0	1
um einen Arbeitsplatz	1	6	4	3
Versuch der Existenzgründung	0	0	0	3
keine Anstrengungen, weil				
mit Arbeitsstelle zufrieden	2	0	0	0
mit Leben so zufrieden	2	1	1	0
Köln-Kalk				
Bemühungen um	Frauen (n=3)	Männer (n=8)	Frauen (n=3)	Männer (n=3)
weiterführende Schulbildung	1	3	1	3
berufliche Ausbildung	1	2	2	2
berufliche Weiterbildung	0	0	0	0
um einen Arbeitsplatz	1	4	0	0
Versuch der Existenzgründung	0	0	0	1
keine Anstrengungen, weil				
mit Arbeitsstelle zufrieden	0	0	0	0
mit Leben so zufrieden	0	1	0	0

Gesamtübersicht	deutsch		ausländisch	
Siegen-Fischbacherberg				
Bemühungen um	Frauen (n=2)	Männer (n=3)	Frauen (n=0)	Männer (n=1)
weiterführende Schulbildung	0	0	0	0
berufliche Ausbildung	1	0	0	0
berufliche Weiterbildung	0	0	0	0
um einen Arbeitsplatz	0	3	0	1
Versuch der Existenzgründung	0	0	0	0
keine Anstrengungen, weil				
mit Arbeitsstelle zufrieden	0	0	0	0
mit Leben so zufrieden	1	0	0	0

Die Ausübung einer beruflichen Tätigkeit, die Integration in den Arbeitsmarkt, steht im Mittelpunkt des Interesses fast aller jungen Frauen und Männer der Untersuchungspopulation. Dementsprechend werden auch Bemühungen unternommen. Die Hälfte der deutschen jungen Frauen hat sich entweder um eine berufliche Ausbildung oder aber um einen Arbeitsplatz bemüht, um wenigstens den Lebensunterhalt sichern zu können. Eine junge Frau, welche die allgemein bildende Schule ohne einen Abschluss verlassen hat, will diesen nachholen. Zwei junge Frauen verdienen ihren Lebensunterhalt durch Zeitarbeit bzw. im Rahmen eines befristeten Arbeitsvertrages, befinden sich also in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Beide unternehmen keine Anstrengungen, eine Veränderung zu erzielen, da sie zunächst einmal froh sind, auf keinerlei staatlichen Transferleistungen angewiesen zu sein. „Keine Veränderung erwünscht“ ist das Motto von drei jungen Frauen: Sie sind mit ihrer derzeitigen Lebenssituation zufrieden, obwohl sie von staatlichen Transferleistungen leben.

Bei den jungen Männern deutscher Herkunft gehen die Bemühungen eindeutig in Richtung Erwerbsarbeit. Von den insgesamt 20 jungen Männern, bemühten sich fünf um einen Ausbildungsplatz, 13 um einen Arbeitsplatz, wobei drei von ihnen zusätzlich eine weiterführende Schulbildung – möglichst im Rahmen einer Abendschule – anstreben, um sich für den Arbeitsmarkt qualifizieren zu können. Zwei junge Männer unternehmen keinerlei Anstrengungen; sie sind mit ihrem Leben zufrieden.

Von den jungen Frauen nichtdeutscher Herkunft waren vier auf der Suche nach einem Arbeitsplatz, drei sind auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Eine junge Frau ohne Schulabschluss möchte diesen nachholen. Mit ihrem Leben zufrieden ist eine junge Frau. Dagegen verfolgten vier der männlichen Befragten nichtdeutscher Herkunft eine Doppelstrategie: Von den genannten jungen Männern, die sich um eine Existenzgründung bemühten, waren zwei auch auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz und zwei nach einer Arbeitsstelle. Ein junger Mann bemühte sich um eine berufliche Weiterbildung, um die Chancen seiner Existenzgründung zu erhöhen. Alle anderen verfolgten nur ein Ziel: eine weiterführende Schulbildung (3) zu erhalten, eine Ausbildung absolvieren zu können (2), eine Arbeitsstelle zur Sicherung des Lebensunterhalts zu finden (2).

2.3.2.7. Sicherung des Lebensunterhalts

Bei der Sicherung des Lebensunterhalts zeigen sich deutlich Unterschiede hinsichtlich der Nationalität der interviewten jungen Frauen und Männer. Von den 12 jungen deutschen Frauen waren alle auf staatliche Transferleistungen angewiesen. Bei zwei von ihnen reichten die Leistungen nicht aus, um leben zu können. Eine wurde von ihren Eltern unterstützt, eine weitere besserte die Hilfe zum Lebensunterhalt durch Schwarzarbeit auf. Ein ähnliches Bild erhalten wir auch bei den jungen deutschen Männern: von 20 sind 19 auf staatliche Transferleistungen angewiesen, wovon zehn die erhaltenen Leistungen durch Schwarzarbeit bzw. Arbeit am Rande der Legalität aufbessern. Lediglich ein Proband versucht sich durch eine berufliche Tätigkeit über Wasser zu halten, wobei er zusätzlich von seinen Eltern unterstützt wird.

Bei den jungen Frauen nichtdeutscher Herkunft ergibt sich folgendes Bild: Vier sind zur Sicherung ihres Lebensunterhalts auf staatliche Transferleistungen und zusätzlich auf die finanzielle Hilfe ihrer Eltern bzw. der Partner angewiesen. Vier junge Frauen verdienen ihren Lebensunterhalt durch z.T. prekäre berufliche Tätigkeiten, eine junge Frau zusätzlich durch Schwarzarbeit.

Bei den jungen Männern nichtdeutscher Herkunft lebt lediglich ein junger Mann nur von den Leistungen des Arbeitsamtes. Zwei weitere bessern die staatlichen Transferleistungen durch Schwarzarbeit bzw. durch Aktivitäten am Rande der Legalität auf. Prekäre Beschäftigungsverhältnisse bilden für drei Befragte die Existenzgrundlage, zwei werden zusätzlich von den Eltern/Partnern unterstützt, ein junger Mann geht noch einer Schwarzarbeit nach. Ein Proband sichert sich seinen Lebensunterhalt durch die Unterstützung der Eltern und durch Aktivitäten am Rande der Legalität bzw. Kleinkriminalität.

Tab.11: Sicherung des Lebensunterhalts

Gelebt von	deutsch		ausländisch	
	Frauen (n=12)	Männer (n=20)	Frauen (n=9)	Männer (n=11)
staatlichen Transferleistungen	12	19	4	3
eigenem Einkommen	0	1	4	3
Eltern/Partner	1	1	4	3
Schwarzarbeit/Illegalität	1	10	1	4

2.3.2.8. (Vor-)Strafen und Gefängnisaufenthalte

Sechs junge Männer deutscher und vier junge Männer nichtdeutscher Herkunft sind mit der Strafjustiz in Kontakt gekommen. Dabei handelte es sich um folgende Straftaten:

- Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz (Ecstasy-Konsum)
- Einbruch
- schwere Körperverletzung
- räuberische Erpressung
- Waffenverkauf
- Urkundenfälschung

Abhängig davon, ob die jungen Männer Erst- oder Wiederholungstäter waren, gestaltete sich die Höhe der Strafe. Da allesamt unter das Jugendstrafrecht fielen, ist keiner der jungen Männer vorbestraft.

So waren es z. B.

- 2 Monate Untersuchungshaft mit anschließender zweijähriger Bewährung im Falle des Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz,
- 2 Jahre Gefängnisarrest wegen schweren Einbruchs,
- 1 ½ Jahre bei schwerer Körperverletzung,
- 3–3 ½ Jahre Bewährung bei Einbrüchen kleineren Umfangs und
- 2 Jahre Bewährung wegen Waffenverkaufs.

Bei einem Probanden steht die Verhandlung von zwei Straftaten noch aus.

Auffällig ist, dass vom Zeitpunkt der Verhaftung bis zur Urteilsverkündung in der Regel ein Jahr verstrichen war. Da die „Bestrafung nicht auf dem Fuße“ erfolgte, wurden die jungen Männer nicht unmittelbar mit den Konsequenzen ihres Handelns konfrontiert. Dies hatte z.T. zur Folge, dass sie sich sicher fühlten und neue Straftaten begingen.

2.4 Aufbau des Berichts

Die zentrale Annahme der vorliegenden Untersuchung lautet, dass Jugendliche und junge Erwachsene teils temporäre, teils altersspezifische, teils auf Dauer ausgelegte Strategien der Lebensbewältigung außerhalb von „normalen Erwerbsbiographien“ entwickeln. Die Auswertung der quantitativen Daten zur Untersuchungspopulation hat bereits erste Hinweise offenbart, dass sich die Übergänge von der Schule in eine Berufsausbildung bzw. in eine stabile berufliche Integration (wodurch sich „normale Erwerbsbiographien“ auszeichnen) für die jungen Erwachsenen überwiegend schwierig gestaltet. Dies scheint sich nicht nur auf Jugendliche mit niedrigen schulischen Abschlüssen zu beschränken. So können einige der Befragten einen guten Realschulabschluss vorweisen, finden jedoch keinen Eingang in den Arbeitsmarkt. Daraus ergeben sich folgende Fragen: An welchen Stationen des Übergangs von der Schule in den Beruf treffen die jungen Frauen und Männer auf Hindernisse, die ihre Chancen der beruflichen Integration

verringern, und wie gehen sie damit um? Welche Strategien der Bewältigung entwickeln sie?

Mittels einer Querschnittsanalyse, die die unterschiedlichen Stationen der jungen Erwachsenen auf dem Weg in eine berufliche Tätigkeit zum Gegenstand hat, werden die Hindernisse und Probleme dieses Weges nachgezeichnet und die Bewältigungsstrategien der jungen Erwachsenen aufgezeigt.

Bereits zu Beginn der Untersuchung hat sich gezeigt, dass die jungen Frauen und Männer ihren beruflichen Lebensweg in engem Zusammenhang mit ihren familiären Verhältnissen sehen. Kapitel 3.1. widmet sich daher den Herkunftsfamilien der jungen Erwachsenen. Wirken sich die familiären Verhältnisse tatsächlich auf die schulischen Leistungen aus, oder ist dies nur eine „Entschuldigungsstrategie“ der jungen Frauen und Männer für ihre Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt? Können die Herkunftsfamilien die jungen Erwachsenen bei der Bewältigung schulischer Anforderungen unterstützen, und welche Hilfspotenziale stehen ihnen zur Unterstützung ihrer Kinder beim Übergang von der Schule in den Beruf zur Verfügung? Das sind die Fragen die erörtert werden.

Das sich anschließende Kapitel 3.2. geht auf die Schulverläufe der Jugendlichen ein und sucht nach Hinweisen, mit welchen Problemen die jungen Frauen und Männer beim Durchlaufen ihrer schulischen Sozialisation zu kämpfen hatten und wie sie diese bewältigt haben. Schließlich geht dieses Kapitel auch der Frage nach, ob Schule ihren Schülerinnen und Schülern ausreichend auf die bevorstehenden Aufgaben des Übergangs in Ausbildung und Erwerbstätigkeit vorbereitet.

Das zentrale Kapitel 3.3. beschäftigt sich mit der Frage nach der beruflichen Integration, den Bemühungen und Anstrengungen der jungen Erwachsenen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren. Die Stationen der beruflichen Orientierungen, Bewerbungs- und Ausbildungserfahrungen leiten über zu den Strategien der interviewten jungen Frauen und Männer, den Lebensunterhalt zu sichern. Die unterschiedlichen Arbeitserfahrungen der jungen Erwachsenen zeigen deutlich, dass die große Mehrheit von ihnen einer Erwerbstätigkeit nachgehen möchte.

Kapitel 3.4. behandelt die Erfahrungen der Befragten mit Arbeitslosigkeit. Beim Versuch der beruflichen Integration suchten die jungen Frauen und Männer auch die Hilfe und Unterstützung von Ämtern. Wie sie die dort erfahrenen Hilfsangebote bewerten, darüber gibt Kapitel 3.5. Auskunft.

Inwiefern die Strukturen und Ressourcen des Stadtteils die Lebensführung der jungen Frauen und Männer beeinflussen (können), dieser Frage geht Kapitel 3.6. nach. Dabei wird sich zeigen, dass auch Freunde und Peers der Untersuchungspopulation für die „Karrieren“ eine große Rolle spielen.

Die Ergebnisse werden jeweils so dargestellt, dass zunächst die Expertinnen und Experten und dann die jungen Frauen und Männer von ihren Erfahrungen berichten. So können die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Erfahrungen und Beobachtungen zu den jeweiligen Problemen und Themenbereichen erarbeitet und vorgestellt werden.

Kapitel 4 fasst die Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung zusammen und beschreibt drei Verlaufstypen, die unterschiedliche Strategien der beruflichen Integration aufweisen, mit ihren jeweils unterschiedlichen Erfolgen.

Das sich anschließende Kapitel 5 beinhaltet Empfehlungen die sich aus den erzielten Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung ableiten.

Bei den Zitaten ist zu beachten, dass alle Namen der jungen Frauen und Männer frei erfunden sind. Das angegebene Lebensalter bezieht sich jeweils auf den Zeitpunkt der Aussage. Die zitierten Textpassagen enthalten darüber hinaus einen Hinweis, um welche Befragung es sich handelt, so gibt z. B. eine Aussage mit der Kennzeichnung „Prot.-Int. 2“ die Aussage des jeweiligen Probanden zum Zeitpunkt der Zweitbefragung wieder.

3 **Junge Erwachsene am Rande des Erwerbssystems: Chancen der Integration und Risiken der Marginalisierung**

3.1 Herkunftsfamilien als Unterstützung oder Belastung der sozialen und beruflichen Integration

3.1.1 **Sicht der Expertinnen und Experten**

3.1.1.1 Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung schulischer Anforderungen

Die Erfahrungen der täglichen Arbeit der Expertinnen und Experten zeigt, dass Jugendliche mit schlechten schulischen Abgangsvoraussetzungen nur schwer Zugang zu einem Ausbildungs- oder regulären Beschäftigungsverhältnis finden. Meistens gehen sie, nachdem sie die Schule verlassen haben, einer Ungelerntentätigkeit nach oder finden sich in einem prekären Beschäftigungsverhältnis wieder. Nach Ansicht der Expertinnen und Experten stellt das Verhalten der Familie ein wichtiges Kriterium für die (erfolgreiche) Bewältigung der schulischen Anforderungen dar. Eine zentrale Annahme der Expertinnen und Experten ist, dass Jugendliche, die den schulischen Anforderungen nicht gewachsen sind, in ihren Familien kaum bzw. nur wenig Unterstützung finden, dass sie gleichzeitig aber den Anschein eines intakten Familienlebens wahren.

„(...) die Familie wird hochgehalten, sie existiert als Hülle und das ist den Jugendlichen auch wichtig, aber (...) es passiert in dieser Familie nichts (...) außer vielleicht finanzielle Unterstützung, aber emotionale Unterstützung erfahren die ganz ganz wenig.“ (Expertin J: hier: Honorarkraft J, S. 46)

Mangelnde Unterstützung der jungen Erwachsenen wird in den meisten Fällen auf die fehlende Fähigkeit der Eltern zurückgeführt, entsprechend der jeweiligen Problemstruktur zu reagieren, da ihnen dazu die notwendigen Kenntnisse fehlen. In diesen Fällen wird das Verhalten der Eltern eher als Überforderung denn als Gleichgültigkeit interpretiert.

„(...) aber was man sagen kann, ist, dass unsere Jugendlichen alle aus schwierigen Verhältnissen stammen, eben viele ausländische Jugendliche oder eben Jugendliche, wo die Eltern nicht unterstützen können, weil sie nicht wissen, wie.“ (Expertin K, S. 51)

Die Überforderung der Eltern, ihre Kinder bei der Bewältigung schulischer Probleme zu unterstützen, zeigt sich in deren unzureichenden Schulleistungen. In Familien nichtdeutscher Herkunft überschneiden sich die Probleme der Eltern mit denen ihrer Kinder, sodass die ältere Generation nicht mehr in der Lage ist, der jungen hilfreich zur Seite zu stehen. Es scheint, als begegneten die Eltern den Problemen ihrer Kinder mit Gleichgültigkeit.

„(...) gerade diese Familien fühlen sich völlig überfordert durch das, was hier in Deutschland läuft (...) damit fertig zu werden und dann auch noch auf Jugendliche einzuwirken, die hier in einer Gesellschaft groß werden, die ihnen ja auch nicht die besten Integrationsmöglichkeiten und Identifikationsmöglichkeiten gibt (...).“ (Experte J, S. 45f)

Aber unterzieht man die vermeintliche oder tatsächliche Gleichgültigkeit der Eltern gegenüber ihren Kindern einer näheren Betrachtung, so scheint diese in vielen Fällen dafür zu dienen, die Konfrontation mit eigenem Ver-

sagen zu meiden. So können etwa eigene schlechte schulische Leistungen dazu führen, dass Eltern sich z. B. Gesprächen mit Lehrerinnen und Lehrer ihrer Kinder entziehen, da sonst unangenehme Erinnerungen und Erfahrungen hervorgerufen würden. Vielmehr ziehen sie sich auf den Standpunkt zurück, dass sie ihr Leben trotz dieser schlechten Voraussetzungen geregelt bekommen, was z. T. aber den tatsächlichen Lebensumständen widerspricht.

„(...) weil eben in unseren Familien die schulische Qualifikation bei den Eltern auch nicht die beste ist, die Schule an sich auch negativ besetzt ist (...) Schwellenängste da sind (...) oder aber so Argumente kommen wie: »Ich habe auch keinen Schulabschluss und ich lebe trotzdem« (...) sie leben aber von Sozialhilfe (...).“ (Expertin M, S. 59)

Im Zusammenhang mit dem Verhältnis zwischen Eltern und Schule wird von den Expertinnen und Experten auch darauf hingewiesen, dass das herrschende Schulklima die Eltern demotivieren kann und so deren Unterstützung und Erziehungsleistung stark beeinträchtigt.

„(...) mit Eltern in den Schulen zu arbeiten, ist punktuell möglich, das hat immer was damit zu tun, inwieweit Schule in der Lage ist, ein entsprechendes Klima zu schaffen. Es gibt Schulen, die schaffen es, es gibt Schulen, da gehen die Mütter nicht hin, weil sie sagen: »Ich geh da ja immer nur hin, um zu hören, wie schlecht mein Kind ist.« (...)“ (Expertin J, S. 47)

Eine wichtige Voraussetzung für die Bewältigung schulischer Anforderungen ist nach Ansicht der Expertinnen und Experten die Anerkennung der erbrachten Leistungen. Wenn die Eltern ihren Kindern bei den anstehenden Hausaufgaben nicht helfen können, so sollte doch wenigstens moralische Unterstützung vorhanden sein und die Notwendigkeit eines Schulabschlusses erkannt werden.

„(...) die Kinder erleben ja oft genug, dass sich überhaupt niemand für ihre Leistungen interessiert, die Eltern schon mal gar nicht, da diese ja selbst erfahren haben, dass sich niemand um sie kümmert (...).“ (Expertin M, S. 60f)

„(...) da ist es halt für die Kinder und Jugendlichen wichtig zu erfahren, dass Schule und ihre Leistungen einen Stellenwert in der Familie haben, haben sollten, das sind dann auch so ganz einfache profane Dinge wie: »Wie packe ich meine Arbeitsmaterialien zusammen? Was brauche ich für Arbeitsmaterialien in der Schule?« (...). Das sind ja Grundlagen, die eigentlich in jeder Familie laufen sollten (...).“ (Expertin M, S. 59f)

Den Familien, in denen Eltern ihre Kinder nicht unterstützen können, weil ihnen die Voraussetzungen dafür fehlen, stehen andere Familien gegenüber, in denen den Eltern die Notwendigkeit eines guten schulischen Abschlusses bewusst ist und die dementsprechend von ihren Kindern gute Leistungen erwarten, die diese aber nicht erbringen können, da ihnen selbst die Voraussetzungen dafür fehlen.

„Den Eltern ist die Realität nicht klar, die machen das mit Leistungsdruck, können sich aber nicht vorstellen, was das für ihre Kinder (...) eigentlich bedeuten wird (...).“ (Expertin J, S. 46)

Häufig sind unrealistische Erwartungen an die Kinder auch kombiniert mit der Unfähigkeit, diese bei den hohen schulischen Leistungsanforderungen zu unterstützen.

„Ich habe letztes Mal mit einem kritischen Vater gesprochen, der gesagt hat: »Meine Frau ist zu ehrgeizig, die will unbedingt, dass unsere Tochter zur Realschule geht, und ich weiß, mein Kind wird da unglücklich; die (Mutter, N.K.) ist so ehrgeizig und wenn unsere Tochter das nicht schafft, zerbricht sie.« (...). Wir erleben das ganz oft, dass Eltern von ihren Kindern hohe Leistungen einfordern, sie

(die Kinder, N.K.) dann scheitern, da die Eltern oft nicht wissen, was die Kinder heutzutage in der Schule leisten müssen, sie sie auch nicht unterstützen können und sie keine Bücher oder Materialien haben, die sie unterstützen können (...).“ (Expertin M, S. 60)

Hohe Erwartungen und gleichzeitige Hilflosigkeit, wenn es darum geht, die Kinder bei der Aneignung von Lerninhalten zu unterstützen, zeigt sich vor allem bei denjenigen Eltern, die den Kindern bildungsmäßig unterlegen sind. So kann z. B. eine Mutter, die Analphabetin ist, ihrem Kind nicht bei den Hausaufgaben helfen.

„Das ist auch ganz schwierig, wenn Kinder irgendwann intellektuell über ihren Eltern stehen, dass die eine Mutter, die Analphabetin ist, zu mir gesagt hat: »Du, ich kann mit meiner Tochter keine Rechtschreibung üben, dann merkt die doch, dass ich überhaupt nicht schreiben kann.«“ (Expertin M, S. 62)

Familien nichtdeutscher Herkunft werden bei der Unterstützung ihrer Kinder mit einer besonderen Herausforderung konfrontiert, wobei die Expertinnen und Experten zwei gegensätzliche Beobachtungen machen. Einerseits möchten diese Eltern ihren Kindern durch einen guten Schulabschluss die Möglichkeit bieten, ihren Lebensunterhalt – im Gegensatz zu ihnen selbst – auf „einfachere“ Weise zu verdienen. Jedoch führt der dadurch erzeugte Leistungsdruck zu einer Überforderung der Kinder, die sich unter Umständen derart zuspitzen kann, dass diese sich dem Leistungsdruck nur entziehen können, indem sie sich aus ihren Familien lösen. In den meisten Fällen hat dies für die Kinder katastrophale Folgen, da sie die Schule ohne Abschluss verlassen und nun ihren Lebensunterhalt irgendwie verdienen müssen.

„Wenn ich jetzt mal meine Zielgruppe nehme, die ausländischen Jugendlichen, die sind eigentlich von zu Hause aus schon sehr motiviert, weil die Eltern auch einen gehörigen Druck ausüben (...) andererseits wollen sie auch unabhängiger werden, weil die realistische Einschätzung in den Familien ist halt, dass Eltern nach Normen und Werten leben möchten, sie (die Kinder, N.K.) das aber nicht möchten, da sie hier geboren und aufgewachsen sind. Und dementsprechend ist die Orientierung ganz klar, ich will mich von meinen Eltern lösen, und das bedeutet, sich auch finanziell zu lösen und Geld verdienen, eigene Wohnung, und das klappt nur, wenn ich ’n Job hab. Oft sind dann die Rahmenbedingungen dafür nicht ideal, kein Schulabschluss oder es ist ein sehr langer Prozess der Arbeitslosigkeit vorneweg gegangen (...).“ (Experte C, S. 16)

Die Überforderung von Eltern bei der Aufgabe, ihren Kindern bei der Aneignung von Unterrichtsinhalten zur Seite zu stehen, muss also im Zusammenhang mit ihren besonderen Lebensumständen gesehen werden: Sie wollen zwar ihren Kindern ein besseres Leben ermöglichen, haben aber zugleich auch Angst davor, ihren Kindern dann nicht mehr gerecht werden zu können, da diese dann einen eigenen – ganz anderen – Weg einschlagen und „nicht mehr dazugehören“. Mangelnde Unterstützung kann dann auch als Ausdruck des „Festhaltens in der eigenen Schicht“ gesehen werden.

„(...) auf der einen Seite wollen die Eltern, dass die Kinder es besser haben, dann werden die überfordert, aber auf der anderen Seite halten sie sie fest (...) sie wären ja dann ein Schichtwechsler (...).“ (Expertin K, S. 53)

3.1.1.2 Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung des Übergangs in Ausbildung und/oder Arbeit

Die befragten Expertinnen und Experten gehen davon aus, dass die jungen Erwachsenen ihr eigenes Potenzial und dessen Grenzen nicht erfahren haben bzw. ihre vorhandenen Kompetenzen nicht kennen und so nicht in der Lage sind, eigenständig Berufswünsche und eine entsprechende Berufswegeplanung zu entwickeln. Die Expertinnen und Experten beklagen dabei zunächst die mangelnde Unterstützung und Hilfe durch die staatlichen Regelsysteme wie Schule, Jugend- und Arbeitsamt. Auch die Maßnahmen der Jugendberufshilfe werden kritisiert. Die Expertinnen und Experten sind der Ansicht, dass alles versucht werden muss, hier Hilfspotenziale zu aktivieren.

„(...) jeder, der mit den Jugendlichen zu tun hat und den einen oder anderen kennen lernt, sollte ihm auch in Gesprächen Perspektiven aufzeigen, wenn die Eltern es schon nicht machen; ja, wer einen guten Draht zu Jugendlichen hat, der wird auch mit diesen Fragen konfrontiert (...).“ (Experte G, S. 36)

Dabei wird von den Expertinnen und Experten aber außer Acht gelassen, dass unterschiedliche (und gegebenenfalls gegensätzliche) Beratung und Hilfe kontraproduktiv sein könnte, es sei denn eine zentrale Vertrauensperson steht zur Verfügung.

Die Überforderung der Herkunftsfamilie wird von den Expertinnen und Experten insbesondere in Zusammenhang mit ausländischen Herkunftsfamilien thematisiert, obwohl anerkannt wird, dass diese in Notsituationen besser als deutsche Familien Unterstützung sowohl in materieller wie auch moralischer Hinsicht gewährleisten.

„(...) wobei es schon richtig ist, dass arbeitslose ausländische Jugendliche in den Familien besser aufgefangen werden (...).“ (Experte C, S. 16)

Die Expertinnen und Experten erwarten von den Eltern eine konstruktive Begleitung ihrer fachlichen Arbeit insbesondere bezüglich der Entwicklung realistischer Berufsziele und einer entsprechenden Berufswegeplanung für die jungen Erwachsenen. Besonders kritisch sehen sie dabei den Einfluss in ausländischen Familien.

„Wir sind aber oft überfordert in dem Sinne, weil dann das Elternhaus, gerade bei unseren ausländischen Familien, wiederum anders einwirkt auf ihn als wir, denn die fahren in Urlaub, verkuppeln ihn, die kommen verheiratet zurück und die ganze Perspektive ist kaputt. Bei den ausländischen Familien habe ich den Eindruck, die Perspektiven, die Zukunftsperspektiven, werden von den Eltern gelegt: »Das und das musst du tun.« (...).“ (Experte G, S. 36)

Als Mindeststandard wird in diesem Zusammenhang von den Expertinnen und Experten ein kontinuierlicher Kontakt und Austausch gewünscht.

Im Vergleich des Verhaltens von deutschen und nichtdeutschen Familien bei der Berufswahl der Kinder werden von den Expertinnen und Experten sowohl Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten festgestellt.

„Also, bei den Deutschen ist es so, durch die vom Vater und Sonstiges, was der beruflich macht, wird also schon der Daumen draufgehalten, und zwar realistischer, während die Ausländischen, der Vater sagt: »Du musst was Besseres werden«, da waren diese Berufe wie Notar, Anwalt, Arzt, alle diese akademischen Berufe, aber ohne nachzudenken: »Mensch, der kann das doch gar nicht.« (...).“ (Experte G, S. 37)

„Zu einem Vorstellungsgespräch kam mal ein Vater (nichtdeutscher Herkunft, N.K.) mit, aber da merkte man schon, das war schwierig für ihn zu verstehen und ihn dann auch einzubinden, also das läuft natürlich nicht so besonders gut. Aber

das ist bei den deutschen Eltern kaum anders, dass die vielleicht einmal mitkommen und dann noch nicht mal hier anrufen und fragen: »Wie läuft's denn?« (...). Das kennen wir gar nicht (...) nee, da muss man dann schon umgekehrt sich melden (...), aber dass die von sich aus kommen, hab ich so gut wie noch nie erlebt (...). Ich hab schon das Gefühl, also auch da sehe ich keinen Unterschied zwischen Deutschen und Türken mittlerweile (...).“ (Expertin F, S. 33)

In allen Fällen wird die Familie als zentrale Sozialisationsinstanz gewertet bzw. die Expertinnen und Experten sind der Auffassung, dass ohne die Unterstützung durch die Herkunftsfamilie, insbesondere bei ausländischen Familien, die Erfolgchancen von Qualifizierungsmaßnahmen für Jugendliche erheblich beeinträchtigt sind.

„(...) weil, auch die türkischen Jugendlichen, die wir kriegen, die meist auch so massive Probleme mit dem Elternhaus haben, dass da überhaupt die Verbindung, wobei, ganz ablösen können sie sich nie, bei einigen ist das ja ganz katastrophal, nicht mal ein Anruf oder vorbeigehen können, weil das Tisch Tuch wirklich so zerschnitten ist, so nach dem Motto: »Ich verstoße dich«, also ich denke dass da, da ist dann vielleicht auch das Gefühl :Ich will denen beweisen, ich schaffe was«, aber das in der Realität umzumünzen oder zu sagen: »Was kann ich denn überhaupt machen? Wer nimmt mich?«, gerade da auch mit schlechtem Deutsch, mit schlechter Schulbildung, die haben ja auch noch oft den Nachteil, dass sie hier nicht geboren sind, sondern auch wirklich sehr spät noch gekommen sind und das können die gar nicht mehr wettmachen, selbst mit bestem Willen.“ (Expertin F, S. 33)

Die Expertinnen und Experten beklagen in diesem Zusammenhang vor allem die Erwartungshaltung der Eltern, die sich von den Qualifizierungsmaßnahmen die berufliche Integration ihrer Kinder erhoffen. In diesem Zusammenhang sind die Expertinnen und Experten selbst häufig überfordert: Sie stehen vor dem Dilemma, einerseits die Hoffnung der Eltern und ihrer Kinder stützen zu müssen, um sie als Motivation für den Erfolg ihrer Maßnahme nutzen zu können, andererseits sehen sie selbst aber nur geringe Erfolgchancen.

„Die Eltern sehen uns meistens nicht als Vermittler oder als Durchlauferhitzer, sondern die kommen hier hin mit der Meinung, die Jungen hätten jetzt einen Job (...) als wären wir der Arbeitgeber (...). Dann müssen wir erst einmal klarmachen, dass dies nicht der Job fürs Leben ist (...).“ (Experte I, S. 43)

Bei ausländischen Mädchen insbesondere türkischer Herkunft sehen die Expertinnen und Experten ebenfalls Probleme in der Herkunftsfamilie. Beklagt wird vor allem der hohe moralische, kulturelle und emotionale Druck, der bei der Vermittlung traditioneller Rollenmuster ausgeübt wird und der häufig die Aufnahme einer Berufsausbildung verhindert.

„(...) das haben wir eben auch bei den Mädchen, dass die verheiratet werden, in dieser Situation dürfen die auch nicht alleine gelassen werden, da halte ich auch die Unterstützung für sehr wichtig, gerade in dieser Phase auch, weil die Familie einen sehr starken Druck ausüben kann (...). Also manchmal ist es auch so, dass von den Mädchen erwartet wird, dass sie im Haushalt helfen, wenn sie keinen Job finden, dann sollen sie wenigstens den Haushalt mitführen, was die Jungen ja nicht unbedingt müssen, sondern die Mädchen übernehmen dann diese Hausfrauenrolle mit und sind oft auch sehr unzufrieden in dieser Situation.“ (Expertin E, S. 26)

Beobachtet wird von den Expertinnen und Experten auch, dass herkömmliche Erziehungspraktiken variiert und modifiziert werden. Herkunftsfamilien sind z.T. bereit, Aushilfstätigkeiten und Jobs bei Mädchen zu akzeptieren,

allerdings nicht selten, um so einen eigenständigen (unabhängigen) Berufsweg zu verhindern.

„Es kommt schon vor, dass die Eltern dann Lockmittel austreuen: »Ich such dir dann n'en Job, dann hast du schnell was«, wenn die Mädchen längere Zeit keine Stelle gefunden haben, weil sie eben so diskriminiert werden, dann kann es schon passieren, dass sie frustriert sind und sagen: »Na gut, dann geh ich eben in die Fabrik oder such mir so einen Job« (...) das ist natürlich die Gefahr dabei (...).“ (Expertin E, S. 25)

Trotzdem beobachten die Expertinnen und Experten, dass es auch unter diesen Voraussetzungen türkische Mädchen gibt, die sich für einen eigenständigen Berufsweg entscheiden, obwohl sie es dann erheblich schwerer haben. Erfolgchancen sehen sie dann, wenn diese türkischen Mädchen so ehrgeizig sind, dass sie sowohl Widerstand gegen ihre Herkunftsfamilie und ihre Tradition leisten als auch überdurchschnittliche schulische und berufliche Leistungen erbringen können.

„Also, wir haben schon öfter, dass die Mädchen sich dann gegen die elterlichen Wünsche auflehnen, also, dass das dann von den Eltern nicht immer unterstützt wird, dieser Berufswunsch, das ist unterschiedlich (...). In dem Fall, wo die Mädchen nicht unterstützt werden, haben diese Mädchen es doppelt und dreifach schwer, also die müssen wesentlich besser noch sein, ehrgeiziger, um das zu schaffen (...).“ (Expertin E, S. 25)

Fast mit Verwunderung wird von den Expertinnen und Experten beobachtet, dass es auch türkische Herkunftsfamilien gibt, die ihre Töchter bei der Berufswahl und deren Umsetzung unterstützen und fördern.

„(...) also, wir haben durchaus Mädchen, die von ihren Eltern unterstützt werden in der Berufswahl, also wir haben z. B. Familien, die acht oder neun Kinder haben, das ist zwar mittlerweile auch die Ausnahme hier geworden, aber die ihre Mädchen z. B. alle versuchen zur Schule zu schicken, dass die einen guten Schulabschluss bekommen, dass die mindestens FOR (Fachoberschulreife, N.K.) haben, solche Beispiele gibt es mittlerweile auch (...).“ (Expertin E, S. 25)

3.1.1.3 Vorbilder und Rollenbilder

Von den Expertinnen und Experten wird die These der „vererbten“ Sozialhilfeabhängigkeit vertreten und begründet.

„Es ist natürlich schwierig, wenn die Familie mit Sozialhilfe halbwegs gut über die Runden kommt, dann die Jugendlichen noch zur Aufnahme einer Arbeit zu bewegen (...).“ (Experte C, S. 16)

Bemerkenswert ist, dass eine Expertin sogar der Meinung ist, den Müttern bereits geholfen zu haben, als sie noch Jugendliche waren, und diese dann wegen dieser erfolgreichen Hilfe wieder die eigenen Kinder zu ihr bringen.

„Ich habe auch mit vielen Müttern schon gesprochen, die bei uns Kinder waren, die gesagt haben: »Das hat mir so gut getan bei euch, dass ich das für meine Kinder auch will.« (...).“ (Expertin M, S. 61)

Die Begründungen für die „Vererbungsthese“ beziehen sich auf die Traditionen im Sozialraum, die Situation der Eltern und die Schwierigkeit, Jugendliche, deren Eltern mit Sozialhilfe über einen „ausreichenden“ Lebensstandard verfügen, zur beruflichen Integration zu motivieren.

„Wenn schon die Eltern nicht arbeiten und Faulheit vorleben, von wem sollen sie es dann lernen?“ (Expertin D, S. 24)

„Ich denke, dass Modell-Lernen für Kinder und Jugendliche das ist, was am meisten greift, das Lernen am Modell und wenn sie den alkoholisierten Vater sehen oder die im Bett liegende Mutter: »Warum sollte ich aufstehn? Warum?« (...).“ (Expertin M, S. 64)

Eine Expertin beobachtet, dass sich entsprechende Verhaltensmuster bei Jugendlichen mit zunehmender Sozialhilfedauer verfestigen.

„Aus dem Stadtteil hatten wir viele, die so die stadtteiltypische Sozialkarriere hinter sich hatten, wo die Großeltern, zumindest aber schon die Eltern Sozialhilfe bekommen haben, die einfach gelernt haben, von vornherein, ich krieg das Geld, ich krieg das regelmäßig über das Sozialamt, ich muss dafür weiter nichts tun (...).“ (Experte I, S. 43)

Inwieweit die These der „vererbten“ Sozialhilfe als Ausweichstrategie für die Expertinnen und Experten selbst dient, lässt sich nicht abschließend bewerten. Feststellbar ist allerdings, dass diese These dazu beiträgt, die Effektivität der eigenen Beratungstätigkeit nicht weiter hinterfragen zu müssen.

Die Rolle von Eltern als positive Vorbilder wird von den Expertinnen und Experten ambivalent gesehen. Sie bezweifeln einerseits die Kompetenz der Eltern, räumen aber auch ein, dass diese sich bemühen, es objektiv jedoch schwierig ist, mit den vorhandenen Qualifikationen ein gutes Vorbild zu sein. Nicht thematisiert wird von den Expertinnen und Experten, ob die Eltern sich trotz der prekären Lebenssituation als Vorbilder engagieren.

„(...) wenn du die Eltern befragst (...) sie selber wollen ja eigentlich auch nicht von der Sozialhilfe leben, aber der Weg dahin, die Mechanismen fehlen einfach (...).“ (Expertin M, S. 60)

Eine Expertin führt die Probleme bei der beruflichen Integration auf den Mangel an langfristiger Perspektive zurück und das Unvermögen, langfristig zielgerichtet zu planen und zu handeln. Der „Karriereverlauf“ bestehe dann aus dem Aneinanderreihen unterschiedlicher staatlicher Unterstützungsleistungen. Dass sich in einem solchen Milieu entsprechende Rollenmuster ausprägen, erscheint dann selbstverständlich.

„Sie können es nicht sehen, sie wollen es auch nicht sehen, die haben ja nie gelernt, langfristig zu denken, die denken von jetzt bis zur nächsten Anspruchsleistung, und die haben das nicht gelernt, in Zukunft, in Perspektiven zu denken, das können die noch nicht (...) und ich denke mir, das sind Dinge, die müssten die lernen (...) die müssen die lernen von ihren Eltern, nur, wenn ich in einem Sozialhilfehaushalt aufgewachsen bin und erlebe Sozialhilfe, Kindergeld (...) hangel mich von einer Anspruchsleistung auf die nächste (...) lerne ich das nicht (...).“ (Expertin K, S. 52)

Die Situation der Jugendlichen ausländischer Herkunft wird im Zusammenhang mit Vor- und Rollenbildern nach Ansicht einer Expertin besonders durch den Zwiespalt, der durch unterschiedliche Erziehungsstile entsteht, geprägt. Deutlich gemacht wird, dass vor allem Mädchen ab der Pubertät von einem restriktiven Erziehungsstil der Eltern betroffen sind und dann entsprechend für ihre Freiräume kämpfen müssen. Ob und inwieweit die sich insbesondere bei Mädchen zum Teil widersprechenden Rollenmuster der erwachsenen Vorbilder zweier Kulturen zu kognitiven Dissonanzen führen, wird nicht thematisiert.

„(...) wobei die Mädchen, mit denen ich arbeite, sich nicht mit ihrer traditionellen Rolle zufrieden geben möchten, die möchten auch andere Sachen erfahren, die möchten auch ihre Ausbildung machen wollen, die möchten auch, bevor sie heiraten, auch Beziehungen eingehen wollen (...).“ (Expertin B, S. 12)

„(...) bis zu einem gewissen Alter sind sie rebellisch, und zwar bis zu einem Alter, wo sie sogar von ihren Eltern sehr große Freiräume, auch ganz bewusst bekommen. Sobald die Pubertät bei den ausländischen Mädchen einsetzt, da merkt man dann schon, dass die Eltern auf einmal dastehen und die Mädchen dann auch mit Verboten konfrontieren, aber dann müssen auch die Mädchen aufstehen und für ihre Rechte kämpfen (...). Ich kann sie unterstützen und sie begleiten, aber sie müssen wissen, wohin sie auch möchten.“ (Expertin B, S. 12)

„Bei einem näheren Kontakt mit den Jugendlichen stelle ich aber auch fest, dass sie sich eigentlich oft so zwischen zwei Welten bewegen und auch zwischen zwei Stühlen sitzen (...) die halten ja nicht dran fest, sondern werden festgehalten (...).“ (Expertin B, S. 12)

3.1.2 Sicht der befragten jungen Erwachsenen

3.1.2.1 Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung schulischer Anforderungen

Die befragten Expertinnen und Experten hatten die Bedeutung des Verhaltens der Herkunftsfamilie für eine erfolgreiche Bewältigung schulischer Anforderungen hervorgehoben. Dabei hatten sie ein breites Spektrum von Verhaltensmustern beschrieben, das von engagierter Unterstützung der Kinder bei der Bewältigung schulischer Anforderungen über vermeintliche oder tatsächliche Gleichgültigkeit dieser Aufgabe gegenüber bis hin zur Überforderung der Eltern reicht, dies zu leisten, auch wenn sie die Notwendigkeit dazu durchaus einsehen. Wenn die befragten jungen Erwachsenen auf ihre Schullaufbahn zurückblicken, berichten sie über Erfahrungen, die sich mit den Beobachtungen der Expertinnen und Experten decken, diese zum Teil auch noch zuspitzen.

Wenn junge Leute mit schwierigen Berufsbiographien keine Unterstützung durch die Eltern bei der Bewältigung schulischer Anforderungen erfahren, muss dies in Verbindung mit den Problemen der Familien gesehen werden. Häufig führt eine Problemkumulation dazu, dass die Eltern ihre Aufmerksamkeit „nur“ auf ein Problem richten – z. B. Eheproblem oder ein spezielles Problemkind – und dabei die Schwierigkeiten der befragten jungen Leute nicht mehr wahrnehmen (können).

„Die haben was gesagt, aber so intensiv haben die sich nicht drum gekümmert, da die ja noch nicht mal in der Lage sind, ihre eigenen Probleme zu lösen.“ (Michael, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 227)

„Nein, die haben das nicht mitgekriegt, die waren mit meinem großen Bruder voll und ganz beschäftigt (...) er ist selber noch richtig am Kiffen, deswegen haben die sich mehr um ihn als um mich gekümmert, was für mich auch wieder Anlass war, das zu machen.“ (Danny, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 214)

Häusliche Probleme und die Ausweglosigkeit bei deren Lösung wirken belastend auf die Kinder und sind damit Auslöser für die schulischen Probleme.

„War meine Mutter Alkoholiker, meine Vater Alkoholiker (...) einfach schlechter geschrieben (Noten, N.K.). Kannst du nicht schreiben in Schule, dann denken ich, was zu Hause passiert, dann Krach zu Hause, lange wach und morgens müde.“ (Gracia, Prot.-Int. 3, S. 178)

Schwierig ist es, aus den rückblickenden Beobachtungen zu ersehen, ob die jungen Leute Verhaltensmuster ihrer Eltern eher als Gleichgültigkeit oder eher als Überforderung einstufen. Sie benennen allerdings häufig Verhaltenszusammenhänge, die doch ein eher geringes Unterstützungspotenzial der Eltern

erklären, z. B. fehlende schulische und sprachliche Kenntnisse, etwa bei Herkunftsfamilien mit Migrationshintergrund.

„Die ganze Schulzeit durch (...) hab schon Ärger gekriegt, aber, ich sag mal so, wären die (Eltern, N.K.) so wie ich, der seinen Kindern Lesen und Schreiben beibringen kann, wäre das anders, das ist ja das Problem, aber die wissen ja selber nicht so viel, weißt du, ich hab denen manchmal was beigebracht, is' normal (...). Die sind ja damals im Dorf nicht zur Schule gegangen, nur bis 5. Klasse, das war's dann.“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 318)

Eine Überforderung der Eltern wurde nicht nur im Hinblick auf deren Fähigkeit, ihre Kinder bei der Aneignung von Lerninhalten zu unterstützen, von den Jugendlichen erwähnt. Überforderung thematisierten sie auch bei der Notwendigkeit auf Seiten der Eltern, administrative Entscheidungen der Schule, etwa die Schullaufbahn betreffend, zu verstehen und gegebenenfalls diesen Entscheidungen zu widersprechen.

„Bei mir war's so, dass ich immer der Pausenclown war, das hat man immer zu mir gesagt, und dann war ich ja auf der Hauptschule und da hat man mir n'en Test gemacht, weil ich auf die Sonderschule gehen sollte, einen Idiotentest; und da hat man festgestellt, so ist es leider, dass ich nicht dumm bin, sondern sehr schlau eigentlich, aber dass ich nur faul bin. Und dann kam da noch was, da hab ich mit'm Lehrer in de Haare gehabt und da hab ich den gehauen und dann kam es zu 'ner Klassenkonferenz, das war dann auch die dritte und dann bin, kam die Frau noch mal und hat noch maln Test gemacht (...). Dann haben die die Papiere fertig gemacht, meine Mutter hat das nicht verstanden, hat aber unterschrieben, dass sie damit einverstanden ist, dass ich auf die Sonderschule komme, da hatte ich dann kein Bock.“ (Michael, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 231)

Bei einer relativ großen Zahl der Befragten gab es ein Zusammentreffen von schulischen Misserfolgen und Schulschwänzen und Schulverweigerung. Hier werden Verhaltensweisen der Eltern berichtet, bei denen Überforderung in Gleichgültigkeit – unter Umständen angesichts der Aussichtslosigkeit von Interventionen – überzugehen scheint.

„Doch, meine Mutter hat das mitgekriegt, aber mehr als sagen, dass ich zur Schule gehen soll, kann sie ja auch nicht.“ (Sophie, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 57)

„Nichts gemacht und getan, was auch? Hat gesagt: »Jetzt halt dich ran und geh wieder zur Schule« (...).“ (Kelly, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 430)

„Also, die Lehrer, die haben das eigentlich nicht so geschafft, die haben zwar mit mir geredet, die kamen auch zu uns nach Hause und haben mit meiner Mutter geredet, aber ich hab aufstur gestellt, weil ich keine Lust auf diesen Stoff hatte, weil ich den ja schon kannte (...). Meine Mutter durfte auch zweimal Geldstrafe deswegen zahlen, ja, aber das Problem war aber auch 'ne Zeitlang gewesen, dann hatte ich auch keine Lust in die Schule und da hab ich gesagt: »Mama, ich hab Kopfschmerzen« und so und sie dann: »Okay, gehst du zum Arzt und holst dir einen Krankenschein; und sie wusste, dass ich keine Kopfschmerzen hatte, und da hatte sie mich auf gut Deutsch noch unterstützt beim Schwänzen, dazu auch noch, also das war öfters so gewesen: »Geh zum Arzt und hol dir einen Krankenschein«, wegen der Strafe, damit sie nicht wieder eine Geldstrafe aufgebrummt kriegt.“ (Annette, 18 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 3, S. 124)

In manchen Fällen vollzieht sich der Übergang von Überforderung zu Gleichgültigkeit aufgrund familiärer Ereignisse z. B. bei Scheidung der Eltern oder wenn ein Elternteil gestorben ist.

„Wo mein Vater hinterher gestorben ist, dann war mir alles egal (...). Vater hat immer auf uns geguckt, da konnten wir nix machen, als der net mehr da war, hatten wir das richtig ausgenutzt, sieht man ja auch, wo das hinführt (...) war damals gut, aber jetzt finde ich, es ist nicht gut gelaufen, aber das kann man jetzt auch net mehr ändern.“ (Sophie, 22 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 59)

Als eine besondere Variante der Überforderung von Eltern angesichts von Schulverweigerung stellt sich schließlich die Hilflosigkeit nichtdeutscher Eltern gegenüber der Ablösung ihrer Kinder von den kulturellen Normen der Herkunftsfamilie dar.

„(...) dat war ja damals einer der Hauptgründe, warum dat alles so aus den Gleisen geraten ist, weil meine Eltern moslemischen Glauben haben, ich hab eigentlich so kein Glauben, kein Bezug, dann kamen mit 15/16 die ersten Konflikte: zu spät nach Hause gekommen“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 21)

„Ich bin mit 13 schon zu Hause weg (...). Ich bin Moslemin, zu Hause halt, wie das so bei moslemischen Familien das so ist, dass die älteren den Haushalt tun, ich hab nie meine Zeit gehabt, mich als Kind zu fühlen (...). Ich musste von morgens bis abends putzen, meine Hausaufgaben hab ich immer zuletzt gemacht (...). Da bin ich lieber freiwillig in ein Heim gegangen.“ (Farah, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 148)

3.1.2.2 Die Rolle der Herkunftsfamilie bei der Bewältigung des Übergangs in Ausbildung und/oder Arbeit

Was die Unterstützung bei der Berufswahl und die Aufnahme einer Ausbildung betrifft, sehen einige der befragten jungen Menschen Hilfs- und Beratungsmöglichkeiten in Schulen und Arbeitsämtern (Berufsberatung). Wenn Unterstützung als solche wahrgenommen wird, wird sie allerdings als individuelle erfahren (Klassenlehrer/-in, Berufsberater/-in, Freund/-in) und nicht als durch Institutionen zur Verfügung gestellte gesehen. Trotz der generell großen Bedeutung des Einflusses Gleichaltriger etwa auf das Freizeitverhalten wird beim Übergang in den Beruf nur einmal die Unterstützung durch eine Freundin erwähnt, die allerdings als wenig erfolgreich gesehen und eher als demotivierend bewertet wird.

„Da kam 'ne Berufsberaterin und die hat gesagt: »Mach das« (...) durch die Berufsberaterin und meine damalige Klassenlehrerin.“ (Danny, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 214)

„Unterstützt hat meine Freundin mich, wir haben alles gemeinsam gemacht, allerdings hat sie einen Ausbildungsplatz bekommen und ich stand dann da wie 'ne Doofe.“ (Hatice, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 167)

Einige der Befragten berichten, dass ihre Eltern nicht in der Lage waren, ihnen bei der Suche nach dem für sie sinnvollen Weg der beruflichen Integration zu helfen oder auch nur mit ihnen darüber zu reden. Vor allem bei Jugendlichen aus ausländischen Herkunftsfamilien wird Unkenntnis als Grund dafür genannt.

„Meine Eltern, die haben kaum, wenig Erfahrung über die Sachen, die ich mache. Zum Beispiel Bürokauffrau, die wissen gar nicht, was das bedeutet, und wenn ich das auf Türkisch übersetze, wissen die immer noch nicht, was das bedeutet (...); da frag ich lieber einen, der das weiß, als wenn ich stundenlang erkläre.“ (Hatice, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 167)

Von einer Befragten wird in den Vordergrund gestellt, dass ihre Eltern ihre Bemühungen um einen Ausbildungsplatz nicht kennen bzw. nicht zu würdigen wissen. Bei anderen Befragten spielt dies ebenfalls eine Rolle, wird aber

eher als „normale“ Unzufriedenheit der Eltern gewertet und so selten gesondert angeführt.

„Ich hab mich eigentlich schon immer beworben, aber sie (die Eltern, N.K.) wollten das, glaube ich, nicht so wahrhaben, dass es so schwierig ist, aber mittlerweile sehen sie das schon und akzeptieren das (...).“ (Despina, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 48)

„Wenn ich Arbeit habe, ist denen nicht gut genug, wenn ich nicht arbeite, soll ich mir Arbeit suchen, immer unzufrieden, mit Kinder ist man sowieso immer unzufrieden (...).“ (Aziz, 23 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 292)

Fast alle Befragten thematisieren die Forderung ihrer Eltern nach mehr Engagement zur beruflichen Integration. Kritisch sehen die Befragten vor allem, dass ihre Eltern wenig oder überhaupt nicht wissen, wie dies erfolgen soll. Die generelle Berechtigung der elterlichen Forderung wird dabei nicht bestritten.

„Er hat ja nichts Großartiges von uns verlangt, so wie einige Eltern, also, dass wir jetzt studieren und Doktor werden oder so, aber meine Eltern haben auf jeden Fall auf eine Ausbildung, egal was, Hauptsache Ausbildung, mussten wir haben, alle (...).“ (Feridime, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 131)

„Meine Eltern wussten auch nicht, was es gibt (...).“ (Tuba, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 443)

„Ich hatte das grad mit meinem Vater, bevor ich hier hin bin, mein Vater: »Was machst du Jung?« Der sagt, ich soll 'ne anständige Lehre machen, ja, ja, er hat recht, Ausbildung ist halt mal wichtig, aber wenn du keine findest, kann ich auch nix dafür.“ (Ali, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 394)

Die generelle Forderung der Eltern nach mehr Engagement zur beruflichen Integration wird allerdings dann als lästig und oft auch als Zumutung von den Befragten empfunden, wenn Eltern undifferenziert feststellen, dass es Arbeit gibt, wenn Vergleiche – insbesondere mit erfolgreichen Geschwistern – gezogen werden, wenn Erfolge – auch temporäre – nicht gewürdigt werden und wenn die Eltern selbst nicht „besser“ sind. Ton und Duktus machen deutlich, dass es den befragten Jugendlichen häufig auch um Anerkennung und Selbstachtung geht.

„(...) nur, ich weiß als Person, wenn ich irgendwo hingeh und mich vorstelle und auch noch persönlich und mach dies und mach das und die sagen, sie haben z.Z. kein Interesse oder brauchen keine Leute, dann kann die (die Mutter, N.K.) net sagen: »Wer will, der kriegt Arbeit.« Weil, dann soll se doch mal rumgehen und selber versuchen, irgendwat, weil als Putzfrau würd ich auch irgendwo 'n Job kriegen, ich seh ja in der Zeitung, dass da Putzstellen ohne Ende sind z. B. Also, man kann nicht alles über einen Kamm scheren, für 'ne Frau ist das eventuell leichter noch'n Nebenjob zu finden, wie für'n Mann (...).“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 16)

„(...) klar, dass mein Vater stolz ist auf meine mittlere Schwester mit ihrem eigenen Laden, aber ich hab doch auch gelernt, klar, ich bin halt oft arbeitslos, aber da kann ich doch nichts dafür (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 115)

„(...) mein Vater hat immer gesagt: »Mach doch mal was, dass ich mal stolz bin auf dich! Ich sag:« Was verlangst du eigentlich von mir? Mehr als bewerben kann ich nicht und wenn es schief geht, geht's schief, ich war doch schon mehrmals stellvertretende Filialleiterin, ich war ja auch Springerin gewesen und in den Filialen war ich auch stellvertretende Filialleiterin, drei mal schon, wenn 'ne Firma Konkurs macht, kann ich doch nichts für.« (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 115)

Überwiegend sehen die befragten jungen Erwachsenen die Ursachen für das Misslingen des Berufseinstiegs weniger bei den fehlenden Unterstützungsleistungen der Eltern als bei sich selbst. Es erscheint ihnen allerdings auch „normal“, dass sie über keine eigene Motivation verfügen und scheitern.

„Es liegt nicht an meinen Familienverhältnissen, nein (...) ich glaub, es liegt nur an mir (...) ich bin schon faul (...) meine Großeltern geben mir schon Druck, dass ich was machen soll, aber es prallt an mir ab.“ (Damian, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 360)

„Dann war ich auf die Höhere Handelsschule gegangen, die hab ich nach 1½ Jahren abgebrochen, weil, da hab ich ’n Ausbildungsplatz gefunden, hatte ich keine Lust mehr zur Schule, is ja normal so was (...).“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 319)

Andere der befragten jungen Menschen wollen keine Hilfe von den Eltern, weil sie die Suche nach einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz als eigene Angelegenheit bewerten.

„Ich sag denen gar nicht, was ich mache, das ist meine Sache.“ (Anton, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 369)

„Ich möchte das lieber allein machen, ich weiß nicht, nee, ich will auch keinen um Hilfe bitten (...).“ (Barbara, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 408)

3.1.2.3 Vorbilder und Rollenbilder

Viele befragte Jugendliche berichten davon, dass ihre Eltern arbeitslos, suchtkrank, beruflich gescheitert sind bzw. nichts von ihnen wissen wollen. Auffallend ist, dass vor allem Suchtkrankheit und Arbeitslosigkeit ausführlich erläutert werden, während Desinteresse eher lapidar festgestellt wird; selbst dann, wenn die Jugendlichen daraufhin Teile ihres Lebens in Heimen verbrachten.

„Der (Vater, N.K.) hat Schule gemacht, aber der war auf einer Sonderschule gewesen, weil, der hat keine Lust auf Schule gehabt, und dann war meine Mutter schwanger gewesen, da hat der mit 16 in der Schule aufgehört (...) musste arbeiten, der hat auch die ganze Zeit gearbeitet, danach hat er aufgehört wegen den Kindern, da hat er nichts mehr gemacht und seitdem haben wir die ganze Zeit von der Sozialhilfe gelebt.“ (Anton, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 369)

„Mit 16 schon, ja, das hatte einfach mit den Problemen mit meinen Eltern zu tun, das fing damit an, dass mein Vater das Geld von der Arbeit, das er bekommen hat (...) ganz viele 5-Mark-Stücke in irgendeinen Kasten geworfen hat, wo leider nicht immer alles klappte, na ja, dass dann nicht viel Geld nach Hause kam, ist klar, wenn so ’n richtiger Zocker, na ja, dann ist erst mal das Jugendamt vorbeigekommen, sozusagen die Kinder eingepackt hat, dann in das SOS-Kinderdorf nach (...) gebracht hatte (...). Ein Jahr später hat man mich gefragt, ob ich zurück möchte, 14 bin ich damals gewesen, bin ich zurück gegangen, ich sag mir heute noch, dass war der größte Fehler meines Lebens, dass ich zurückgegangen bin (...).“ (Udo, 24 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 208f)

„Ich hab noch Eltern, aber die sind beide abgehauen.“ (Lothar, 30 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 250)

„Meine Eltern haben sich nicht um mich gekümmert.“ (Barbara, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 406)

Es scheint, dass die jungen Erwachsenen zwar mit dem Scheitern ihrer Eltern umgehen können, nicht aber, wenn sie abgelehnt, vernachlässigt oder verstoßen werden. Das Verständnis für das Scheitern und die Solidarität mit

den Eltern gehen so weit, dass in einem Fall sogar der Vater von der Ausbildungsvergütung der Tochter unterstützt wird. Es kann davon ausgegangen werden, dass Eltern auch im Falle des „materiellen“ Scheiterns nach wie vor eine wichtige Rolle für die jungen Erwachsenen spielen. Die emotionalen Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern bleiben in diesen Fällen bestehen, nicht aber wenn Eltern ihre Kinder ablehnen.

„(...) aber meine Mutter (...) die kriegt ja noch nicht mal ihr eigenes Leben geregelt, da muss ich ja noch helfen, wenn sie zu Behörden gehen muss (...) was weiß ich (...) Zettel ausfüllen, einkaufen gehen, ja alles Mögliche halt (...) die trinkt.“ (Barbara, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 410)

„Die (Mutter, N.K.) ist so alleine, dann esse ich dort, damit ich wieder zunehme, die kann mir doch nicht helfen, ich helfe ihr, sie trinkt noch immer, da kommt sie auch nicht von los, die weiß ja selber nicht, dass sie ein Problem hat.“ (Barbara, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 414)

„Ich bin diejenige, die arbeitet, ich muss nichts abgeben, aber dafür hab ich mit meinem Vater abgemacht, dass er das Kindergeld bekommt, das hat er gesagt, da ist er mit einverstanden, tja, Einkaufen teilen wir uns dann halt, tu ich ein bisschen Geld von meinem Lohn dabei (...) tja.“ (Nina, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 420)

Überwiegend von Jugendlichen ausländischer Herkunft, aber auch bei einigen deutschen, wird die Arbeitsmoral der Eltern und der gesamten Familie thematisiert. Sie legen vor allem Wert darauf zu berichten, dass ihre Eltern immer – oft auch unter schwierigen Bedingungen – gearbeitet haben. Deutlich wird, dass mit dieser Arbeitsmoral ein hohes Maß an Stolz und implizitem Selbstbewusstsein verbunden ist.

„Das Komische bei uns ist, meine älteste Schwester ist Ärztin, die mittlere arbeitet bei McDonald's, die jüngste arbeitet jetzt auch, als Anwaltsgehilfin, ich arbeite jetzt beim Schlüsseldienst, meine Mutter arbeitet an der Schule als Reinigungskraft, mein Vater halt auch, also, wenn das Arbeitsamt uns sehen würde als ausländische Familie, die würden sagen: »Jawohl, ihr seid genau die Richtigen«, ja, weil es gibt bei uns nicht einen zu Hause, der entweder von Sozialhilfe oder Arbeitsamt lebt (...) jeder von uns ist glücklich.“ (Özgür, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 269)

„(...) auch von meinem Vater aus, der sagt: »Arbeitslos ist das Schlimmste«, auch wenn man Schule macht, Praktikums macht, Hauptsache man bleibt nicht zu Hause, und Sozialhilfe kam bei ihm sowieso nicht in Frage. Ich hätte auch Sozialhilfe beantragen können, da hat er gesagt: »Nö, Sozialhilfe (...) willst du dich daran schon gewöhnen?« (...).“ (Lela, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 165)

„Also, bei uns (den Türken, N.K.) ist das ja so, da denkt man ja auch an die Frau und die Kinder, dass die was zu essen haben, da geht man arbeiten und wartet nicht auf Geld vom Amt.“ (Hatice, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 172)

„Ich wollte immer arbeiten, meine Mutter hat auch viel gearbeitet, in der Küche, ist vor neun Jahren arbeitslos geworden, mein Vater hat auch immer gearbeitet, war Reisebusfahrer, da ist er ja auch umgekommen. Wenn der nicht Reisebus gefahren ist, hat er geputzt, und da bin ich immer als kleines Kind dabei gewesen und ich hab immer gesehen, wie jemand arbeitet, hat mir auch immer Spaß gemacht.“ (Kelly, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 432f)

Insbesondere von Jugendlichen ausländischer Herkunft wird deutlich gemacht, dass sie es „besser“ haben wollen als ihre Eltern. Dabei wird auf die „mindere“ Qualität der Arbeit verwiesen, die ihre Eltern haben. Kritisiert wird dabei auch, dass die Eltern Geld „nach Hause“ an Verwandte überweisen und es in 30 Jahren nicht geschafft haben, Deutsch zu lernen. Vor allem stört es sie,

dass sie – vielleicht im Vergleich zu deutschen Gleichaltrigen – nicht stolz auf ihre Eltern sein können. Der eindeutige Wunsch nach einem erfolgreichen elterlichen Vorbild wird deutlich.

„Jetzt hab ich keine Lust mehr auf so dreckige Arbeit sozusagen (...) ich will gerne eine saubere Arbeit haben (...) unsere Eltern, die haben das ja gemacht (...).“ (Musa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 272)

„(...) weil ich nicht so enden wollte wie mein Vater, 30 Jahre beim Bau und nie reich geworden.“ (Özgür, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 263)

„Ich sag mal so, mein Vater hat mich nie stolz gemacht, weil er jedes Mal, wenn er Geld verdient hatte, es in die Türkei verschickt hat, zu meinem Onkel und meiner Tante, die sind die reinsten Blutsauger und die haben damit nicht aufgehört, mein Vater hat damals mit angefangen, war seine eigene Schuld, der hat die damit abhängig gemacht, jetzt verlangen sie immer mehr (...).“ (Özgür, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 264)

„Sie (die Türken, N.K.) haben es damals nicht für nötig empfunden, sich die Sprache anzueignen (...). Wissen Sie, wie das ist, wenn ich mit meinem Vater zum Arbeitsamt hingehen muss? Ich muss dolmetschen! Wissen Sie, was das für 'ne Schmach ist, wenn der Mann sagt: »Wie lang is'n ihr Vater hier?« Ich sag: »30 Jahre« (...) der hätte z. B. in der Zeit, wo er ein Hobby machen könnte, lernen können (...).“ (Özgür, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 267f)

Ebenfalls eher Jugendliche ausländischer Herkunft charakterisieren ihre Eltern als liebend und als fordernd. Vermutlich spielt auch hier die Dimension Stolz eine wichtige Rolle.

„Meine Eltern haben so viel Liebe, dass die net richtig böse sein können, dass kann ich mir so gar nicht richtig vorstellen, die wollten mich nie so richtig drangeben, weißt du, die hatten Angst, dass sie solche Eltern sind, die ihr Kind hier, äh, dort, äh, die wollten halt keine schlechten Eltern sein.“ (George, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 37)

Das Eingeständnis, nicht zu wissen, worin die Gründe des eigenen Versagens liegen, ist ebenfalls häufiger bei ausländischen Jugendlichen zu finden. Auch hier wird deutlich, dass bei diesen Jugendlichen Eltern eine andere, vielleicht zentralere und dominantere Rolle spielen als bei deutschen Jugendlichen.

„Also, ich weiß net, irgendwas muss falsch gelaufen sein, ich weiß aber jetzt nicht, ob das von meiner Seite her kommt oder von den Eltern her oder von dem Umfeld her, keine Ahnung (...).“ (Mohamed, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 26)

„Ich weiß net, die Eltern waren ja streng genug, vielleicht liegt es auch da dran, ich weiß net, Freunde von mir, die haben, trotz alledem sie ihre Scheiße gebaut haben, eine abgeschlossene Lehre, der eine hat sogar mit 20 erst 'ne Lehre angefangen gehabt, und gehen heute ihrer Arbeit nach und gehen trotzdem mal am Wochenende weg oder auch mal in der Woche und trinken sich mal ein Bier und gehen trotzdem am nächsten Tag arbeiten (...). Ich krieg das nicht auf die Reihe, ich weiß ja net, wo dran das liegt (...).“ (Mohamed, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 26)

„Man kann das auch so sehen, z. B. wenn der Vater nicht arbeitet und der Sohn sieht, dass der Vater faul ist, und dann will er das dann anders herum, wissen Sie, das kommt ja drauf an, wie der Junge das annimmt, kann ja auch faul sein, das liegt in einem selbst, was man draus macht.“ (Musa, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 276)

3.1.3 Zusammenfassung

Im Vorangegangenen wurde anhand der Aussagen der Expertinnen und Experten und der befragten jungen Erwachsenen der Frage nachgegangen, inwieweit die Herkunftsfamilie als Unterstützung oder sogar als Belastung bei der sozialen und beruflichen Integration der jungen Erwachsenen angesehen werden kann. Unbestritten ist die Tatsache, dass im Wettbewerb um das knappe Angebot an Ausbildungsplätzen ein möglichst guter Schulabschluss die beste Voraussetzung für den Einstieg in Ausbildung und Erwerbsarbeit darstellt. In diesem Zusammenhang hatten die befragten Expertinnen und Experten die Bedeutung des Verhaltens der Herkunftsfamilie für eine erfolgreiche Bewältigung schulischer Anforderungen hervorgehoben, zugleich aber auch auf das damit verbundene Risiko des Scheiterns in der Schule hingewiesen. Sowohl die Aussagen der Expertinnen und Experten als auch die der befragten jungen Erwachsenen weisen auf eine große Bandbreite von Verhaltensmustern hin, die von engagierter Unterstützung über vermeintliche oder tatsächliche Gleichgültigkeit bis hin zu Überforderung reicht. Dabei müssen die Verhaltensmuster im Zusammenhang mit den Familienverhältnissen betrachtet werden. Bei den Familien handelt es sich häufig um „Multi-Problemfamilien“, so dass den Befragten aufgrund der komplexen Problemlage der Familie nicht immer die notwendige Aufmerksamkeit von Seiten der Eltern zuteil werden kann. Es finden sich in den zitierten Aussagen Hinweise darauf, dass dies bei den Befragten zu schulischen Misserfolgen sowie Schulschwänzen und Schulverweigerung führen und damit den Erwerb eines qualifizierten Schulabschlusses erheblich gefährden kann.

Neben der Überforderung der Eltern wird aber auch eine Überforderung der Kinder als Risiko für den schulischen Erfolg genannt. So sehen sich Befragte nichtdeutscher Herkunft der Situation gegenüber, dass sie – im Gegensatz zu ihren Eltern – einen qualitativ hohen Schulabschluss erreichen sollen, der ihnen den Zugang zu sozial angesehenen Berufen ermöglichen soll, sie jedoch bei der Bewältigung der schulischen Anforderungen nicht auf die Hilfe ihrer Eltern zurückgreifen können, da diesen – aufgrund eingeschränkter Fähigkeiten – die Voraussetzungen hierzu fehlen. Zusätzlich belastend wirken sich die kulturellen Disparitäten zwischen Herkunfts- und deutscher Kulturtradition aus. Nicht selten führt dies zu Konflikten zwischen Jugendlichen und Eltern, die in vielen Fällen zu schulischen Misserfolgen, Schulschwänzen und Schulverweigerung, schließlich auch zum Bruch mit der Familie führen können.

Es finden sich deutliche Hinweise darauf, dass junge Erwachsene mit schwierigen Berufsbiographien nur wenig bzw. kaum Unterstützung in ihren Herkunftsfamilien erfahren. Eine zentrale Ursache ist die Überforderung der Eltern. Diese führt u. a. dazu, dass die jungen Erwachsenen ihr eigenes Potenzial, ihre Kompetenzen nicht kennen und auch deren Grenzen nicht erfahren haben. Dies wiederum kann als Ursache dafür gesehen werden, dass die jungen Leute nicht in der Lage sind, Berufswünsche und eine entsprechende Berufswegeplanung zu entwickeln, geschweige denn in die Tat umzusetzen. Eine Überforderung der Eltern zeigt sich in besonderer Weise bei Familien nichtdeutscher Herkunft – neben die Sprachprobleme tritt die Unkenntnis des deutschen Schul- und Ausbildungssystems. Insbesondere die Aussagen der Mädchen nichtdeutscher Herkunft belegen, dass sie sich darüber hinaus zusätzlich dem Druck traditioneller Rollenmuster ausgesetzt fühlen. Allen befragten jungen Erwachsenen ist gemeinsam, dass sie die elterliche Forderung

nach mehr Engagement für die berufliche Integration verstehen. Zu zusätzlichen Konflikten und Problemen mit den Familien kommt es dann, wenn die Eltern keine Vorschläge hinsichtlich der Umsetzung machen können.

Auch wenn die meisten jungen Erwachsenen nichtdeutscher Herkunft eine Rückkehr in das Heimatland ihrer Eltern für sich ausschließen, wirken sich die aus dem Heimatland übernommen Vorstellungen von Nutzen und Zukunftschancen einzelner Ausbildungsberufe seitens der Eltern auf die Berufswahl der nichtdeutschen Jugendlichen aus und engen die Bereitschaft zu neuen beruflichen Perspektiven ein, da in der Regel solche Ausbildungsberufe von den Eltern nichtdeutscher Herkunft bevorzugt werden, für die auch in der Heimat Aussicht auf eine dauerhafte berufliche Tätigkeit besteht.¹⁴

In der Auseinandersetzung mit der sozialen und beruflichen Integration der jungen Erwachsenen weisen sowohl die Expertinnen und Experten als auch die befragten Jugendlichen auf die eingeschlagenen Lebens- und Berufswege der Eltern und deren Bedeutung und Auswirkung für die jungen Erwachsenen als prägende Vorbilder hin. Dabei bezweifeln Expertinnen und Experten die Fähigkeit der Eltern, als positive Vorbilder dienen zu können, und verweisen auf die Hilflosigkeit bei der Bewältigung des Familienalltags, die sich in der Aneinanderreihung unterschiedlicher staatlicher Leistungen am deutlichsten ausdrückt. Ob, und wenn ja, wie die Eltern als Vorbilder dienen und sich bemühen, ihre Kinder zu motivieren, wird von den Expertinnen und Experten nicht gesehen bzw. nicht thematisiert.

In den Aussagen der befragten jungen Erwachsenen finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass die emotionalen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern auch dann bestehen bleiben, wenn die Eltern in ihrem eigenen Berufsleben gescheitert sind und – gestützt auf staatlichen Alimentierungen – ihre Rolle als Verdienner und Beschützer nicht in gewünschtem Maße erfüllen. In den Fällen, wo die jungen Leute einen Teil ihres Lebens in Heimen verbringen mussten, weil sie von ihren Eltern vernachlässigt, abgelehnt und verstoßen werden, trifft dies nicht zu. Auffallend ist, dass insbesondere von jungen Erwachsenen nichtdeutscher Herkunft die Arbeitsmoral der Eltern thematisiert wird, die – wenn auch unter schwierigen Arbeitsbedingungen – immer gearbeitet hatten und darauf stolz sind. Hieraus entsteht auch die Motivation, sowohl der Eltern als auch der jungen Erwachsenen, für die Kinder bzw. sich selbst einen besseren – körperlich weniger belastenden Beruf – anzustreben. In diesem Zusammenhang finden sich Hinweise darauf, dass die jungen Erwachsenen zwar stolz auf die Arbeitsmoral ihrer Eltern sind, nicht aber auf die Art und Qualität der Arbeit und auch nicht auf nicht vollzogene Karriereaufstiege.

Die Ergebnisse des vorliegenden Kapitels zeigen, dass die Herkunftsfamilie die soziale und berufliche Integration der befragten jungen Erwachsenen wesentlich beeinflusst. Dabei zeigt sich, dass in der Mehrzahl der Fälle die Herkunftsfamilien der Untersuchungspopulation sowohl bei der Unterstützung und Bewältigung schulischer Anforderungen als auch beim Übergang von der Schule in den ersten Arbeitsmarkt überfordert sind. In nichtdeutschen Herkunftsfamilien wird die Überforderung der Eltern durch die Disparitäten von Herkunfts- und deutscher Kultur zusätzlich verschärft, so führt die berufliche Integration vor allem der Mädchen zu Konflikten mit der Familie und den traditionellen Verhaltens- und Rollenmustern.

Zu berücksichtigen ist, dass die Ergebnisse des vorliegenden Kapitels auf den Aussagen der befragten jungen Frauen und Männer basieren. Die Aussagen der nichtdeutschen jungen Frauen und Männer zeigen, dass in ihren Fami-

lien traditionelle Strukturen anzutreffen sind. Aus diesen traditionellen Strukturen ergeben sich auch Unterschiede in den Erziehungsvorstellungen, denen sich insbesondere die befragten jungen Frauen nichtdeutscher Herkunft bei der Auseinandersetzung (nicht nur) um ihre Berufswahl ausgesetzt fühlen. Empirische Forschungen¹⁵ zeigen jedoch, dass die Variationsbreite hinsichtlich des Erziehungsstils bei Familien nichtdeutscher Herkunft ebenso so groß ist wie unter den deutschen Familien. Im Ergebnis kann festgehalten werden, dass in Familien nichtdeutscher Herkunft vielfältig variierende innerfamiliäre Strukturen anzutreffen sind: von der patriarchalisch orientierten Arbeiterfamilie (mit oder ohne berufstätige Mutter) bis zu Mittelschichtfamilien mit relativ gleichberechtigten Strukturen zwischen den Eltern oder gar zwischen Eltern und Kindern. Boos-Nünning (2000)¹⁶ merkt kritisch an, dass man aus den innerfamiliären Strukturen – insbesondere der patriarchalisch strukturierenden – nicht ableiten kann, dass Bildung und Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen nichtdeutscher Herkunft für weniger wichtig als für männliche Jugendlichen erachtet wird. Untersuchungen zu den Bildungs- und Ausbildungserwartungen nichtdeutscher Mädchen und jungen Frauen belegen, dass nichtdeutsche Eltern sehr wohl eine qualifizierte Berufsausbildung bzw. eine akademische Ausbildung für ihre Kinder anstreben.¹⁷

Die Ergebnisse des vorliegenden Kapitels zeigen, dass offenkundig die Schule nicht in der Lage ist, Defizite im familiären Unterstützungspotenzial aufzufangen oder diesen entgegenzuwirken. Entweder werden auch die nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) möglichen und von der Kinder- und Jugendhilfe zur Verfügung gestellten Hilfen nicht in Anspruch genommen oder sie sind nicht erfolgreich oder es gibt zu wenig bzw. keine passenden Hilfsangebote der Kinder- und Jugendhilfe. Nicht in Anspruch genommen werden diese Hilfssysteme auch häufig deshalb nicht, weil sie nicht bekannt sind. Je nach Problemkonstellation fallen die Jugendlichen dann – meistens, wenn sich die Situation bereits zugespitzt hat – in die Zuständigkeit der Expertinnen und Experten, die dann wiederum die Aufgabe haben, eine lange Vorgeschichte zu kompensieren, aufzufangen und Lösungsstrategien zu entwickeln. Wobei auch die Expertinnen und Experten sich damit überfordert fühlen und diese Aufgabe den Familien zusprechen, obwohl die Erfahrungen in ihrer täglichen Arbeit zeigen, dass die Familien aufgrund komplexer Problemlagen diese nicht erfüllen können. Insbesondere in schwierigen Sozialräumen, also wo sich schwierige Familienverhältnisse häufen, wäre es darum wichtig, präventiv vorzugehen, d.h., in den Regelinstitutionen (Kindergarten, Schule) verstärkt zusätzliche Kapazitäten, etwa in Form von Ganztagsbetreuung, bereitzustellen. Diese sollten auch die Elternarbeit miteinbeziehen. Wahrscheinlich kann Prävention nur gelingen, wenn alle Institutionen, die sich mit Qualifikation, Betreuung und Erziehung dieser Zielgruppe befassen, nicht nur formal, sondern auch inhaltlich koordiniert werden. So passiert es z. B. immer wieder, dass Jugendliche von unterschiedlichen Stellen betreut werden, deren Ansätze und Vorgehensweise nicht untereinander abgestimmt sind. Im besten Fall sucht der Jugendliche sich den für ihn angenehmsten Teil der Hilfeleistung aus und nimmt ihn in Anspruch, im schlimmsten Fall verweigert er jegliche Kooperation. Eine sachkundige Beratung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die den Anspruch einer ganzheitlichen Beratung umsetzen soll, muss aber unbedingt einen koordinierten und ganzheitlichen Hilfeinsatz verfolgen. Dies setzt die Entwicklung von Fachstandards für die Familienarbeit voraus, die auch die Fachlichkeit des Personals miteinbeziehen muss.

3.2 Das Gelingen oder Misslingen der schulischen Sozialisation als Voraussetzung bzw. Hindernis für die Einmündung in Ausbildung und Arbeit

3.2.1 Sicht der Expertinnen und Experten

3.2.1.1. Erfolgreicher Schulverlauf

Auffällig ist, dass die Expertinnen und Experten weder Aussagen über den Stellenwert eines erfolgreichen Schulabschlusses an sich machen noch darüber, ob und wenn ja, inwiefern ein erfolgreicher Schulverlauf bei ihrer Klientel für ihre eigene Tätigkeit relevant ist. Grund dafür könnte sein, dass sie einen erfolgreichen Schulverlauf bei der Zielgruppe in der Regel von vornherein für unwahrscheinlich halten. Dies wirft dann die Frage auf, ob die Expertinnen und Experten mit einer solchen Erwartungshaltung in der Lage sind einen erfolgreichen Schulverlauf zu erkennen, wenn er nicht von den Jugendlichen selbst aktiv thematisiert wird.

Dass Expertinnen und Experten in der Lage sind, erfolgreiche Schulverläufe dann zu erkennen, wenn sich Entwicklungstrends in Gruppen abzeichnen, zeigt ihre Einschätzung der Jugendlichen ausländischer Herkunft: Hier wird eine Tendenz zur Verbesserung der Schulabschlüsse angeführt.

„(...) selbst wenn sie z.T. gute Schulabschlüsse haben, früher hatten sie häufig sehr schlechte Schulabschlüsse, mittlerweile hat sich das etwas geändert, Mädchen haben auch bessere Schulabschlüsse (...).“ (Expertin E, S. 15)

Allerdings wird diese positive Einschätzung immer im Zusammenhang mit schlechteren beruflichen Integrationschancen dieser Gruppe trotz besserer Schulleistungen gegenüber Jugendlichen deutscher Herkunft thematisiert.

Nicht nur eine Verbesserung der Schulleistungen Jugendlicher ausländischer Herkunft stellen die Expertinnen und Experten fest, auch Veränderungen weiblicher Rollenmuster bei dieser Zielgruppe werden von ihnen registriert. In diesem Zusammenhang wird von den Expertinnen und Experten konstatiert, dass bessere Schulleistungen vor allem Mädchen und junge Frauen über ihre Rollen nachdenken lassen und bei ihnen Erwartungen auf mehr Möglichkeiten und Chancen wecken.

„In meiner Arbeit musste ich oft erleben, dass die Mädchen und jungen Frauen sich gerne auch an die Vorstellung klammern, dass sie einmal heiraten werden und eine Ausbildung von daher nicht so im Vordergrund steht; das hängt aber auch mit den Schulabschlüssen zusammen, mit dem Bildungsangebot, das sie genossen haben. Also, wenn sie schlechte oder gar keine Abschlüsse haben, dann herrscht tatsächlich ab und zu noch dieses Denken vor, wenn sie bessere Schulabschlüsse haben, dann überlegen sie genauer (...).“ (Expertin E, S. 26)

Dem eher defensiven Umgang der Expertinnen und Experten mit erfolgreichen Schulverläufen entspricht auch der appellative Charakter der Aussage über den Wert eines (Schul)abschlusses an sich. Er wird ausschließlich im Zusammenhang mit der Bedeutung für das Selbstwertgefühl der Jugendlichen angeführt. Der Stellenwert für die berufliche Integration wird hier offenkundig nicht als prioritär eingeschätzt. Ob und inwieweit eine (erfolgreiche) Schulkarriere mit nicht notenrelevanten Lerneffekten z. B. zum Erwerb sog. sozialer und beruflicher Schlüsselqualifikationen von Bedeutung für die berufliche und soziale Integration ihrer Klientel sein kann, kann aufgrund dieser eingeschränkten Sichtweise nicht erkannt werden.

„(...) ich weise immer wieder darauf hin, wie wichtig ein Abschluss ist, wie wichtig es ist, dass ihre Kindern merken, ich kann was, ich bin es wert. Und die meisten Kinder können auch was, sie sind halt nur gehemmt in ihrer intellektuellen Fähigkeit durch Umstände um sie herum; viele Kinder, die früher auf die Sonderschule gegangen sind, waren keine lernbehinderten Kinder, sondern eben verhaltensauffällige Kinder (...).“ (Expertin M, S. 61)

3.2.1.2 Probleme auf der kognitiven und Leistungsebene

Die Expertinnen und Experten führen, was die kognitiven Fähigkeiten und prüfbareren Leistungen betrifft, vor allem ein konkretes Problem explizit an: die Sprachschwierigkeiten.

„(...) es kommen die Kinder in die Schule und können kein Deutsch (...).“ (Expertin J, S. 47)

„(...) die haben große Sprachschwierigkeiten, die Vorbildung dieser Eltern ist auch sehr sehr schlecht (...).“ (Expertin J, S. 47)

Ansonsten beziehen sich Aussagen der Expertinnen und Experten zu Können oder Leistungen der Jugendlichen in erster Linie auf die Schule. Sie üben vor allem Kritik an den aus ihrer Sicht zu geringen Leistungsanforderungen bzw. an dem Missverhältnis von (relativ guten) Noten und tatsächlichem (niedrigem) Leistungsniveau, das schließlich zu negativen Erlebnissen auf weiterführenden Schulen oder bei der Arbeitsplatzsuche führe.

„(...) aber die schenken denen die Noten, die wollen denen noch was Gutes tun, und dann kommen die auf die weiterführende Schule und dann sacken die ab und das ist das Fatale (...).“ (Expertin K, S. 51)

„(...) da wird denen ja auch gar kein realistisches Bild vermittelt, die werden gekränkt dadurch, die werden gekränkt, dass sie sich da angestrengt haben, das Lob der Lehrer bekommen, die haben da nicht gestört und waren immer da (...) und dann gehen sie auf den Arbeitsmarkt und dann wird gezeigt: »Was bist du denn? Du schaffst ja noch nicht mal den einfachen Test«, und dann fallen die in ein Loch, dass sie überhaupt nicht mehr gucken wollen (...).“ (Expertin K, S. 51)

Erwähnt wird von den Expertinnen und Experten auch eine Überalterung der Lehrerschaft, die sie z.T. für eine schlechte Schulbildung und -erziehung verantwortlich machen.

„(...) wir haben auch ein überaltertes Lehrerkollegium, wenn Sie sich mal überlegen, wer jetzt denn die heutige Jugend erzieht, und vor allem in den Grundschulen, das sind doch alles überalterte, aufgeriebene, fertige Leute, die mit der Situation ja überhaupt nicht fertig werden (...).“ (Expertin J, S. 47)

3.2.1.3 Probleme auf der Verhaltensebene

Von einigen Expertinnen und Experten werden Probleme bei der beruflichen Integration der Jugendlichen mit Schulmüdigkeit und Schulverweigerung als erste Station einer längeren Misserfolgskarriere erklärt.

„Das fängt erst einmal damit an, dass sie nicht in die Schule gehen, nicht aus den Puschen kommen und dann anfangen rumzuhängen, vielleicht mal hier 'n Job, da 'n Job (...).“ (Experte I, S. 42)

„(...) es ist so, dass die ja schon in der Schule aufgewachsen sind als Schulschwänzer (...).“ (Expertin J, S. 45)

Wie es bei den Kindern und Jugendlichen zu Schulmüdigkeit und Schulverweigerung kommt, ist von den Expertinnen und Experten offensichtlich schwer einzuschätzen, konkret genannt werden aber der Gruppenzwang und eine niedrige Frustrationstoleranz, die schon bei kleineren Misserfolgen zu Vermeidungs- und Verweigerungsverhalten führt, sowie fehlende Motivation und Selbstdisziplin.

„Ja, ein Teil der Besucher sind Schulverweigerer oder häufig auch Blaumacher (...) und die sagen dann: »Keine Motivation im Unterricht«, die sagen: »Der Lehrer ist so trocken, der kann das nicht so rüberbringen« (...) »schlechter Unterricht« (...) die treffen sich dann und ziehen durch die Stadt (...). Die kommen halt in manchen Fällen, d.h. in bestimmten Fächern kommen sie nicht mit und bevor sie sich vor der Klasse blamieren, gehen sie gar nicht mehr hin.“ (Experte G, S. 35)

„Das ist schwierig zu sagen, das ist ein schleichender Prozess, also, wenn man die fragt: »Warum gehst du nicht zur Schule, warum gehst du nicht hin?« Das ist ein schleichender Prozess, und wenn man einmal gefehlt hat, fehlt man zweimal, fehlt man dreimal, fehlt man 'ne Woche, und irgendwann ist der Einstieg gar nicht mehr machbar, weil die Motivation auch fehlt, aber warum es zu dem ersten Mal kommt, ist schwierig zu sagen (...) da gibt es sehr unterschiedliche Gründe, mal ist gerade bei den Jugendlichen auch der Gruppendruck ziemlich groß (...) auch gerade dann, wenn die Freunde der einzige Orientierungspunkt sind (...).“ (Expertin J, S. 48)

„(...) was mir dazu auch einfällt, ist, dass die eine super niedrige Frustrationsgrenze haben, wenn irgendwas nicht klappt, so wie sie sich das vorstellen, also es klappt gut, kein Problem, es klappt mal nicht gut (...) sind sie nicht in der Lage zu sagen: »Na gut, das wird mir immer mal in meinem Leben passieren, dass ich mit irgendjemandem nicht klarkomme, da muss ich durch oder ich muss mir irgendwas überlegen, wie ich diesen Konflikt lösen kann, sondern ich geh nicht mehr hin.« (...). Das ist denen zuviel (...) das halten die nicht aus.“ (Expertin J: Honorarkraft J, S. 48)

Die allgemein schwierige Lage auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, die vor allem Jugendlichen ohne (Haupt-)Schulabschluss kaum eine Chance lässt, sich ins Erwerbsleben zu integrieren, ist nach Einschätzung eines Experten dafür zu nutzen, die Klientel zum weiteren Schulbesuch zu motivieren. Allerdings sieht er darin eine nur minimale Möglichkeit.

„Sagen wir mal so, ganz tief im Inneren wissen sie es, aber sie sind nicht in der Lage, es umzusetzen, die Energie aufzubringen und zu sagen: »Ich muss dann also doch über den Schatten springen, mir bleibt nichts anderes übrig.« (...). Sie hören auch in der letzten Zeit immer von den Leuten, die ohne Hauptschulabschluss dastehen, wie schwierig es ist, jetzt in das Berufsleben einzusteigen ohne Hauptschulabschluss, d.h., diejenigen, die jetzt noch zur Schule gehen, kriegen die Informationen von denen, die ohne Hauptschulabschluss entlassen worden sind, die sagen: »Hör mal, geh lieber zur Schule, ich hab echte Schwierigkeiten, seit Jahren turne ich rum und kriege keinen Ausbildungsplatz, weil ich die Schule geschwänzt habe,« und und und, das motiviert dann auch ein bisschen (...) ein bisschen (...) nur ein bisschen (...) ich denke, auf die Gleichaltrigen hören die ja viel intensiver, sein Kumpel, sein Freund (...) wenn der denen das noch sagt und wir unterstützen das (...) das bringt dann schon was.“ (Experte G, S. 35f)

Die Expertinnen und Experten stimmen darin überein, dass über Schulmüdigkeit und Schulverweigerung eingeübte Verhaltensmuster entscheidend zu Problemen der Jugendlichen bei der Integration in das Erwerbsleben beitragen.

Wenn es um Verhaltensprobleme und Konflikte ihrer Klientel geht, äußern sich die Expertinnen und Experten ausführlich über die Schule und vor allem die Lehrerinnen und Lehrer. Zunächst wird kritisiert, dass die Angebote und die Arbeit der Expertinnen und Experten den Lehrerinnen und Lehrern nicht bekannt sind und die Expertinnen und Experten selbst die Schulen darüber informieren müssen.

„Ich bin ein bisschen erschrocken, dass Lehrer eigentlich gar nicht so viel wissen über Maßnahmen (...) also wir haben Rundbriefe verschickt in Schulen, was wir hier machen und tun, und da kam einiges an Antworten. Und da hat man eigentlich so gemerkt, dass die überrascht waren, was es speziell in dieser Stadt für Maßnahmen gibt, das war denen nicht so bewusst, die merken schon, dass sie Hilfe brauchen, z.T. nicht mehr damit zurechtkommen mit diesen ganzen Schulverweigerern, aber sie wissen auch gar nicht, wo sie sich Hilfe herholen können und was es für Möglichkeiten gibt (...).“ (Expertin D, S. 31)

Die Erziehungskompetenz der Lehrerinnen und Lehrer wird von den Expertinnen und Experten z.T. pauschal angezweifelt und vor allem mehr Strenge und Konsequenz angemahnt.

„(...) die (Lehrer, N.K.) wissen ja auch gar nicht mehr, wie sie die Kinder und Jugendlichen packen sollen (...) kriegen ja auch von den Eltern keine Unterstützung (...) aber vielleicht auch mal Strenge zu zeigen und zu sagen: »Hier, das hat Sinn für dich«, das erleben sie z.T. gar nicht mehr (...) es gibt keine Kontrolle mehr (...) ich finde schon, Lehrer hätten die Pflicht, sich mehr zu informieren, aber alleine kriegen sie das Problem nicht in den Griff.“ (Expertin D, S. 31)

Es gibt aber auch Verständnis für Lehrer, die, wenn mit Gewalt konfrontiert, es vorziehen, die betreffenden Schüler nicht mehr in der Klasse zu haben, um mit den anderen einen geregelten Unterricht abhalten zu können. Trotzdem wird es als zentrales Problem gesehen, dass diese Kinder von den Lehrern aufgegeben werden.

„(...) wenn dir 'n 10-Jähriger vor die Füße tritt, kannst du es eventuell noch akzeptieren, wenn dir aber ein 16-Jähriger vor die Knochen tritt, ist das schwieriger zu akzeptieren, (...). Ich denke, die Lehrer haben da in vielen Fällen, entwickeln auch 'ne Haltung den Kindern gegenüber: »Das ist mir egal, wenn du dich hier so benimmst, dann geht, geh in Gottes Namen, aber geh, dann hab ich wieder Ruhe in meiner Klasse.« (...).“ (Expertin M, S. 62f)

„(...) ich habe bei vielen Lehrern den Eindruck, irgendwann wird das Kind aufgegeben, und ich glaube, es kann einem Kind nichts Schlimmeres passieren, wenn es mitbekommt: »Es ist scheißegal, was du machst!« (...).“ (Expertin M, S. 62)

Über Kooperationen und Zusammenarbeit mit Schulen wird nicht berichtet. Es bleibt offen, ob eine solche Zusammenarbeit als Lösungsstrategie überhaupt von den Expertinnen und Experten erwogen wird. Die Nichterwähnung einer Kooperation von Jugendhilfe und Schule verwundert umso mehr, als diese gesetzlich normiert ist. Nach § 81 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) haben *„die Träger der öffentlichen Jugendhilfe (...) mit anderen Stellen und öffentlichen Einrichtungen, deren Tätigkeit sich auf die Lebenssituation junger Menschen und ihrer Familien auswirkt, insbesondere mit (Abs. 1.) Schulen und Stellen der Schulverwaltung (zusammenzuarbeiten, N.K.)“ (SGB VIII/KJHG Jugendsozialarbeit“ (KJHG § 11 Abs. 3.3.). § 13 KJHG erklärt die Zuständigkeit der Jugendhilfe für den Ausgleich sozialer Benachteiligungen und individueller Benachteiligungen (Abs.1). Mit der Reform des Landesjugendplans im Jahre 1999 hat die Landesregierung Nordrhein-Westfalens*

eine wichtige Voraussetzung für die Kooperation von Jugendhilfe und Schule geschaffen, indem sie die Förderung von Trägern der Jugendhilfe an inhaltliche Kriterien bindet. So sieht der Landesjugendplan für Schulsozialarbeit eine eigene Förderposition vor (Position IV 2.). Die Position VIII. „Schul- und berufsbezogene Angebote der Jugendsozialarbeit“ fördert Angebote deren Ziel es ist, die gesellschaftliche Integration und Partizipation in allen Gesellschaftsbereichen sowie eine eigenständige und selbstbestimmte Lebensführung sozial benachteiligter und individuell beeinträchtigter junger Menschen zu erreichen. Das Aktionsprogramm „Zukunft der Jugend: Bildung und Ausbildung“, in Federführung des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit, fördert seit 1999 Projekte, die gezielt Angebote für schulumüde Jugendliche entwickeln. Aufgabe des Programms ist es, durch sozialpädagogische Angebote Probleme der Jugendlichen aufzugreifen und die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler soweit zu stärken, dass deren Lernmotivation wieder hergestellt bzw. gestärkt wird und schulisches Lernen wieder möglich ist. Das ressortübergreifende (Schul-, Jugend- und Arbeitsministerium des Landes NRW) Förderprogramm „Betrieb und Schule“ (kurz: BUS) fördert Schülerinnen und Schüler, deren berufliches „Scheitern“ absehbar ist und bietet für sie im letzten Pflichtschuljahr gezielte Hilfen (u. a. Förderpraktika) für den Übergang in Ausbildung und Arbeit an, um ihnen die Möglichkeit zu eröffnen, zu einem möglichst frühen Zeitpunkt wesentliche Grundkompetenzen für den Übergang in Ausbildung und Arbeit zu erlernen.

3.2.1.4 Vorbereitung durch Schule auf Berufswahl, Ausbildung und Arbeit

Die Expertinnen und Experten beklagen die Qualität der Bewerbungsunterlagen der von ihnen betreuten Jugendlichen. Sie betonen dabei vor allem, dass an den Schulen Bewerbungsschreiben und Bewerbungsverhalten nicht oder nur selten Thema im Unterricht sind und wenn doch, dann werden z.T. veraltete Inhalte oft nur sehr formal vermittelt.

„(...) es gibt keinen einzigen Teilnehmer, keine einzige Teilnehmerin, die eine perfekte Bewerbung schreiben konnte (...) die bringen da ihre Vorlagen mit, die sie in der Schule gemacht haben, da wäre vielleicht mal ein Verbesserungsvorschlag angebracht (...) das gehört zu Klasse 9, Klasse 10 dazu, ist, glaub ich, so 'ne Pflichtaufgabe von der Schule, auf jeden Fall haben die alle so Bewerbungsberater und die haben sich vielleicht mal vor 15 Jahren ein Buch durchgelesen und das war's. Also, die sind überhaupt nicht auf dem Laufenden (...).“ (Expertin A, S. 4)

Schule wird von den Expertinnen und Experten nicht nur im Hinblick auf den ganz konkreten Fall Bewerbung, sondern ganz generell, wenn es um Berufswahl, Ausbildung und Arbeit geht, als wenig hilfreich bewertet. Sie fordern, dass Jugendliche an den Schulen lernen sollen, die eigenen Leistungen und Berufschancen realistischer einzuschätzen. Davon erwartet man sich weniger Probleme im Berufswahlverhalten der SchulabgängerInnen.

„(...) ich hab so den Verdacht in letzter Zeit, dass der Schulabschluss, den sie haben, ja wirklich gut ist, aber das, was sie wirklich können, das ist wirklich ganz verschieden zu dem, was ein Arbeitgeber verlangt bei einem Eignungstest (...).“ (Expertin K, S. 51)

„(...) die haben sich ja auch angestrengt, wenn man die fragt: » Was würdest du dir für ne Note in Anstrengung geben?« Da sagen die: »2 und ich hab jetzt die

FOR geschafft, warum soll ich denn dann Wurstverkäuferin werden? Das mache ich nicht, ich hab die FOR«, und ich denke, da wird denen ja auch gar kein realistisches Bild vermittelt (...).“ (Expertin K, S. 51)

Obwohl die Expertinnen und Experten anerkennen, dass Lehrer mit dieser zusätzlichen Aufgabe überfordert sein können, erwarten sie doch, dass vor allem für die eigene Zielgruppe Berufswahl und Berufsplanung zum Unterrichtsstoff gemacht werden.

„Es ist wirklich ein großes Problem, dass die Schule es nicht schafft, ausreichend auf die unterschiedlichsten Berufe vorzubereiten (...) die Lehrer sind natürlich mit anderen Aufgaben überfordert (...).“ (Expertin F, S. 28)

Kritisiert werden von den Expertinnen und Experten auch die Berufsschulen wegen ihrer „unzureichenden“ Betreuung der Zielgruppe, da häufig gerade schulische Defizite – trotz erfolgreicher Ausbildung im Betrieb – zu Ausbildungsabbrüchen führen.

„(...) vielfach klappt es in der Berufsschule nicht, also dass das Arbeiten schon ganz nett war, aber sie dann die Berufsschule nicht mehr geschafft haben (...).“ (Experten H, S. 39)

„(...) schulische Defizite führen in den meisten Fällen zum Abbruch, auch weil in den Berufsschulen die Lehrer nicht die Zeit haben, Einzelne mitzuziehen bzw. zu fördern (...).“ (Experten H, S. 39)

Schulsozialarbeit wird von Expertinnen und Experten an Sonderschulen für sinnvoll und notwendig erachtet.

„(...) natürlich ist die Sozialarbeit auch an der Sonderschule gewachsen, da ist auch ein Sozialarbeiter ansässig, der beim Jugendamt angestellt ist, der schon früh damit beginnt, die Sonderschüler in den Arbeitsmarkt zu integrieren (...).“ (Expertin M, S. 59)

Darüber hinaus regen die Expertinnen und Experten an, Berufsorientierung nicht erst mit Maßnahmen nach Beendigung der Vollzeitschulpflicht, sondern bereits während der Schulzeit als vorbereitende allgemeine Orientierung zu betreiben.

„Das ist sehr, sehr schlecht gegeben, weil die Berufsorientierung, zumindest die berufsorientierten Maßnahmen, die richten sich ja schon an Jugendliche, die nicht Schüler sind, d.h., sie können halt in eine berufsorientierende Maßnahme reinkommen, wenn sie halt die Schulpflicht erfüllt haben und keinen Ausbildungsplatz oder keinen Job gefunden haben, und wenn da eine so genannte Berufsorientierung oder eine allgemeine Orientierung ansetzt, würd ich schon sagen, das ist meiner Meinung nach schon zu spät.“ (Expertin B, S.12)

Dieser Empfehlung stehen die Äußerungen der befragten jungen Frauen und Männer entgegen. Sie weisen darauf hin, dass Berufsorientierung und Berufsberatung in der Schule thematisiert wurde (vgl. Kap. 3.2.2.4.). Zudem fördert die Landesregierung Nordrhein-Westfalens zahlreiche Projekte die eine frühzeitige berufliche Orientierung –insbesondere benachteiligter Jugendlicher- zum Gegenstand haben (vgl. Kap. 3.2.1.3.).

3.2.2 Sicht der befragten jungen Erwachsenen

3.2.2.1 Erfolgreicher Schulverlauf

Alle Befragten betonen den Wert der Schulnoten und insbesondere der Schulabschlüsse an sich und messen Schulverlauf und seinen Erfolg in erster Linie daran.

„Drittbestes Zeugnis, hätte ich eine 1 gehabt, hätt ich das zweitbeste Zeugnis gehabt (...) ich hab die 1 in Erdkunde verhaue.“ (Agnetha, 25 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 184)

„Sagen wir mal so, der Realschulabschluss war eigentlich so das Wichtigste, was ich so geschafft habe in den 24 Jahren, aber ob ich den 10b-Abschluss noch machen werde, weiß ich nicht (...) 10a war wichtig, der war wichtig für den inneren Schweinehund, um den zu überwinden.“ (Udo, 24 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 207)

Bedauert wird mitunter das persönliche „Fehlverhalten“, das zu schlechten Schulnoten und Schulabschlüssen führte, als nötig gewesen wäre. Mitunter kann auch das Sitzenbleiben von Klassenkameraden dazu führen, dass diese Erkenntnis schon während der Schulzeit gewonnen wird.

„Ich war nicht schlecht, sondern zu nachlässig. Ich brauchte net üben, um meine Sachen zu schaffen, ich war immer befriedigend und ausreichend, hatte immer 3er und 4er, ohne zu üben (...) aber da hätte mehr drinstecken können.“ (George, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 34)

„Viele aus der Klasse sind sitzen geblieben, und da hab ich mir schon meine Gedanken gemacht, dass es nicht gut ist, wenn man in der Schule fehlt.“ (Nina, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 415)

Die meisten der Befragten nehmen an, mit guten Noten und (relativ) hochwertigen Abschlüssen auch gute Chancen auf eine berufliche Integration zu haben. Zum Teil wird der Zusammenhang zwischen guter schulischer Leistung und guten beruflichen Integrationschancen unter materiellen Gesichtspunkten thematisiert.

„Weil ich seh heute, die meisten Sachen, die heute so nicht klappen mit der Selbständigkeit, liegen daran, dass ich kein Abitur habe. Das ist so. Hätt ich Abitur gehabt, dann hätt ich halt gucken können: Klappt nicht, klappt nicht, klappt nicht! Ich hätte studieren können. Weil später, ich hab Freunde halt, die nach dem Studium 'nen Superjob bekommen haben, 8.000/9.000 Mark verdienen (...) da denk ich mir auch (...) dann denkt man so, der Ehrgeiz ist da, aber ich schaff das nicht und dann denkt man »Scheiße«, so irgendwie, ist man enttäuscht, wenn alle Ihre Freunde super Autos fahren (...).“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 377)

Andere Befragte machen Aussagen über bessere Integrationschancen vor allem im Zusammenhang mit einer Verlängerung der Schulzeit. Zum einen gibt ihnen das die Möglichkeit, mehr Zeit für die Berufswahl zu haben, vor allem wird das „Weitermachen“ aber im Hinblick darauf betrieben, die beruflichen Integrationschancen zu verbessern.

„Ja, weil ich dachte, schaffen könnt ich's, dann hab ich 'nen Abschluss und dann können wir weitergucken.“ (Danny, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 214)

„(...) Ich hab länger gemacht und hab den Hauptschulabschluss gemacht (...). Weil es ist besser allgemein gewesen, halt für die Chancen für die Arbeit, weil, mit Sonderschulabschluss würde man nichts finden, außer Putzstellen, da Klo putzen, da Klo putzen (...). Die Schule hat das angeboten, dass man in der Schule den Hauptschulabschluss machen kann, dann hab ich gesagt: »Ich mach das durch.«“ (Karina, 28 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 93)

„Da hat ich schon im Hinterkopf, vielleicht krieg ich ja nix (keine Ausbildungsstelle, N.K.), meld dich schon mal an (an einer weiterführenden Schule, N.K.).“ (Musa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 271)

„Weil ich dachte, wenn ich 'nen Hauptschulabschluss habe, vielleicht krieg ich dadurch 'ne Ausbildung auf'm Arbeitsmarkt (...).“ (Ferdinand, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 239)

Die Äußerungen der befragten jungen Erwachsenen zeigen, dass das Bewusstsein über den Zusammenhang von guten Abschlüssen und guten beruflichen Integrationschancen vom Schulniveau unabhängig ist und Sonderschülerinnen und Sonderschüler z. B. einen Hauptschulabschluss anstreben, Hauptschülerinnen und Hauptschüler einen Realschulabschluss. Darüber hinaus wird auch deutlich, dass die schlechte Lage auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt motivierend wirken kann, wenn es darum geht, länger die Schulbank zu drücken und so zu höherwertigen Abschlüssen zu kommen.

„Ich hab mir drei Dinge durch den Kopf gehen lassen. Erstens: Will ich wirklich mit'm Abgangszeugnis zufrieden sein? Zweite Sache war: Was ist eigentlich ein Abgangszeugnis? Das ist doch nur ein Papier, wo drauf steht: Du bist blöd! Und drittens hab ich mir gedacht: »Es gibt 1000 Millionen Menschen, die wenigstens 'n Hauptschulabschluss haben, zwar nicht 'n guten, aber einen haben, was in Gottes Namen lässt dich hoffen, dass du mit diesem Ding eher ne Stelle findest als die mit'm Hauptschulabschluss oder Realschulabschluss?« (...) Hab ich mir gedacht: Okay, machst du weiter.“ (Özgür, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 267)

Ein Befragter weist aber auch daraufhin, dass der von ihm als erreichbar eingeschätzte Schulabschluss kaum eine Verbesserung der beruflichen Integrationschancen bringt.

„Abschluss? (...) nein. Ja, ich könnte den eigentlich auch machen, aber heutzutage gucken die nicht so auf den Hauptschulabschluss, sondern ich glaube mehr auf den Realschulabschluss und Fachabi, ich will auch keinen Abschluss, weil, ich kenne Leute, die haben FOR und stehen genauso da wie ich (...). Also meiner Meinung nach ist der Hauptschulabschluss nichts mehr wert (...).“ (Damian, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 363)

Von jungen Erwachsenen nichtdeutscher Herkunft wird die Tatsache thematisiert, dass Deutsch nicht ihre Muttersprache, sondern eine mehr oder weniger gut beherrschte Zweitsprache ist. Den Erfolg oder Misserfolg ihrer schulischen Laufbahn bringen sie damit in Verbindung.

„Am Anfang, wo ich zur Schule gegangen bin, da war für mich 'n bisschen schwer, weil ich nicht verstanden habe und auch wenn ich was versteh oder verstanden habe, ich musste das erst mal in meinem Kopf alles übersetzen dann wieder die Antwort finden und das wieder auf Deutsch übersetzen und wo ich meine Hand hochhebe, da war schon alles vorbei (...).“ (Vladimir, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 353)

Vor allem für Mädchen nichtdeutscher Herkunft ist der Schulverlauf auch von ihrer Herkunftstradition abhängig. Deutlich wird, dass die Schule oft dann abgebrochen wird, wenn eine Heirat einen neuen häuslichen und familiären Schwerpunkt an die Stelle der beruflichen Integration setzt.

„Ich hab meinen Hauptschulabschluss hier gemacht, ich war ja in der Türkei nur 4 Jahre lang auf der Schule, dann hab ich eine Lehre als Schuhverkäuferin angefangen, dann hab ich meinen Mann kennen gelernt, ich musste aufhören, er hat ja kein Verständnis gehabt (...).“ (Tara, 29 Jahre, 3 Kinder, Prot.-Int. 3, S. 146)

„(...) ich wollte schon mal Fachabi machen, das hab ich ja abgebrochen wegen meinem Mann, weil er ja hierher kommen wollte (...) das musste ich ja dann abbrechen, weil ich ja mein Mann hierher holen wollte, musste mich ja für eins entscheiden (...). Der wartete ja schon (...).“ (Hatice, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 171)

3.2.2.2 Probleme auf der kognitiven und Leistungsebene

Hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit und Leistungsmotivation wird von manchen der befragten jungen Erwachsenen lapidar Überforderung festgestellt. Oft werden – ebenso lapidar – Schulabbrüche damit begründet.

„Ich kann nicht die ganze Zeit nur sitzen und zuhören.“ (Annette, 18 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 117)

„Ich hatte keinen Antrieb mehr (und verließ die Schule, N.K.).“ (Lisa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 63)

„Ich halt den Druck nicht mehr aus (Aussage gegenüber der Schule wegen Abbruch, N.K.).“ (Lisa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 63)

Einige der Aussagen legen nahe, dass die Befragten davon überzeugt sind, selbst die Verantwortung für schlechte schulische Leistungen zu tragen.

„Es ist so, ich hab drei 4er auf dem Zeugnis, ich hab oft daran gedacht, diese drei 4er, die hätten nicht sein müssen (...).“ (Despina, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 54)

„In der Schule hatte ich eigentlich am Anfang nur Schwierigkeiten, auch mit anderen Schülern und so, im Unterricht hatte ich auch Schwierigkeiten mitzukommen, was aber auch daran lag, dass ich zu wenig gelernt habe.“ (Lothar, 30 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 250)

Eingeschränkte Lern- und Leistungsfähigkeit führt häufig zu Nichtversetzung in die nächsthöhere Klasse oder zur Zurückstufung auf ein niedrigeres Schulniveau. Wiederholung einer Klasse und der Wechsel auf eine andere Schule werden von einigen Befragten ebenfalls fast leidenschaftslos geschildert. Manche begründen den Wechsel in eine Schule niedrigeren Niveaus allerdings damit, dass der vorherige Unterricht für sie eine Qual gewesen sei.

„Hat mir auch gut getan, andere Klasse, von vorne an, das lief dann besser.“ (Aziz, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 287)

„Die Aufgaben in der Hauptschule waren ziemlich schwer für mich, hab ich nicht kapiert. Hauptschule war nichts für mich.“ (Kai, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 399)

„Ich wollte es probieren, die Lehrer haben mir gesagt: »Du quälst dich nur, ich merk das, du kannst das, aber du hast keine Lust«, und ich hab gesagt: »Ja sie haben recht.«. Da haben die empfohlen, eine andere Schule zu machen oder 'ne Ausbildung, hab ich 'ne andere Schule gemacht.“ (Christina, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 446)

„Ich hab mich gequält in der Schule, ich hab nur den Stuhl warm gehalten.“ (Christina, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 448)

Die implizite Abwertung, die mit dem Wechsel auf die Sonderschule verbunden ist, wird von den befragten jungen Erwachsenen z.T. indirekt entweder über die Ablehnung des Vaters oder die Charakterisierung des Schultyps thematisiert. Die Verwendung von Fachausdrücken (lernbehindert, Legasthenie) könnte darauf hinweisen, dass die Betroffenen den Schulwechsel für sich damit nicht nur begründen, sondern auch rechtfertigen. Die Qualität ihrer Lern- und Leistungsfähigkeit wird als gegeben und unveränderbar angenommen.

„Das ist 'ne Schule für Leute, die langsamer lernen.“ (Karina, 27 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 90)

„Schule für lernbehinderte Kinder, die zu Hause Probleme hatten, weiß ich, die sich nicht um die Kinder gekümmert haben, nicht um die Hausaufgaben und so was.“ (Karina, 28 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 93f)

„Wegen meiner Legasthenie, mein Vater hat sich mit Händen und Füßen gewehrt und ich mich auch, aber die haben gesagt: »Wär besser für mich wegen der Legasthenie.« Dann bin ich da gelandet.“ (Agnetha, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 181)

Sitzen bleiben und Wechsel auf die Sonderschule führen bei einigen der Befragten zu Unterforderung im Schulunterricht und dazu, dass die Schüler anfangen, sich zu langweilen. Deutlich wird, dass dies ebenso zu schlechten Noten und sogar zu Schulabbrüchen führen kann wie Überforderung.

„Da war mir das alles zu leicht. Weil ich das alles schon kannte (durch den Wechsel von Haupt- auf Sonderschule, N.K.), und da war ich faul, da bin ich ehrlich, die haben mir zu viel zurückgehangen (...) aber sonst konnt ich alles, tja, und da hatt ich keinen Bock irgendwie da drauf (...) da hab ich halt die entsprechenden Noten dafür gekriegt (...).“ (Agnetha, 24 Jahre, Prot.-Int. 1 S. 181)

„(...) da gab's aber diesen Stoff in der Schule, den ich schon kannte (sitzen geblieben, N.K.), und da wurde mir langweilig, da hab ich meistens schon den Stoff von der Klasse höher gekriegt, der war mir dann auch noch langweilig gewesen, und da drauf bin ich nicht mehr in die Schule gegangen, hab blau gemacht, und hinterher, wo ich dann die Schule verlassen musste, weil ich so oft geschwänzt hab, wurde ich im Prinzip runtergeschmissen, meinten die Lehrer noch zu mir, dass ich doof wäre, weil ich die Schule aufgebe, weil ich das ja alles kann und dass ich das auch locker hingekriegt hätte mit dem Schulabschluss und so (...).“ (Annette, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 3, S. 123)

Einige Aussagen zum Thema schulische Leistung weisen darauf hin, dass das Engagement der Befragten gerade so weit ging, dass Sitzen bleiben vermieden (und damit letztlich auch ein Schulabschluss nicht gefährdet) wurde.

„(...) wo ich gemerkt hab: »Jetzt muss ich was tun, 'is so der Abschluss, jetzt kommen die Zeugnisse, ich will nicht sitzen bleiben, da rutschen wir doch mal eben so durch«, das hab ich auch jedes Mal geschafft, ich bin immer durchgekommen, aber immer so grade eben bin ich noch gekommen in die nächste Stufe (...). Hab noch mal richtig Gas gegeben, was getan und bin dann auch immer weitergekommen.“ (Nina, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 425)

Vereinzelte werden von den befragten jungen Erwachsenen konkrete Erlebnisse und Erfahrungen aus außerschulischen Lebensbereichen für eine Verschlechterung der schulischen Leistungen und einen Rückgang der Lernmotivation verantwortlich gemacht.

„Doch die Schule hat total Spaß gemacht, ich war auch Klassensprecherin, und irgendwie hab ich auch gemerkt, so schulisch hat's gut geklappt, hab ich 'n bisschen Motivation gehabt, mein Vater hat mich dann verprügelt, und da hab ich gemerkt, ich schaff das nicht, weil ich in der Schule zwar da saß, aber nicht so richtig teilnehmen konnte, ich saß da einfach nur.“ (Irene, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 85)

„Dann kamen die Jungs ins Spiel, da hab ich mich verliebt und da war eh alles vorbei.“ (Agnetha, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 181)

3.2.2.3 Probleme auf der Verhaltensebene

Viele der Befragten bringen, wenn es um ihre Schulprobleme geht, ihre Befindlichkeiten und Verhaltensweisen zum Ausdruck, wobei Äußerungen im Sinne von „keine Lust, kein Bock, Faulheit“ etc. relativ häufig auftauchen. Von einigen wird dabei – bewusst oder unbewusst – die schleichende Entwicklung bis hin zur Schulverweigerung thematisiert. Fast alle sind heute der Meinung,

dass sie mit etwas Fleiß und Disziplin einen besseren Schulabschluss hätten erreichen können. Viele sehen ihr damaliges Schulverhalten heute als problematisch an und bereuen es. Ob Schule hier mit anderen pädagogischen Methoden mehr Interesse und Aufmerksamkeit hätte wecken und stabilisieren können, bleibt offen, ist aber anzunehmen.

„Dann bin ich auf die Hauptschule gegangen und da hab ich aber auch nicht viel gemacht, weil da hab ich oft geschwänzt, okay, vom Stoff her konnte ich das alles, aber ich hab keine Lust mehr gehabt, ich wollt lieber rausgehen.“ (Barbara, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 406)

„Der Stoff wäre an sich nicht zu schwer gewesen, aber das war dann so, ja, teilweise hab ich auch ab und zu mal blaugemacht, ja, oder keine Hausaufgaben gemacht oder so was, weil mir wirklich das Thema Schule so zum Hals rausging und ich bin so 'n bisschen davor weggelaufen (...) also, Eltern, Schule und alles, das hing mir wirklich zum Hals raus, das fand ich also irgendwann nur noch ganz schlimm und (...) oder teilweise gab es auch Lehrer, mit denen ich nicht klarkam (...).“ (Jona, 30 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 139)

„Schulprobleme fingen da halt an (...) dass ich mich immer ausgeschlossen gefühlt hab, dann teilweise von mir aus auch Anpassungsschwierigkeiten, bin ich nachher nicht mehr zur Schule gegangen (...) musst ich zum Schulpsychologen (...) da fing das an, mit 12 Jahren, dass das immer so wacklig war.“ (Irene, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 85)

„(...) nie zur Schule gegangen, was heißt, nicht zur Schule gegangen, zu spät oder Unterricht geschwänzt, so was (...). Es war nur Mist bauen (...).“ (Inan, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 310)

„Ich wäre wohl gut gewesen, wenn ich da gewesen wäre (...). Ich hab viel blaugemacht (...).“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 402)

„Ja, bis zu 'ner bestimmten Zeit, dann bin ich an der Schule vorbeigegangen oder war nur 'ne Stunde da gewesen, dann hab ich noch 'n Anschiss von den Lehrern gekriegt, weil die gesagt haben, ich wäre faul (...). Ja, da war ich wirklich faul. Ich hatte kein Bock aufzustehn morgens und kein Bock in die Schule überhaupt zu gehen (...). Dann kam ich nach Hause, hab so getan, als hätte ich Hausaufgaben auf, und dann hinterher, wo ich mir alles versaut habe, dann wurde mir das dann klar, dass ich total Mist gebaut habe.“ (Annette, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 116)

Neben der „Kein-Bock-Haltung“ wird von vielen jungen Erwachsenen eingeräumt, während der Schulzeit eher den Unterricht gestört als an ihm aktiv teilgenommen zu haben. Dieses Verhalten wird sowohl im Zusammenhang mit Schulschwänzen als auch mit aktiver Verweigerung während des Unterrichts in Zusammenhang gebracht.

„Auf Schule hatte ich nie Lust, ich war immer dort, wo Scheiße gemacht wurde.“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 299)

„Kein Bock, zu faul, kein Bock auf die Lehrer, hab da nur den Larry gemacht, hab in der Klasse nur Scheiße gemacht, auch wenn 'n Lehrer anwesend war, dem Lehrer dumme Sprüche gegeben, was grad so anfiel.“ (Danny, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 213)

Einer der Befragten verknüpft Verweigerungshaltung und Schulschwänzen mit der Tatsache, dass ohnehin viele Schulstunden ausgefallen seien, und verteilt somit die Verantwortung für einen wenig erfolgreichen Schulverlauf auf die eigene Person und die Institution Schule.

„Bin auch ungern hingegangen, hab ich kein Interesse gehabt (...). Blaugemacht, zu Hause geschlafen (...) hab ich gesagt, dass ich erst um 10.00 Uhr Schu-

le hab, sind sowieso viele Fächer ausgefallen, 9./10. (Klasse, N.K.) waren immer so viele ausgefallen, ist ganz Scheiße so was, ganz ehrlich, wir haben nix gelernt.“ (Goran, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 184)

Andere der Befragten verweisen im Zusammenhang mit ihrer Haltung zur Schule und den entsprechenden Verhaltensweisen vor allem auf außerschulische Probleme und fehlende Zukunftsperspektiven.

„Da (auf der neuen Schule, N.K.) hat's funktioniert (...) erst mal (...). Ende 8., Anfang 9. Klasse da ist es gekippt, also ich bin ja dann auch 9. Klasse abgegangen, hab die Schule gewechselt wieder (...). Ich hab die Schule gewechselt, zu 'ner anderen Schule, und die Schule an sich ist (...) von den Lehrern her und den Schülern her (...) bin da ja auch ins Heim gekommen und hatte zu der Zeit zu viele Probleme.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 63)

„Hab zu Hause gelegen und geschlafen (...). Meine Mama war doch teilweise am Arbeiten, Papa hat sich doch nie interessiert.“ (Agnetha, 26 Jahre, schwanger, Prot.-Int. 3, S. 189)

„Es ist 'ne Sonderschule, also die Sonderschule, da sind Leute, die wirklich ein bisschen doof sind, das kann man nicht anders sagen, also die sind nicht doof, aber die haben keine Lust zu lernen, da können sie alles versuchen, wenn einer kein Bock hat, dann hat der kein Bock oder der kann das nicht oder weiß ich, keine Ahnung, die, ich weiß nicht, was die im Kopf denken, also, ich glaube, die denken, sie haben keine Zukunft (...).“ (Inan, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 310)

Ein Wechsel in die Sonderschule als Folge von Schulverweigerung hat in nur wenigen Fällen eine Verhaltensänderung bei den Betroffenen bewirkt (allerdings hat ein Befragter trotz Sonderschulkarriere noch einen Hauptschulabschluss geschafft).

„Hab keinen Bock gehabt zu lernen und dann kam ich auf die Sonderschule. Da hab ich dann auch wieder nicht aufgepasst, hab ich auch wieder nicht gelernt, Schule geschwänzt, mit'm Mofa weggefahren.“ (Ferdinand, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 238)

„Hab kein Bock gehabt, irgendwie interesselos (...). Insgesamt so Schule, hingehen, morgens aufstehen, manchmal noch Partys gemacht, dann voll auf Alk im Klassenzimmer gesessen, kein Bock mehr auf Schularbeiten gehabt, kein Bock auf Lernen gehabt, dann ging's auf die Klötzchenschule (Sonderschule, N.K.), da hat ich erst recht kein Bock mehr (...) Schule einfach vernachlässigt, jetzt steh ich da, jetzt bereue ich's, weil, ohne Geld nix los, so sieht's aus.“ (Ferdinand, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 247)

„Wenn man da (in die Sonderschule, N.K.) einmal reingeht, ist es schwierig, wieder rauszukommen, also, wenn man da einmal reingeht, sehr schwierig, wieder rauszukommen, also von den letzten 6/7 Jahren, wo ich da war, ist einer davon rausgegangen, also von der 7. oder 8. Klasse, und die ist auf die Hauptschule draufgegangen, in 7 Jahren nur ein Einziger, so, also mir blieb keine andere Chance, 10. Klasse, da haben sie gesagt: »Es werden die Klassen geteilt, die einen, die einen Hauptschulabschluss machen, und die, die keinen machen« und da bin ich auf die Hauptschule drauf, also ich konnte da meinen Hauptschulabschluss machen, da hab ich Glück gehabt, da konnt ich dann weitermachen, ja (...).“ (Inan, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 310)

Eine Reihe der Befragten erwähnt im Kontext des Verhaltens während der Schulzeit schwerwiegende, folgenreiche Konflikte und Gewalttaten. Deutlich wird, dass sich Gewalt vor allem gegen Lehrerinnen und Lehrer richtet, aber auch gegen jüngere Schüler/-innen, die drangsaliert werden. Gründe für die Gewaltbereitschaft und -anwendung werden von den Betroffenen z.T. ange-

führt, wobei „sich nicht mit dem Lehrer verstehen“ am häufigsten erwähnt wird. Auch, dass „Lehrer einen nicht mögen“, wird als Grund genannt und einmal auch das Gefühl, sich verteidigen zu müssen. In einem Fall wird auch auf die eigene Pubertät verwiesen.

„Ich bin von der Schule geflogen, hab da ’n paar Konflikte gehabt.“ (Farah, 21, Prot.-Int. 1, S. 149)

„Ja natürlich. Wir hatten da schon Konferenzen und Mahnungen, dann bin ich dann von der Schule geflogen und auf ’ne andere Schule gekommen, und da meinte der Lehrer, er müsste mir ein Matheheft auf den Kopf hauen, und da hab ich zurückgehauen und bin gegangen (...). Aber hat mich ja auch net interessiert.“ (Sophie, 22 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 60)

„(...) mein Klassenlehrer, der mochte mich nicht, dem hab ich auch mal auf die Fresse gehauen (...).“ (Danny, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 223)

„Ich hab mir selber zu viel Gewalt erlaubt in der Schule (...) um mich zu verteidigen, ich bin dann schwer bewaffnet zur Schule gekommen, mit zwei großen Gaswaffen, da hab ich zur Selbsthilfe gegriffen.“ (Danny, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 214)

„(...) manchmal war ich in den ersten beiden Stunden war ich halt da gewesen oder stand halt vor der Tür und in der Pause wieder abgehauen und in der 5. oder 6. Stunde wieder gekommen, je nachdem, wie wir Lust hatten (...). Auf jeden Fall haben wir Scheiße gebaut, je nachdem, was gerade da war, was so anlag oder halt kleine Kinder um ihr Butterbrot geprellt (...).“ (Danny, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 224)

„(...) da hab ich mich mit’m Lehrer in de Haare gehabt und da hab ich den gehauen (...).“ (Michael, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 231)

„(...) das war halt mit der Pubertät. Ich hab mich mit meiner Lehrerin nicht verstanden, ich hab mich mit der gestritten, am Ende ist das natürlich eskaliert, indem ich die angegriffen habe. War ’n Fehler, okay, ich bereue es, aber, hab halt solche Probleme gehabt, da bin ich halt sitzen geblieben (...) ich bin ausgerastet, bin auf sie los und hab sie bedroht und hab gesagt; »Nach der Schule können Sie was erleben«, das war’s.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 373)

Viele der befragten jungen Erwachsenen bringen ihr Verhalten während der Schulzeit mit dem Zwang und dem Wunsch, zu einer Gruppe zu gehören, in Verbindung. Vor allem das Schulschwänzen wird auf den Kontakt mit bestimmten Freunden oder die Zugehörigkeit zu einer Clique zurückgeführt, wobei aber der eigene Anteil am Verhalten nicht unbedingt verleugnet wird.

„Dann hatte ich manchmal so ’ne Phase, da hatte ich keine Lust zur Schule, sondern (...) ich geh irgendwo hin (...) okay, es kam auch vor, dass Freunde sagten: »Komm, lass uns in die Stadt fahr’n«, aber manchmal hatte ich wirklich keine Lust auf Schule gehabt (...) nee, heute nicht, muss nicht sein (...). Manchmal hab ich mich wirklich überreden lassen dazu, aber manchmal hab ich gesagt: »Nee, heute hab ich kein Nerv auf die Schule, hab wieder den oder den Lehrer, dat muss heute net sein, hab ich keine Lust zu.« (...).“ (Nina, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 425)

„Das war das Problem, also, ich hab mich öfters mitreißen (Schulschwänzen, N.K.) lassen und manchmal war ich auch selber schuld (...) na ja, und dann fehlt einem der Stoff (Unterrichtsstoff, N.K.), dann kommt man nicht mehr mit und fehlt deshalb.“ (Damian, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 363)

Neben dem Einfluss der Peer-Group werden auch erste Paarbeziehungen als Grund für Schulverweigerung genannt.

„Das war 97, Ende der 8. Klasse bin ich abgegangen, mein Zeugnis war nicht so gut, ich hatte gar keine Lust mehr auf die Lehrer, ich hab mich nicht mit denen

verstanden (...) mich hat die Schule gar nicht mehr interessiert, das fing so bei uns zu Hause an, dann hab ich meine Freundin kennen gelernt (...) und so fing das an.“ (Anton, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 366)

Einer der Befragten thematisiert explizit den Zusammenhang von Peer-Beziehungen und Schulverhalten.

„Es kam auch immer drauf an, mit wem man rumbhängt, wer das ist, mittags von der Schule kommt man nach Hause, ich durfte auch nicht lange draußen bleiben, aber hab's trotzdem getan, das war das, also, Freunde sind immer schuld, wenn Sie mit Leuten sind, die immer nur lernen zu Hause, und dann werden sie auch lernen, wenn Sie mit Leuten zusammen sind, die ausgehen und klauen gehen, dann werden sie auch so, oder mit Leuten, die Drogen verkaufen, dann werden Sie Drogen verkaufen, das ist so (...).“ (Inan, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 310)

3.2.2.4 Vorbereitung durch Schule, auf Berufswahl, Ausbildung und Arbeit

Dass Berufswünsche und -orientierung in der Schule Thema waren, wird von vielen Jugendlichen hervorgehoben. Gleichzeitig verweisen sie aber auch auf die mangelnde Qualität und Aktualität der Berufsberatung, die von den Arbeitsämtern an den Schulen durchgeführt wird. Es entsteht der Eindruck, dass hier wenig individuell und an den spezifischen Kompetenzen und Problemen der einzelnen Jugendlichen orientiert beraten wurde. Lehrerinnen und Lehrer werden in diesem Zusammenhang von den Jugendlichen nicht genannt. Zwei der Befragten machen konkrete Vorschläge dazu, wie Berufsorientierung und Berufsberatung durch Schule und Arbeitsamt aussehen sollten, damit der Einstieg ins Berufsleben erleichtert wird.

„In der Schule schon über Arbeit nachgedacht, die Berufsberatung kam zwar in die Schule, aber das ist Schwachsinn, man wird absolut nicht beraten, also die hatten nur die Berufe: Krankenschwester, Arzthelferin, Industriekaufmann, Bankkaufmann, Kfz (...) nur so Berufe, die man im täglichen Leben so hört, okay, man geht dann zum Arbeitsamt, da sind die ganzen Mappen, aber ich möchte den sehen, der die ganzen Mappen durchstöbert: um irgendwas zu finden (...) das, was man kennt, da guckt man rein (...). Nur diese typischen Berufe, die man täglich im Leben hört (...). Ich wusste ganz genau, ich möchte nicht Bankkauffrau oder so was machen, ich wollte was im sozialen Bereich machen.“ (Lela, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 163)

„Das Arbeitsamt war ja in der Schule, und da mussten wir auf einem Zettel ankreuzen, was wir machen, ich hab »nein« angekreuzt, da ich ja noch nichts hatte, haben sie mich zum Beratungsgespräch eingeladen (...). Hat meine Noten sich aufgeschrieben, welcher Notendurchschnitt, und geguckt, wo wer wen sucht, dann nach einer Woche hab ich dann Adressen bekommen, wo ich mich bewerben kann, hab ich mich auch beworben, hat aber nix gebracht (...).“ (Musa, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 275)

„In der Schule sollte man vor den 10 Jahren anfangen, ab dem 7. Schuljahr die Kinder informieren, damit sie Bescheid wissen, was kommt, welche Berufe, wie man Bewerbungen schreiben soll, z. B. bei mir in der Schule, wir haben 2-mal geschrieben, drüber geredet, das war alles, kam auch einer vom Arbeitsamt, hat da was erklärt und davon hast du gar nix verstanden, das war alles, man sollte die Jugendlichen besser informieren, in der Schule auch, und früher, da denken die sich, man sollte mehr dafür tun, man braucht mehr viel Zeit, ich hab das erst im 9. Schuljahr gelernt, das ist ja viel zu spät.“ (Kelly, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 429)

Viele Jugendliche bewerben sich bereits während der Schule ohne Erfolg und geben dann auf. Nicht thematisiert wird von den jungen Erwachsenen, ob Lehrerinnen und Lehrer oder Berufsberaterinnen und Berufsberater oder Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sie bei diesen Bewerbungen unterstützt haben. Auch Klagen über einen Mangel an einer solchen Unterstützung werden nicht geäußert. Dies gibt Anlass zu vermuten, dass eine solche Unterstützung so selten erfolgt, dass sie von den Jugendlichen gar nicht erst in Erwägung gezogen wird. Deutlich geht aus den Äußerungen der Betroffenen aber Frustration über die Erfolglosigkeit hervor.

„In der 8. Klasse schon Bewerbungen geschrieben, das war'n schon viele. Ich hab ja nicht mehr gezählt. Hab nix gekriegt und dann hab ich irgendwann aufgehört.“ (Hatice, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 166)

„Ich hatte die 9. beendet und hab in der 10. Klasse dann angefangen, mich zu bewerben, schon so lange vorher, weil, bei uns in der Schule wurde immer gesagt: »Fangt lieber jetzt an, als zu spät zu kommen« (...); hab ich dann angefangen, und seitdem bin ich immer noch dran (...). Zu faul bin ich nicht, dass kann man nicht sagen, ich tu auch was.“ (Despina, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 54)

„Während der Schule schon, ich hab auch Bewerbungen geschrieben gehabt, aber nix, keine Antwort, noch nicht mal 'ne Absage, nix kam, daraufhin hab ich gesagt: »Scheiße!«“ (Goran, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 285)

3.2.3 Zusammenfassung

Die Folgen unbefriedigender oder gar fehlender schulischer Qualifikation sind gravierend, denn diese entscheidet in der Regel über den Zugang zu Ausbildung und Beschäftigung der Betroffenen. Es ist daher von Interesse, wie Expertinnen und Experten die Schulverläufe Ihrer Klientel und die befragten jungen Erwachsenen ihren eigenen schulischen Werdegang unter verschiedenen Gesichtspunkten (Erfolg, Probleme auf Leistungs- und Verhaltensebene, Vorbereitung auf Ausbildung und Beruf) beurteilen.

Dabei überrascht zunächst, dass die Expertinnen und Experten kaum Aussagen über den Stellenwert eines erfolgreichen Schulabschlusses an sich machen. Es finden sich Hinweise darauf, dass sie die Möglichkeit eines erfolgreichen, d.h. guten Schulabschlusses bei ihrer Klientel als so unwahrscheinlich einschätzen, dass sie ihn auch für ihre Arbeit als nicht relevant erachten. Selbst im Zusammenhang mit vergleichsweise erfolgreichen Schulverläufen bei nichtdeutschen Jugendlichen steht nicht der Erfolg, sondern eine skeptische Prognose im Vordergrund: Expertinnen und Experten weisen zwar auf die guten schulischen Leistungen junger Menschen nichtdeutscher Herkunft hin, verweisen aber umgehend auf die schlechteren beruflichen Integrationschancen dieser Gruppe gegenüber den jungen Erwachsenen deutscher Herkunft. Es wird von den Expertinnen und Experten jedoch durchaus konstatiert, dass Mädchen nichtdeutscher Herkunft neben eventuellen Schwierigkeiten bei der Aneignung von Lerninhalten zusätzlich dem Konflikt mit traditionellen Rollenmustern ausgesetzt sind, diese Mädchen und jungen Frauen aber dennoch auf erfolgreiche Schulverläufe verweisen können. Wie wichtig und richtungsweisend ein erfolgreicher Schulverlauf für die beruflichen Ziele junger Frauen sein kann, zeigt sich in der Beobachtung der Expertinnen und Experten, dass oft erst ein erfolgreicher Schulverlauf das berufliche Interesse der Mädchen und jungen Frauen deutscher wie auch

nichtdeutscher Herkunft weckt und sie über ihre Möglichkeiten und Chancen nachdenken lässt.

Als einen zentralen Grund für unbefriedigende Schulleistungen von jungen Frauen und Männern nichtdeutscher Herkunft nennen die Expertinnen und Experten sprachliche Probleme.

Sehr intensiv behandeln die Expertinnen und Experten das Problem der Demotivation der jungen Menschen. Eine Überforderung der Jugendlichen als Ursache für unbefriedigende schulische Leistungen wird eher nicht in Erwägung gezogen. Im Gegenteil: Bei der Diskussion um bessere berufliche Integrationschancen drängen die Expertinnen und Experten auf höhere Leistungsanforderungen in den Schulen. Sie begründen ihre Haltung damit, dass junge Frauen und Männer mit unrealistisch guten Noten zwar zu Auswahlverfahren von Arbeitgebern eingeladen werden, diese jedoch das fehlende Leistungsniveau der jungen Erwachsenen schonungslos aufdeckten und ihnen deshalb der berufliche Einstieg nicht gelingt.

Neben den Problemen der jungen Erwachsenen auf der kognitiven und Leistungsebene können auch Probleme auf der Verhaltensebene einen erfolgreichen Schulverlauf gefährden. Erste Stationen für eine längere Misserfolgskarriere (auch im Berufs- und Erwerbsleben) werden von den Expertinnen und Experten in Schulmüdigkeit und Schulverweigerung gesehen. Insbesondere eine geringe Frustrationstoleranz wird von den Expertinnen und Experten für das Vermeidungs- und Verweigerungsverhalten der Jugendlichen verantwortlich gemacht, die sich darin äußert, dass schon kleinere Misserfolge zu Demotivation und Schulschwänzen führen. Als weitere Erklärungen für schulische Misserfolge nennen die Expertinnen und Experten fehlende Eigeninitiative bzw. Selbstdisziplin und Gruppenzwang. Sie weisen ausdrücklich darauf hin, dass das über Schulmüdigkeit und Schulverweigerung eingeübte Verhaltensmuster entscheidend zu den beruflichen Integrationsproblemen beiträgt.

Außerschulische Probleme, die von den Schülerinnen und Schülern in die Schule hineingetragen werden, führten z.T. zu einer Überforderung der Lehrerinnen und Lehrer, die diese Probleme „kompensieren“ müssten, um ihrem eigentlichen Auftrag, der Wissensvermittlung, nachkommen zu können. Die Expertinnen und Experten merken in diesem Zusammenhang kritisch an, dass Lehrerinnen und Lehrer die Angebote der Jugendhilfe offensichtlich nicht kennen, obwohl gerade diese Angebote einen Beitrag zur Bewältigung schulischer Probleme (nicht nur) der Zielgruppe leisten könnten. Das Engagement des Lehrerkollegiums wird angezweifelt, ebenso dessen Erziehungskompetenz, die Strenge und Konsequenz vermissen lassen. Des Weiteren vertreten die Expertinnen und Experten die Meinung, dass gerade junge Erwachsene mit einem schwierigen, z.T. gewalttätigen Verhalten von den Lehrerinnen und Lehrern zu früh aufgegeben werden.

Verbesserungsbedarf sehen die Expertinnen und Experten auch im Zusammenhang mit der Vorbereitung auf Berufswahl, Ausbildung und Arbeit durch die Schule. Bewerbungsschreiben und Bewerbungsverhalten sind in Schulen zwar Thema, doch zeigt es sich, dass die Qualität der Unterrichtsinhalte häufig nicht mehr dem heutigen Standard entspricht und die Expertinnen und Experten einen Großteil ihrer Zeit darauf verwenden müssen, kompensierend einzuwirken. Bei der Qualität der Angebote der Berufsberatung des Arbeitsamtes in den Abgangsklassen vermissen Expertinnen und Experten vor allem eine professionelle Auseinandersetzung mit den tatsächlichen individuellen Fähigkeiten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die Aussagen

der Expertinnen und Experten hinsichtlich ihres eigenen Betreuungspotenzials bei diesem Thema sind widersprüchlich: Einerseits befürchten sie Frustrationen bei der Zielgruppe infolge einer offenen Auseinandersetzung mit den realen beruflichen Möglichkeiten, andererseits sehen sie genügend Fachwissen und Kompetenz in ihren Reihen, um die jungen Erwachsenen für eine Ausbildung zu motivieren und zu einer erfolgreichen Bewerbung beitragen zu können.

Differenzierter als die Expertinnen und Experten gehen die befragten jungen Erwachsenen auf ihre schulische Sozialisation ein. Sie bewerten ihren Schulverlauf nach den erzielten Noten, dem besuchten Schultyp und dem erzielten Schulabschluss. Rückblickend bedauern sie mitunter persönliches Fehlverhalten, das zu schlechteren Schulnoten führte, im schlimmsten Fall das Erreichen eines Schulabschlusses verhinderte. Dabei fällt auf, dass sie Fehlverhalten (z. B. Faulheit, Nachlässigkeit, Schulschwänzen) in den Mittelpunkt stellen. Objektive Einschränkungen, etwa Sprachschwierigkeiten der jungen Erwachsenen nichtdeutscher Herkunft, werden zwar als Erklärung für Probleme genannt, sie dienen jedoch nicht als Entschuldigung für unbefriedigende Leistungen. Sowohl implizit als auch explizit äußerten sich die jungen Erwachsenen dahingehend, dass ein erfolgreicher Schulabschluss die beruflichen Integrationschancen verbessert. Vor diesem Hintergrund müssen auch die Anstrengungen derjenigen gesehen werden, die weiterführende schulische Angebote in Anspruch genommen haben, um entweder überhaupt einen Schulabschluss oder aber weiterführende Abschlüsse zu erwerben, die den Zugang zu sozial angesehenen Berufen ermöglichen. Schulische Weiterqualifizierung beschert den Betroffenen sowohl eine „Atempause“ bei der Auseinandersetzung mit dem zukünftigen beruflichen Werdegang, wird aber auch stark mit der Verbesserung der beruflichen Eingangsvoraussetzungen verknüpft.

Allen Befragten gemeinsam ist, dass sie den Schulnoten und insbesondere den Schulabschlüssen einen hohen Stellenwert beimessen. (Lediglich ein Befragter schreibt dem von ihm als erreichbar eingeschätzten Schulabschluss nur marginal eine Verbesserung seiner beruflichen Integration zu und rechtfertigt damit seine Weigerung, überhaupt einen Schulabschluss zu erwerben.)

Für die befragten Mädchen ausländischer Herkunft steht der Schulverlauf auch vor dem Hintergrund ihrer Herkunftstradition und den damit verbundenen Rollenmustern. So haben die befragten Mädchen nichtdeutscher Herkunft die Schule (oft) dann abgebrochen, wenn eine Heirat und ein neuer häuslicher und familiärer Schwerpunkt die berufliche Integration ersetzen.¹⁸

Probleme auf der kognitiven und der Leistungsebene werden von den Befragten nur lapidar angesprochen. Eine Überforderung ihrer Leistungsfähigkeit oder ihrer Leistungsmotivation wird fast leidenschaftslos geschildert. Die implizite Abwertung, die z. B. mit dem Wechsel auf eine Sonderschule verbunden ist, wird indirekt – über die Ablehnung der für diesen Schritt verantwortlichen Personen (Mutter, Vater, Rektor) oder die Charakterisierung des Schultyps – thematisiert.

Einigen Befragten hat Schule durchaus Spaß gemacht. Allerdings bedeutet dies häufig auch, dass sie sich unterfordert fühlten und ihnen dann Schule schnell langweilig wurde. In mehreren Fällen gelang es ihnen dabei, ihr schulisches Engagement so einzupendeln, dass sie in der Regel versetzt wurden.

Bei vielen Aussagen der jungen Befragten lässt sich eine schleichende Entwicklung zu Schulmüdigkeit und Schulverweigerung erkennen. Viele von

ihnen sehen ihr damaliges Verhalten als problematisch an und sind rückblickend der Ansicht, dass sie mit etwas mehr Fleiß und Disziplin einen besseren Schulabschluss erzielt hätten. Nicht alle Befragten teilen diese Meinungen; sie stellen einfach nur fest, dass sie Schulprobleme hatten.

Offen bleiben muss in diesem Zusammenhang, ob Schule mit anderen pädagogischen Methoden das Interesse und die Aufmerksamkeit der Befragten hätte wecken und stabilisieren können.

Eine Reihe von Befragten stellen ihr schulisches Verhalten in Zusammenhang mit Gruppenzwang und Gruppenerlebnissen. Die Aussagen der Befragten geben jedoch keinen Aufschluss darüber, ob sie sich ohne diese Gruppensituation anders verhalten hätten.

Dass Berufsorientierung in der Schule Thema war, wird von vielen der Befragten hervorgehoben. Sie bestätigen die Einschätzung der Expertinnen und Experten, dass die Qualität und Aktualität der schulischen Berufsorientierung (etwa durch Angebote der Berufsberatung in der Schule) zu wünschen übrig lässt. Die Aussagen der jungen Erwachsenen erwecken den Eindruck, dass hier wenig individuell und an den spezifischen Kompetenzen und Problemen der einzelnen Jugendlichen orientiert beraten wurde. Lehrerinnen und Lehrer als wichtige Akteure der Berufsorientierung werden in diesem Zusammenhang von den Jugendlichen nicht genannt. Viele Jugendliche bewerben sich bereits während der Schule ohne Erfolg und geben dann auf. Auch hier wird von den Jugendlichen nicht thematisiert, ob Lehrerinnen und Lehrer oder Berufsberaterinnen und Berufsberater oder Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sie bei den Bewerbungen unterstützt haben. Aber auch ein Mangel an einer solchen Unterstützung wird nicht beklagt. Dies gibt Anlass zu vermuten, dass eine solche Unterstützung so selten erfahren wurde, dass sie von den Jugendlichen gar nicht erst in Erwägung gezogen wird.

3.3 Ausbildung und Erwerbsarbeit

3.3.1 Sicht der Expertinnen und Experten

3.3.1.1 Berufsorientierung, Ausbildungswünsche, Bewerbungsverhalten und Bewerbungserfahrungen

Von den Expertinnen und Experten wird beklagt, dass die Vorstellungen Jugendlicher und junger Erwachsener über ihre berufliche Zukunft in der Regel diffus und häufig utopisch sind. Nach Ansicht einer Expertin beschränken sich die Kenntnisse der Zielgruppe über manche Berufe auf die Berufsbezeichnung. Als problematisch wird in diesem Zusammenhang vor allem gesehen, dass von den Jugendlichen selbst keine Eigeninitiative entwickelt wird, um an Informationen zu kommen, auch nicht, wenn es um Verdienstmöglichkeiten geht. Darüber hinaus seien die Jugendlichen nicht in der Lage, längerfristig zu denken und zu planen. Die Gedanken dieser Zielgruppe richteten sich also vor allem auf die kurzfristig gestaltbare Zukunft.

„(...) sie haben manchmal sehr diffuse Vorstellungen, d.h., sie haben zwar eine Vorstellung, wie der Beruf heißt, aber was dann konkret in diesem Beruf tatsächlich auf sie zukommt, darauf sind sie eigentlich nicht vorbereitet, sie haben so ein diffuses Bild, aber das genaue Berufsbild noch mal genauer zu erforschen und sich da genauer zu informieren, das ist auch Teil unserer Arbeit (...).“ (Expertin E, S. 26)

„(...) also Information einerseits, dann realistische Einschätzung, ob man da überhaupt zu passt, vielleicht auch mal über Verdienstmöglichkeiten im Vorfeld sich zu informieren (...).“ (Expertin A, S. 5)

„So weit denken die nicht (...); eventuell denken sie gerade noch bis zum Zeitpunkt der Beendigung ihrer Lehre (...) dann erst merken die, wie schwierig es dann noch ist, eine feste Stelle zu bekommen (...). Dieses Nachdenken fängt erheblich später an, dann ist es oft zu spät (...) sie haben keine langfristige Perspektive entwickelt (...) die lernen nicht die langfristige Perspektive (...) die lernen nur: »Wie komme ich von heute auf morgen durch?«“ (Experte G, S. 36)

Sofern Vorstellungen über die zukünftige berufliche Integration bestehen, sind diese nach übereinstimmender Auffassung der Expertinnen und Experten geschlechtsspezifisch geprägt. Allerdings wird auch hier nach Ansicht der Expertinnen und Experten deutlich, dass sowohl Mädchen wie Jungen zwar eine gute Arbeit wollen, aber dann vor dem langfristigen, mühsamen Weg dahin zurückschrecken. Betont wird, dass Mädchen eher in Richtung Ausbildung und berufliche Sicherheit orientiert sind, während Jungen vor allem die Einkommensmaximierung im Blick haben, sowie den ausgeprägten Wunsch haben, Statussymbole zu erwerben und „zur Schau zu stellen“. Das kann dazu führen, dass die „schnelle Mark“ der sichereren und qualifizierenden längerfristigen beruflichen Integration eindeutig vorgezogen wird.

„(...) die meisten sagen: »Ich will 'ne gute Arbeit«, wollen auch 'ne gute Arbeit wirklich haben, also, der Weg dahin ist so schwierig, dass sie das wissen, dass es vielleicht nicht klappen kann (...) gute Arbeit heißt, 'ne Ausbildung machen (...) so 'n bisschen der Wunsch nach was Solidem, so äußern sich die Mädchen (...) die Jungen wollen Geld haben, wie sie das Geld machen, ist 'ne andere Frage, da kommt dann auch so ne Äußerung wie: »Warum soll ich 12 Monate arbeiten, wenn ich das Geld auch in einem Monat verdienen kann.?«“ (Expertin J: Honorarkraft J, S. 48f)

„(...) den Jungen ist viel Geld haben wichtig, Statussymbole besitzen, und das sind Wünsche, und die wenigsten glauben dran, dass sie tatsächlich verwirklicht werden, außer die Familie, das können sie sich noch am ehesten vorstellen (...).“ (Expertin J: Honorarkraft J, S. 48)

Zu den Zukunftsvorstellungen der Mädchen, vor allem derjenigen mit niedrigeren oder keinen Bildungsabschlüssen, gehört, dass sie Familie und Kinder als ihre eigentliche Lebensperspektive sehen. Dieser wird dann auch die berufliche Integration eindeutig untergeordnet. Hinzu kommt, dass das Berufswunschverhalten der Mädchen auf wenige, typische Berufe eingeschränkt ist, wobei Ausnahmen diese Regel bestätigen. Diesen mädchenspezifischen Berufswahl-Verhaltensmuster finden sich bei Mädchen sowohl deutscher wie nichtdeutscher Herkunft. Bemerkenswert ist, dass die Expertinnen und Experten für die Fragen und Probleme geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster weit mehr Sensibilität und Aufmerksamkeit entwickeln als für andere Themen.

„(...) also die Mädchen sagen schon, sie wollen eine Ausbildung machen, aber da steht die Familie ganz hoch, sie sagen, das ist ein Ziel von mir, ob jetzt mit Ausbildung oder ohne, ich will Familie, ich will Kinder auf jeden Fall haben, das ist ganz wichtig, und auch Arbeit haben ist für alle ganz wichtig (...).“ (Expertin J: Honorarkraft J, S. 48)

„Also die Mädchen, die bessere Schulabschlüsse haben, da haben wir viele, die gerne im Büro arbeiten möchten, ansonsten dominieren auch immer noch die typischen Mädchenberufe: Arzthelferin oder so etwas (...) Arzthelferin, Büromitar-

beiterin (...) das sind eigentlich so die nachgefragtesten (...) Friseurin auch noch oder Verkäuferin (...).“ (Expertin E, S. 25f)

„(...) es ist relativ selten, dass wir mal ein Mädchen dabei haben, die einen außergewöhnlichen Berufswunsch hat in dem Sinne, dass sie eben sagt, ich möchte Kfz-Mechanikerin werden, das sind also wirklich Ausnahmen (...).“ (Expertin E, S. 26)

„(...) die Unterschiede zwischen deutschen Mädchen und Migrantinnen, glaub ich, sind nicht allzu groß (...) das sind die Berufsbilder, die die von Anfang an mitbringen, da fehlt auch oft so die Unterstützung und Beratung, was es sonst für Möglichkeiten gibt für die Mädchen (...).“ (Expertin E, S. 26)

Die Expertinnen und Experten sehen es als ihre Aufgabe, die Jugendlichen bezüglich ihrer Berufswünsche zu beraten. Im Vordergrund steht dabei die Korrektur der als utopisch eingeschätzten Vorstellungen, insbesondere im Hinblick auf eine realistische Erwartungshaltung, was das Einkommen betrifft. Der Zugang zu „ihren“ Jugendlichen gelingt ihnen nach eigenem Bekunden „besser“ als Berufsberatern des Arbeitsamtes. Diesen wollen sie nutzen, um der Zielgruppe die Bedeutung längerfristiger beruflicher Integrationsstrategien (z. B. eine Ausbildung) nahe zu bringen, was sich von Jahr zu Jahr als unterschiedlich schwierig darstellt. Als Erfolg bewerten die Expertinnen und Experten, wenn es ihnen gelingt, ihrer Zielgruppe „realistische“ Berufswünsche zu vermitteln.

„Sehr utopisch die Berufswünsche, die sie mit ihren Berufsabschlüssen machen können, und auch sehr utopisch, was die glauben zu verdienen. Da müssen wir ganz oft die Leute auf den Teppich holen, und das erzeugt dann immer neue Frustrationen (...) die denken, die verdienen gleich 4.000 DM (...).“ (Expertin A, S. 4f)

„Das ist auch Arbeit, die wir hier leisten müssen, zu gucken: Was hab ich für 'n Abschluss? Was kann ich damit anfangen? Wo liegen meine Interessen? Wo hab ich überhaupt Lust drauf? (...) das wissen die meisten nicht (...). Es ist ganz selten, dass jemand hier hinkommt und sagt: »Ich möchte Energieelektroniker werden und dafür möchte ich mich bewerben«, das gibt's fast nie (...).“ (Expertin A, S. 5)

„(...) also (im Jahr, N.K.) 99 haben sehr viel mehr Leute eine Ausbildungsstelle gesucht. 2000 war's ein absoluter Trend, dass auch die jungen Leute, auch die direkt von der Schule erst gekommen sind, direkt nach Arbeitsstellen gesucht haben, keine Ausbildungsstellen mehr, weil da verdient man ja nichts oder finde ich eh nicht oder krieg ich nicht, da such ich mir direkt 'ne Arbeitsstelle. Aber das ist natürlich genauso utopisch, als Ungelernter irgendwas zu finden, wo es Geld dafür gibt.“ (Expertin A, S. 4f)

Entsprechend der geschlechtsspezifischen Prioritätensetzung zielt die Beratung der Expertinnen und Experten auch darauf ab, Mädchen von ihren traditionellen Berufswünschen abzubringen. Welche Berufswünsche aufgrund dieser Beratung entwickelt werden und wie erfolgversprechend sie sind, wird nicht ausgeführt. Es bleibt offen, ob eine solche Beratung zu erfolgreicherem Berufswahlverhalten der Mädchen führt. Arbeitsmarkt- und insbesondere Ausbildungsstatistiken lassen eher vermuten, dass vor allem für benachteiligte Mädchen die berufliche Integration in „typischen“ Frauenberufen am wahrscheinlichsten ist. Diese Problematik wird allerdings von den Expertinnen und Experten nicht bedacht.

„(...) dass wir das auch noch mal mit denen besprechen, noch mal durchgehen, und da relativieren sich auch z.T. die Berufswünsche wieder, 'ne, also Friseurin, was zuerst ein Wunschberuf sein mag, also, wenn man dann erfährt, was man am Anfang alles machen muss, dann kann es doch passieren, dass der Berufswunsch

sich noch mal überlegt wird, also dann ändern sich manchmal die Berufswünsche noch.“ (Expertin E, S. 26)

Für viele Jugendliche stehen kurzfristige finanzielle Erwägungen im Vordergrund. Folgerichtig werden auch kurzfristige Jobs, etwa durch Zeitarbeitsfirmen vorgezogen und „schlechter“ bezahlte Ausbildungsverhältnisse abgelehnt. Dieser „kurzfristigen“ Ausrichtung entspricht auch häufig eine Unfähigkeit, längerfristige Qualifikationsmaßnahmen erfolgreich zu absolvieren bzw. Schulabschlüsse nachzuholen. Umgekehrt bilden sich häufig aber auch (Qualifizierungs-)Maßnahmenkarrieren heraus, da Maßnahmen finanziell durchaus lukrativer sein können als normale Ausbildungsverhältnisse. So entsteht eine „längerfristige Instabilität“, die oft auch mit einer kürzerfristigen verknüpft ist, in dem Sinne, dass selbst Betriebspraktika nach wenigen Tagen bei subjektiv negativen Erfahrungen von den Jugendlichen abgebrochen werden.

„(...) dann bewerben sie sich halt lieber bei 'ner Leihfirma für 8 DM die Stunde, gehen den ganzen Tag klotzen und verdienen einen Monat gut, und nach sechs Monaten stehen sie wieder da, haben sie's geschmissen: »Macht mir keinen Spaß.« Aber da suchen sie wieder nur nach Arbeitsstellen, nicht nach Ausbildungsstellen.“ (Expertin A, S. 5)

„(die Jugendlichen haben, N.K.) gelernt, sich darauf zu verlassen, andererseits kriegen sie ja in Maßnahmen weit mehr Gehalt ausgezahlt als bspw. in einer Lehre, von daher wollen sie keine Lehre aufnehmen.“ (Experten H, S. 40)

„(...) es wird ein Praktikum vermittelt, da geht es dann relativ schnell in die Hose, dass die dann schon am 2. Tag schon altbekannt: »Der hat mich doof angemacht, ich musste blöde Arbeit da machen, ich musste fegen, das gefiel mir alles nicht.« (...)“ (Expertin F, S. 34)

Beklagt werden von den Expertinnen und Experten die kaum nachvollziehbaren Einstellungskriterien in der Wirtschaft. Sie weisen darauf hin, dass viele Jugendliche trotz guter Zeugnisse, guter Bewerbungen und guter Kenntnisse nicht einmal zu Vorstellungsgesprächen eingeladen werden. Dass dies vor allem für die in der Regel besser ausgebildeten Jugendlichen ausländischer Herkunft gilt (auch wenn sie deutsche Staatsangehörige sind), wird fast resignativ als gesellschaftliche Realität beschrieben. Für Jugendliche ausländischer Herkunft führen entsprechende Erfahrungen nach Ansicht einer Expertin zu „antizipierender“ Demotivation, d.h., sie ziehen Ausbildungsverhältnisse bereits von vornherein nicht mehr in Erwägung.

„(...) also, dass ich mich wirklich wundere, dass bestimmte Leute einfach nichts finden die schreiben 50 Bewerbungen, sind engagiert, schreiben super gute Bewerbungen, bringen auch wirklich viel mit, werden dann nicht einmal angeschaut, nicht zum Vorstellungsgespräch eingeladen, und ich denke, das ist sehr frustrierend.“ (Expertin A, S. 7)

„Also, das kann ich auf jeden Fall sagen, weil viele gut Qualifizierte, damit mein ich ausnahmsweise die wirklich gut qualifizierten jungen Türken, junge Türkinnen meinetwegen, werden häufig erst gar nicht zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Nun ist das so, bei 'ner erheblichen Zahl der hier Lebenden, ich sag mal türkisch stämmiger Leute, die haben inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit, aber das hilft denen in keinster Weise weiter (...).“ (Expertin A, S. 7)

„(...) das können wir schon sehen, dass Deutsche, die viel schlechter qualifiziert sind, eher eingeladen werden und auch eher was bekommen, besonders bei den Ausbildungsstellen; bei den Arbeitsstellen vielleicht nicht so ganz krass, weil fast alles Hilfsjobs sind (...) aber bei den Ausbildungsstellen kann man das sagen (...).“ (Expertin A, S. 7)

„Also, bei den ausländischen Jugendlichen ist es eher so, dass die noch weniger nach 'ner Ausbildungsstelle schauen als die Deutschen (...) eventuell haben die schon von vornherein resigniert.“ (Expertin A, S. 7)

Die Expertinnen und Experten zeigen Verständnis dafür, dass die Absagen von Seiten der potenziellen Ausbildungs- und Arbeitgeber sehr frustrierend auf die Jugendlichen und jungen Erwachsenen wirken. Sie stellen aber auch deutlich das starke Durchhaltevermögen von einigen der Betroffenen heraus.

„Ich kenne Jugendliche, die tatsächlich auch 'n guten Hauptschulabschluss haben, auch nach Klasse 10b, sprich Mittlere Reife haben, die tatsächlich ihre 20 oder 30 Absagen auch bekommen haben, die dann frustriert sind, sich dann auch noch ein 21. Mal oder 31. Mal bewerben.“ (Expertin B, S. 11)

„Ich hab auch immer so das Gefühl oder ich sag jetzt mal auch so, die Motivation, ja immer noch mal was zu machen, nach 50 oder 100 Bewerbungen oder nach 3 Jahren sind immer noch Leute bereit, eine Bewerbung abzuschicken auf einen Ausbildungsplatz oder Arbeitsstelle, obwohl sie bis dahin nur Absagen bekommen oder negative Erfahrungen gemacht haben (...).“ (Experte C, S. 21)

„(...) wenn jemand 3 Jahre lang sich durch Gelegenheitsjobs, illegale Geschichten oder durch den finanziellen Background der Familie über Wasser gehalten hat, dann ist es für den individuell sehr schwierig, von heute auf morgen straight durchzustarten, aber dass die eigentlich noch immer die Motivation haben einzusteigen, das finde ich bewundernswert und das fördern wir auch (...).“ (Experte C, S. 21)

Als besondere Problemgruppe werden in diesem Kontext die „doppelt betroffenen“ ausländischen Mädchen herausgestellt. Expertinnen und Experten beobachten aber auch, dass die aus kulturellen und vor allem religiösen Gründen für ausländische Mädchen bestehenden Einschränkungen aus pragmatischen Gründen von der Familie aufgehoben werden, dass z. B. entschieden wird, dass das obligatorische Kopftuch am Arbeitsplatz nicht getragen werden muss. Es gibt aber auch nichtdeutsche Mädchen, die von sich aus darauf bestehen, ein Kopftuch zu tragen und so ihre Religionszugehörigkeit zu manifestieren, und die dann auch keine Stelle annehmen, bei der sie ohne Kopftuch arbeiten müssten.

„(...) wenn es religiöse Türcinnen sind, da dürfen die auch nichts anderes machen als meinetwegen im pflegerischen Bereich, aber auch da wird's dann schwierig, wenn sie im Altenheim auch alte Männer zu betreuen haben, das geht dann auch nicht, also die können nur einen ganz kleinen Bereich machen und ist es auch oft schwierig mit Kopftuch (...).“ (Expertin A, S. 7)

„Wenn wir Mädchen haben, die z. B. jemanden heiraten, der noch in dem Heimatland ist, dann müssen die noch arbeiten, um den Ehemann dann hierher zu holen, dann müssen sie weiterarbeiten, da der Mann aufgrund seiner sprachlichen Schwierigkeiten keinen Job findet, so setzt sich das dann natürlich auch fort (...). Manche Mädchen arbeiten als Kassiererinnen und machen dann nebenbei Deutschkurse, um ihr Deutsch weiter zu verbessern, also sie sehen auch schon, wo sie weiter an sich arbeiten können, um weiterzukommen (...). Es ist eine gewisse Selbstverständlichkeit, mit der die dann auch durchhalten (...) dazu kommt auch noch, dass diese Mädchen, selbst mit ihrem geringen Gehalt, schicken meistens noch einen Teil des Geldes in ihre Heimatländer zu Familienangehörigen und unterstützen die noch (...) die sparen jeden Pfennig.“ (Expertin E, S. 27)

„Kopftücher sind natürlich nach wie vor ein Problem (...) ich hab Mädchen gehabt, die erkannt haben: »Ja gut, in bestimmte Bereiche komme ich nur rein ohne Kopftuch«, die dann mit ihren Eltern geredet haben und wo dann entschieden wurde: »Ja gut, du trägst dann auf der Arbeit kein Kopftuch, aber nach der

Arbeit wieder.« Aber bei einigen Mädchen gehört das auch zum Selbstverständnis, es ist für sie ein Zeichen des Selbstbewusstseins, dass sie ihre Religion nach außen tragen, und das wollen sie eben, egal wo, und da sind einige auch nicht dazu bereit, auf der Arbeit Abstriche zu machen, sie sagen: »Ich will auf der Arbeit auch mein Kopftuch tragen, und wenn ich dann eben nicht Krankenschwester werden kann, dann werde ich eben keine Krankenschwester«, also solche Fälle haben wir auch.“ (Expertin E, S. 27)

Aber nicht nur im Hinblick auf nichtdeutsche Mädchen, sondern auch ganz generell werden geschlechtsspezifisch unterschiedliche Verhaltensmuster werden von einer Expertin konstatiert. Sie betont vor allem die „traditionell häusliche“ Ausrichtung der Mädchen und jungen Frauen, die oft an entsprechende Haltungen männlicher junger Erwachsener gekoppelt ist: Diese lehnen ein Arbeits- und Ausbildungsverhältnisse für „ihre Frauen“ rundweg ab. Die Expertin beobachtet zwei gegensätzliche berufliche Orientierungen bei den Mädchen: eine Präferenz von kurzfristigem, Job-orientiertem Berufswahlverhalten oder die Fixierung auf eine bestimmte Ausbildung.

„Zum Teil suchen die nur kurzfristige Beschäftigungen, da sie entweder demnächst heiraten bzw. wissen, dass dies auf sie zukommt, und z. T. ist es für die aber auch ganz, ganz schwierig, wenn’s um Ausbildungsstellen geht, die haben sich dann ganz auf einen bestimmten Bereich beschränkt (...).“ (Expertin A, S. 7)

„(...) das find ich dann auch immer besonders krass bei den Jungens, die dann selber seit Jahren von der Sozialhilfe leben, keinen Job finden, keine Ausbildung gemacht haben, nichts finden, aber ihrer Frau trotzdem verbieten, arbeiten zu gehen (...).“ (Expertin A, S. 7)

„(...) die sind ja auch alle so jung (die Mädchen, N.K), die sind ja mit 18 schon fast alle verheiratet (...) und da sag ich immer: »Das könnt ihr euch gar nicht leisten«, aber das ist denen egal, dann wird halt irgendwie weiter mit dem Geld geknappst (...).“ (Expertin A, S. 7)

3.3.1.2 Maßnahmeerfahrungen

Die Expertinnen und Experten stellen heraus, dass sie es bei ihrer Zielgruppe in der Regel mit „Maßnahmenkarrieren“ zu tun haben. Häufig beginnt eine solche bereits im Heim, zumindest aber in der Schule. Ein Experte weist darauf hin, dass es für einige Jugendliche bereits ein Erfolg sein kann, in eine Maßnahme aufgenommen zu werden, äußert aber den Wunsch, dass Träger weniger die Maßnahme selbst als das Ziel Integration in den Blick nehmen sollten.

„Mehrere Maßnahmen waren dann meistens, dass die schon woanders untergebracht waren, nicht unbedingt immer in beruflicher Sicht, sondern da war vielleicht schon mal erst eine Heimunterbringung, da ’ne Wohngruppe und dann zu uns, Maßnahmen waren höchstens ein/zwei vorher, wie so Berufsvorbereitungsjahr, so was haben viele schon vor uns gehabt und dann meist nur mit sehr geringem Erfolg, haben se vielleicht 3 Monate durchgehalten, dann auch wegen Fehlzeiten wieder rausgeflogen (...) also 1/2 Sachen vorher sind normal (...).“ (Expertin F, S. 33)

„(...) für die Jugendlichen ist es schon ein Erfolg, in eine Maßnahme zu kommen, das hat für die schon was von Planung. Daher müssten sich die ganzen Maßnahmeträger auch qualitativ verbessern und sich sagen: »Okay, es geht hier nicht um Verbleib in Maßnahme, sondern es geht um Integration« (...) wobei das Konzept ja so eigentlich geschrieben sein sollte.“ (Experten H, S. 40)

Generell werden die Erfolgchancen von Maßnahmen – sowohl von einzelnen wie auch in Karrierebiographien – zur Verbesserung der beruflichen Integration Jugendlicher von den Expertinnen und Experten eher skeptisch gesehen und in ihrer Wirkung am ehesten als „Verschiebebahnhöfe“ beurteilt.

„Maßnahmen, das ist auch so 'ne Geschichte (...) also manche haben ja wirklich Maßnahmekarrieren hinter sich, da tut es einem ja weh, wenn man die Biographie liest, was das Arbeitsamt denn noch für 'ne Maßnahme jetzt wieder genehmigt, also, wenn ich 5, 6, 7, 8 Maßnahmen durchlaufen habe, muss ich nicht noch die 9. haben, ist meine Meinung, weil offensichtlich hat das ja alles nichts gebracht, und wenn man mal ganz ehrlich ist, dann sind das ja eh nur Verschiebebahnhöfe, man lernt ja nicht wirklich was, die lernen da ja nichts (...).“ (Expertin A, S. 8f)

Von einigen Expertinnen und Experten wird eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Ausgestaltung und Begleitung von Maßnahmen geführt. Sie kommen dabei zu der Auffassung, dass es zunächst darum gehen sollte, realistische Erfolgserwartungen bzw. Anforderungen an Maßnahmen zu stellen und sich in diesem Zusammenhang auf die Motivation der Jugendlichen zu konzentrieren. Da dies schwierig ist, sollen die Jugendlichen langsam und schrittweise ans „normale“ Erwerbsleben herangeführt werden. Dies betrifft zunächst den geregelten Tagesablauf und eine geregelte Arbeitszeit. Ferner sollten die Maßnahmen den Wünschen und Bedürfnissen der Jugendlichen angepasst werden, obwohl hier die Gestaltungsmöglichkeiten der Expertinnen und Experten nicht sehr hoch eingeschätzt werden. Andere sehen jedoch durchaus die Möglichkeit, Jugendliche über einen sinnvollen Einsatz zu motivieren und „langsam“ bzw. schrittweise so zu qualifizieren, dass sie beruflich integrierbar werden.

„(...) es ist unrealistisch, dass jemand, der 2, 3 Jahre arbeitslos war, dort morgens aufläuft, wenn jemand gewohnt ist, bis 12.00 Uhr im Bett zu liegen, der kann nicht morgens um 7.00 Uhr auf der Matte stehen, das ist das Problem, die sind das nicht gewohnt, innerhalb von 1, 2 Wochen oder 3 Wochen seinen ganzen eingefahrenen Lebensrhythmus umzupolen, ist schwierig (...).“ (Experte C, S. 18)

„Das ist total unterschiedlich (...) einige sehen die Maßnahme als Möglichkeit an, langsam in einen strukturierten Arbeitsalltag hineinzuwachsen, anderen muss man ständig auf den Füßen stehen, und dann gibt es junge Leute, die zwar am Anfang ihre Schwierigkeiten haben, diese aber nach und nach abbauen (...).“ (Experte I, S. 43)

Erhebliche Probleme sehen die Expertinnen und Experten in der fehlenden Frustrationstoleranz der Jugendlichen. Wiederholt wird darauf hingewiesen, dass sich Jugendliche sofort und unvermittelt bei Schwierigkeiten und Kritik insbesondere im berufspraktischen Einsatz entmutigen lassen und mit Verweigerungsverhalten reagieren. Als wenig hilfreich wird dabei gewertet, dass die Jugendlichen immer wieder in eine Maßnahme finden und die Möglichkeiten, von Seiten der Expertinnen und Experten Zwang auszuüben, sehr eingeschränkt sind.

„Wenn es mal ein klein wenig schwieriger wird, wird halt sofort abgebrochen.“ (Expertin D, S. 24)

„(...) die wissen natürlich, wenn das Praktikum scheitert, sind sie halt wieder bei uns, da gehen sie wieder in den alten Trott rein (...) klar, das Geld fehlt, wird abgezogen, aber sie werden nicht sofort rausgeschmissen, diese Sicherheit haben sie natürlich, andererseits, wenn wir strenger wären, hätten wir keine Jugendlichen mehr. Also, wir haben natürlich ständig Debatten mit den Leuten vom Bau, mit

denen wir zusammenarbeiten, die meinen natürlich auch, wir müssten strenger sein, die können erst mal nicht nachvollziehen, dass man ganz unten anfangen muss, um sich dann nach oben zu arbeiten.“ (Expertin F, S. 34)

Als wichtig wird es von den Expertinnen und Experten erachtet, dass die Jugendlichen genau über die Inhalte der Maßnahmen informiert werden. Auf diese Weise könnten Abbrüche verhindert werden.

„(...) der war von dieser Maßnahme so enttäuscht und frustriert, dass er diese auch abgebrochen hat und nun versucht, wieder seinen alten Job zu bekommen (...) ich gehe davon aus, dass er sich nicht so richtig aufgehoben gefühlt hat und man ihm nicht klipp und klar gesagt hat, was ihn dort erwartet, und wenn es ihnen dann nicht gefällt, dann hören sie auf, da sind die Jugendlichen dann konsequenter.“ (Expertin B, S. 12)

Die Höhe der finanziellen Absicherung der Jugendlichen während der Maßnahmen wird von Expertinnen und Experten sehr unterschiedlich gesehen. So wird darauf hingewiesen, dass es Maßnahmen gibt, in denen die Jugendlichen mehr verdienen als in Ausbildungsverhältnissen, und Maßnahmen von ihnen deshalb Ausbildungsverhältnissen vorgezogen werden. Bei anderen Maßnahmen ist die Bezahlung kaum höher als das elterliche Taschengeld, was eine Maßnahmenteilnahme oft verhindert. Finanzielle Anreize werden von Expertinnen und Experten als wichtiger Motivierungs- bzw. Demotivierungsfaktor bewertet.

„(...) das Problem bei uns ist auch, dass sie sich schnell an das Geld gewöhnen (...) ein unter 18-Jähriger kriegt ja ungefähr 1.550 netto, davon müssen sie natürlich Miete, Strom und alles bezahlen, aber da bleibt natürlich reichlich übrig, und ein über 18-Jähriger kriegt noch mehr, so 1.800. Das ist angemessen in dem Sinne, dass es 80 % eines Bauhelferlohnes ist, nur, sie gewöhnen sich an das Geld, und da muss man dann auch gucken, wenn sie in Ausbildung gehen, wir sagen es ihnen ständig, dass es weniger sein wird (...) aber wenn sie dann in der Situation sind, dann brechen sie auch ab, da sie mit dem Geld nicht klar kommen.“ (Expertin F, S. 31)

„(...) das muss man auch immer sehen: 200, 250 DM Taschengeld oder 350 DM, das ist dann keine Perspektive, das kriegen sie auch von Papa (...) es ist auch schwierig, wenn am Ende der Maßnahme nichts erworben werden kann (...) was eine Qualifikation für den Arbeitsmarkt bedeuten würde.“ (Experte C, S. 18)

Wenn Expertinnen und Experten konkrete Vorschläge zur Verbesserung der Konzeption von Maßnahmen machen, weisen sie auf die Notwendigkeit flexibler und besser auf die individuellen Bedürfnisse der einzelnen Jugendlichen angepassten Maßnahmen hin. Es ist nach Einschätzung der Expertinnen und Experten wenig sinnvoll, Jugendliche mit unterschiedlichen Voraussetzungen, Bildungsabschlüssen und Interessen in derselben Maßnahme zu qualifizieren. Als weiteres Problem wird angeführt, dass zwischen Schulende und Maßnahmebeginn mehrere Monate liegen können, in denen viele Jugendliche den geregelten Tagesablauf verlernen.

„(...) die Maßnahmen müssten eigentlich individueller zugeschnitten sein, auf die Bedürfnisse, die die einzelnen haben, und auch etwas ernst gemeinter durchgeführt werden (...) Die Zuteilung muss einfach besser sein, damit nicht Teilnehmer ohne Abschluss und mit Abitur in einem Raum sitzen, zumindest nicht in allen Unterrichtsteilen (...).“ (Expertin A, S.8f)

„(...) sie sollten nach der Schule sofort in die Maßnahme, die kommen nämlich oft nicht sofort in die Maßnahme, sie haben eine lange Warteschleife (...) der will sofort anfangen und da sagt das Arbeitsamt: »Nee, da können Sie noch nicht

anfangen, Sie müssen mindestens 3 – 4 Monate warten.« Ja und was macht der in diesen Monaten? Er hängt rum, der gewöhnt sich dran, diesen Leerlauf darf der Jugendliche nicht durchlaufen, denn da fängt nämlich das Lotterleben an, da können die im Imbiss irgendwo im Dönerladen Aushilfe machen, das sind die Leute, die noch so 'n bisschen Energie haben und sagen: »Ich will was arbeiten, um Geld zu verdienen«, aber ein Großteil von denen sagt: »Na ja, dann wart ich 4 Monate, hat ja das Arbeitsamt gesagt«, und dann beginnt's.“ (Experte G, S. 37)

3.3.1.3 Ausbildungserfahrungen

Die Expertinnen und Experten beklagen, dass ihre Jugendlichen nur unzureichende Kenntnisse über Ausbildungsverhältnisse haben. Diese Uninformiertheit führt zunächst dazu, dass der Stellenwert einer abgeschlossenen Ausbildung generell zu hoch eingeschätzt wird. So werden von den Jugendlichen häufig Ausbildungsverhältnisse angestrebt, die bei genaueren Informationen, insbesondere was die Zukunftsaussichten nach der Ausbildung betrifft, nie eingegangen würden. Darüber hinaus ist den Jugendlichen oft nicht klar, welche Anforderungen bei einer bestimmten Ausbildung auf sie zukommen. Wenn die Ausbildung dann den Erwartungen der Jugendlichen nicht entspricht bzw. erste Schwierigkeiten auftreten, wird abgebrochen.

„Ich krieg das schon in Gesprächen mit Jugendlichen mit, dass sie wissen, dass ein Job ohne Ausbildung sehr, sehr schwierig zu bekommen ist und dass sie schon den Wunsch haben, auch nach der Schule eine Ausbildung machen zu können (...).“ (Expertin B, S. 12)

„(...) oft fangen sie aber auch eine Lehre an, ohne sich wirklich mit den Anforderungen des Berufes auseinanderzusetzen, nach einem Jahr merken sie dann, dass es ihnen keinen Spaß macht (...) die haben die Lehre neu angefangen, weil sie eine Zusage gekriegt haben, dann merken sie, es ist nichts und orientieren sich lieber neu.“ (Experten H, S. 39)

Ein Experte zeigt auf, dass der Stellenwert einer Ausbildung bei nichtdeutschen Jugendlichen noch zusätzliche Komponenten enthalten kann. So spielt etwa der Gedanke an den aufenthaltsrechtlichen Status bzw. legale Grundbeschäftigung eine Rolle.

„Man hat ein Grundausskommen, das man individuell aufbessern kann, und es ist natürlich auch nicht schlecht für die Eltern; also ich mach 'ne Ausbildung als Bäcker (...), es ist gut für den aufenthaltsrechtlichen Status, das auch, tja und auch für den Selbstwert (...).“ (Experte C, S. 21)

Eine große Rolle beim Abbruch von Ausbildungsverhältnissen spielt die Berufsschule. Nach Ansicht von Expertinnen und Experten scheitern Jugendliche in einer Ausbildung eher an der Berufsschule und dies, weil hier Betreuung unzureichender ausfällt als in der betrieblichen Praxis.

„Entweder, sie sind mit dem Chef nicht klargekommen oder der Betrieb lag ihnen nicht (...) vielfach klappt es in der Berufsschule nicht, also, dass das Arbeiten schon ganz nett war, aber sie dann die Berufsschule nicht mehr geschafft haben (...) schulische Defizite führen in den meisten Fällen zum Abbruch, auch weil in den Berufsschulen die Lehrer nicht die Zeit haben, Einzelne mitzuziehen bzw. zu fördern (...).“ (Experten H, S. 39)

„(...) die schulischen Anforderungen (...) daran wieder scheitern und nicht in die Berufsschule gehen und dadurch in Krisen geraten, sich lieber rausziehen wol-

len, um sich diesen Frust nicht weiter antun zu müssen, schon wieder zu versagen, dann lieber den Rückzug zu machen, die aktive Verweigerung (...).“ (Expertin K, S. 53)

3.3.1.4 Erfahrungen mit Arbeit

Im Zusammenhang mit regulärer Erwerbsarbeit stellen die Expertinnen und Experten vor allem heraus, dass viele so genannte „Hilfsarbeiterjobs“ inzwischen wegrationalisiert wurden bzw. die Anforderungen bei den verbliebenen Hilfstätigkeiten immer mehr steigen. Ferner wird auf die Kurzfristigkeit und Unterbezahlung hingewiesen:

„(...) man braucht keinen mehr, der nur noch schleppen kann, auch da ist es absolut weggebrochen und da kann ich den Jugendlichen auch kaum noch sagen: »Ich kann dich als Bauhelfer nirgendwo vermitteln« (...) es werden da auch schon Fähigkeiten verlangt von 'nem Bauhelfer, so quasi am besten schon 3 halbe Ausbildungen, von mir aus abgebrochen, aber der kann mir zumindest hier 'ne Trockenwand hinstellen (...).“ (Expertin F, S. 32)

„Da ist es so, dass die sich von Job zu Job durchhangeln, dass die sich also irgendwelche Jobs im Umfeld, auch möglichst in der Nähe suchen. Das sind häufig Jobs in den umliegenden türkischen Läden, die es ja sehr verbreitet gibt, alles sehr schlecht bezahlte Jobs auch und meistens auch nur sehr kurzfristig, also sie halten das auch nicht lange durch (...) weil diese Tätigkeiten auch nicht gerade das sind, was sie sich vorgestellt haben, weil es ihnen nicht gefällt, weil ihnen diese Tätigkeiten zu anstrengend sind, weil sie sehr schlecht bezahlt sind, also, weil teilweise diese Jobs eben auch sehr unterbezahlt sind.“ (Expertin E, S. 27)

Die Expertinnen und Experten weisen auch auf die Möglichkeit von Schwarzarbeit und Kleinkriminalität hin.

„Ich krieg das schon mit, dass Jugendliche auch, natürlich zunächst einmal sehr verdeckt, bestimmte Wege der Geldbeschaffung gehen (...).“ (Expertin B, S. 13)

Wenn es um Arbeitsverhältnisse der Jugendlichen geht, spielt bei den Expertinnen und Experten das Thema Zeitarbeit eine zentrale Rolle. Zunächst wird darauf hingewiesen, dass dies in den meisten Fällen die einzige Beschäftigungschance ist. Thematisiert werden die schlechten Arbeitsbedingungen bei Zeitarbeitsfirmen. Andererseits besteht aber auch die Neigung, Zeitarbeitsfirmen als Chance für Qualifikation und Einstieg in unbefristete Arbeitsverhältnisse zu sehen.

„Also die Arbeitsstellen, die geboten werden, die da in Frage kämen, was für Ungelerntenkräfte, halt Hilfsarbeiterjobs, gibt es immer weniger. Also, da hat man auch kaum 'ne Chance, denn das läuft fast alles nur noch über Zeitarbeitsfirmen, und das ist ja ein Thema für sich.“ (Expertin A, S. 5)

„Alle haben Erfahrung mit Zeitarbeit und alle hassen es, wobei ich auch nicht glaube, dass, wenn alle Teilnehmer mir Horrorszenarien erzählen, dass die lügen. Also die Firmen scheinen da schon großen Schmu zu machen, was die Ausbeutung und Sklaverei angeht.“ (Expertin A, S. 10)

„Bei den Zeitarbeitsfirmen gibt es Unterschiede, und die Jugendlichen müssen da zum Teil richtig unangenehme Dinge erleben, wenn ich dann höre, dass die mit einer ganz normalen Staubmaske Öfen gereinigt haben, wo normalerweise ein dicker Schutzanzug angesagt ist, ich hab die Jugendlichen gesehen, die sahen aus wie Streuselkuchen und das für 12 DM die Stunde (...) Das Arbeitsamt bietet

diese Stellen an, die fordern das teilweise sogar, ne also, auch beim Sozialamt wird gesagt, dass die Leute auch zu Zeitarbeitsfirmen gehen müssen, um sich dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stellen, und das finde ich eine Dreistigkeit. Es gibt nur wenige seriöse, und das ist das Problem an der ganzen Geschichte, die haben ja alle diese Tricks drauf (...).“ (Experte C, S. 15)

„(...) für einige ist es durchaus eine Einnahmequelle und vielleicht auch die Hoffnung, wenn sie wirklich ganz gut an der Schaufel stehen oder was, dass sie vielleicht mal in feste Firmenbezüge hereinkommen (...).“ (Expertin F, S. 32)

3.3.1.5 Arbeit und Einkommen

Nach Beobachtungen der Expertinnen und Experten verbinden die Jugendlichen Arbeit häufig mit „utopischen“ Gehaltsvorstellungen. Dies sei deshalb problematisch, weil ohne realistische Einkommensvorstellungen Jugendliche mit den in Ausbildungsverhältnissen oder Maßnahmen üblichen Bezügen nicht zufrieden zu stellen sind.

„(...) dass die Jugendlichen sehr schnell sehr viel Geld zur Verfügung haben möchten und sie auch davon ausgehen, dass sie, wenn sie einen Job bekommen, das viele Geld auch kriegen (...). Viele Jugendliche äußern verbal, dass sie 10 oder auch 12 Stunden arbeiten würden, wenn sie ein vernünftiges Entgelt dafür bekommen würden, wobei ein vernünftiges Entgelt, wenn ich da nachfrage, schon so Schwindel erregende Summen genannt werden, wo ich mir nicht vorstellen kann, dass man das als Hilfskraft oder ungelernete Kraft verdienen kann (...) somit scheitert der Zugang zum Erwerbsleben an Realität und Wunsch.“ (Expertin B, S. 11f)

So würden Schwarzarbeit und illegale Geschäfte von einem Teil der Jugendlichen auch genutzt, das reale Einkommen den hohen Erwartungen anzunähern.

„(...) die Drogenszene (...) eröffnet natürlich andere Möglichkeiten (...) durch Drogenhandel oder Beschaffungskriminalität (...) erst einmal gut Geld verdienen kann (...).“ (Experte C, S. 20)

3.3.2 Sicht der befragten jungen Erwachsenen

3.3.2.1 Berufsorientierung, Ausbildungswünsche, Bewerbungsverhalten und Bewerbungserfahrungen

Viele der Befragten berichten, dass sie nach der Schule weder wussten, welcher Beruf zu ihnen passt, noch wie sie einen entsprechenden Entscheidungsprozess angehen, durchstehen und umsetzen sollten. Diese Unentschiedenheit besteht in vielen Fällen auch noch zum Zeitpunkt des Interviews fort. Mit lapidaren Aussagen, etwa dass der „absolute Traumberuf“ noch nicht identifiziert ist, wird thematisiert, dass die eigenen Präferenzen unbekannt sind bzw. nicht entwickelt wurden. Diese „grundlegenden“ Entscheidungsprobleme ziehen sich implizit durch viele Aussagen.

„Ich hab bis jetzt meinen absoluten Traumberuf noch nicht gefunden. Es gibt Berufe, die ich sofort machen würde, aber mein absoluter Traumberuf hab ich noch nicht.“ (Klaus, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 351)

„(...) keinen Beruf gefunden (...) das ist für mich noch immer schwer, ein Beruf zu finden, weil ich noch keinen Beruf gefunden habe.“ (Vladimir, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 353)

„Hab keine Vorstellung, da hab ich Probleme, um zu sehen, bin ich talentiert oder nicht, ich weiß auch nicht, wie andere das entscheiden.“ (Irene, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 85)

„(...) ich wusste nicht, welcher Beruf zu mir passt (...).“ (Nina, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 426)

Beklagt wird von den befragten Jugendlichen, dass sie für ihre Berufsorientierung keine Hilfestellung in der Schule erhalten haben. Erwähnt werden die Besuche von Arbeitsamtsmitarbeiterinnen und Arbeitsamtsmitarbeitern an den Schulen, die als zu kurz oder wenig überzeugend beurteilt werden. Eltern und Geschwister werden als Hilfe zur Berufsorientierung von den Jugendlichen zwar angeführt, aber nicht unbedingt als besonders hilf- und kenntnisreich beurteilt.

„(...) meine Eltern kennen die (Berufe, N.K.) auch nicht, ich hab das nur vom Arbeitsamt gehört, was es alles für Berufe gibt, weil, meine Eltern wussten auch nicht, was es gibt (...).“ (Tuba, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 443)

Am ehesten scheinen praktische Erfahrungen den befragten Jugendlichen bei ihrer Berufsorientierung geholfen zu haben.

„Ich hab da mal ein Praktikum gemacht und das hat mir sehr gut gefallen, und seitdem hab ich mich in diesen Beruf verliebt.“ (Despina, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 50)

„(...) langsam hab ich mich langsam gefestigt, ich sag mal Koch, ich arbeite halt auch ehrenamtlich als Koch, und langsam denke ich: »wenn ich ne Stelle als Koch kriege, dann ist mir das auch wurscht«, weil, das ist auch was, was noch einfach geht und wofür man nur einen Hauptschulabschluss braucht.“ (Udo, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 212)

Wie auch schon von den Expertinnen und Experten beobachtet, äußern viele Jugendliche den dezidierten Wunsch nach einer Ausbildung:

„Ich brauchte 'ne Ausbildung, ohne Ausbildung, ohne Ausbildung, das sag ich auch immer meiner Kleinen (Freundin, N.K.), Ausbildung ist wie 6 Richtige im Lotto, ich seh's bei mir, die hätten mich nicht genommen (...).“ (Tobias, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 199)

„(...) ich will einen Ausbildungsplatz, damit ich was für die Zukunft habe.“ (Udo, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 205)

„(...) aber ne Lehre, das wäre 'ne Krönung, weil ich bin bald 22, dann ist der Zug eh abgefahr'n, so Maurer oder so was, kein Einzelhandelskaufmann (...) Dass ich einfach mal 'n Gesellenbrief in der Tasche habe und nicht als Bauhelfer arbeiten geh, das is' es, dass ich einfach mal was lerne, dass ich 'n Gesellenbrief in die Tasche kriege (...).“ (Michael, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 233)

„Ich wollte schon 'ne Ausbildung machen, aber das schaff ich ja nicht (...) nicht mal das 1. Jahr hab ich durchgeschafft, aber jetzt, wo meine Freundin und ich das Kind kriegen, schaff ich kein Jahr durchzuarbeiten, weil, wenn was mit dem Kind, kann ich nicht weg, das schaff ich nicht (...). Ich will versuchen, 'nen Abschluss zu machen, aber (...) normal brauch ich den nicht, aber die meisten wollen halt den Abschluss haben.“ (Kai, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 400)

Zum Teil sind die Berufsvorstellungen durchaus konkret, und die eigenen Neigungen und notwendigen Voraussetzungen werden dabei mitbedacht:

„(...) ich wusste ganz genau, ich möchte nicht Bankkauffrau oder so was machen, ich wollte was im sozialen Bereich machen.“ (Lela, 22 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 163)

„Ja, ich hab mir überlegt, vielleicht Friseurin, also 'ne Lehre machen, ich hoffe, es klappt irgendwie mal (...) bin schon ein bisschen frustriert.“ (Hatice, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 169)

„Also, am allerliebsten möchte ich Maler und Lackierer machen, das gefällt mir und das kann man auch so machen, ohne Abschluss, da brauch ich keinen Schulabschluss.“ (Damian, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 363)

„Ich werde jetzt im Moment alles arbeiten, bis ich meinen Abschluss habe, aber dann will ich Karosseriebauer machen, wenn ich nix finde, muss ich mir was überlegen, ob ich nicht was anderes mache.“ (Anton, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 368)

Die große Mehrheit der befragten Jugendlichen hat sich wiederholt erfolglos um einen Ausbildungsplatz beworben. Vielfach entwickelte sich die Haltung, dass möglichst viele Bewerbungen auf möglichst viele (unterschiedliche) Stellen zu richten eine Erfolg versprechende Bewerbungsstrategie darstellt. Andere Wege sind: das Telefonbuch heranzuziehen, Probetage in Betrieben zu absolvieren oder sich auf Freunde zu verlassen.

„(...) ich hab zwar 150 Absagen und mehr (...) ich will das schaffen, was ich mir vorgenommen habe (...).“ (Despina, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 48)

„In der 8. Klasse schon Bewerbungen geschrieben, dass war'n schon viele. Ich hab ja nicht mehr gezählt. Hab nix gekriegt und dann hab ich irgendwann aufgehört.“ (Hatice, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 166)

„(...) in der 10. Klasse hab ich dann so um die 150 Bewerbungen abgeschickt, keine Zusage gekriegt, da dachte ich: »Lass mal bleiben (...) Geldverschwendung.« (...)“ (Anan, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 345)

„Ich bewerb mich so viel wie möglich, um 'ne Ausbildung zu kriegen.“ (Musa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 273)

„(...) Ich hab' viele Bewerbungen geschrieben (...). Am Anfang hab ich nur auf bestimmte Anzeigen geantwortet, aber nachdem ich so viele Absagen hatte, hab ich mich für alles beworben (...). Man schreibt sowieso überall hin, weil man Arbeit sucht.“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 299)

„(...) ich tu auch was dafür, dass ich 'ne Arbeitsstelle kriege, ich tue was dafür. Manche sitzen halt zu Hause nur rum, ich geh zum Arbeitsamt, ich lass mir so Zeitungen schicken vom Arbeitsamt, ich kauf mir selber Zeitungen, 2-mal die Woche geh ich zum Arbeitsamt, im Computer kann man nachschauen, ich frag auch nach: »Habt ihr was?« Wenn ja, bewerb ich mich.“ (Kelly, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 429)

„Meine Kumpels wissen ja auch, dass ich Arbeit suche, wenn die was hören, da sagen die sofort Bescheid, so geht das bei uns (Türken, N.K.).“ (Ali, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 390)

Einzelne Jugendliche gestehen ein, dass sie ihre Bewerbungen nicht mit letztem Nachdruck betrieben bzw. inzwischen resigniert haben. Mitunter kommt auch vor, dass schlicht Bewerbungstermine verpasst wurden. Oder es wurden bei Tests bewusst Fehler gemacht, um nicht ausgewählt zu werden.

„(...) ich wollte ja mal Säuglingsschwester werden, aber irgendwie ging dat ja net, tja und dann (...). Das hab ich eigentlich nicht so richtig verfolgt.“ (Sophie, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 60)

„(...) ich bin im März schon beim Kreiswehrrersatzamt gewesen und hab mir die Bewerbungsunterlagen geholt, hab die nur noch nicht fertig gemacht, weil, irgendwie so'n bisschen hat ich so'n (...) ja (...) was heißt Angst (...) du weißt ja nicht, was dich da erwartet (...) deswegen hat ich die erst mal noch nicht fertig gemacht (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 112)

„Hab ich gedacht, bewerb ich mich nächstes Jahr, aber dann war's wieder zu spät. Bewerbungen habe ich irgendwie verschlafen.“ (George, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 36)

„Wollte 'ne kaufmännische Ausbildung, ich hab mich schon drum gekümmert, es hätte klappen können, wenn ich mich mehr drum bemüht hätte, weil ich hab es

satt, was heißt satt, ich bin ein Typ, ich hasse diese ganzen Einstellungstests, ich hasse die wie die Pest, ich hab kein Bock da drauf, ich hab mich schon beworben, aber (...).“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1 S. 376)

„Bei den paar Tests, die ich gemacht habe, hab ich nicht alles von mir gegeben, weil ich weiß, ich will hier nicht arbeiten.“ (Christina, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 448)

Während das massenhafte Schreiben und Absenden von Bewerbungen für sich genommen in der Regel keine erfolgreiche Strategie darstellte, war in einigen Fällen die persönliche Vorsprache bei Betrieben ein wirkungsvoller Zugang:

„(...) ich war ja morgens im BIZ gewesen und da waren da halt lauter Jugendliche. Keiner von denen hatte einen Plan und jeder hatte einen Zettel bekommen, wo so'n paar Angebote drauf waren und welche Richtung, und jeder hat halt seine Kreuzchen gemacht: Wunsch 1, Wunsch 2, Wunsch 3 oder so. Dann später sind die dann alle zu den einzelnen Ständen gegangen und konnten sich dann bewerben (...). Ich bin bei dem XY-Stand gelandet und hab 'ne Lehre angefangen, von der ich nicht wusste, ob sie mich interessiert (...).“ (George, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 40f)

„Hab in der Zeitung ein Inserat von meinem jetzigen Arbeitgeber gelesen und erst mal überlegt, ob ich mich überhaupt bewerben soll, weil, Fotoladen und so (...) das hab ich noch nie gemacht, na ja, hab ich mir gedacht, probier's doch mal und bewerbe dich (...) prompt hat das dann auch geklappt, war vielleicht 'ne Stunde dort, um mit dem Chef zu sprechen (...).“ (Josefine, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 108)

„(...) bei Firma X hab ich dann als letztes angerufen, hab ich dann mit der Frau Y, mit der ich gesprochen hab, die hat gesagt: »Ja, kommen Sie vorbei, kommen Sie sofort vorbei«, bin ich am selben Tag noch dahinmarschiert, ich war noch gar nicht richtig wach, bin da hinmarschiert, da hat die dann mit mir geredet, 20 Minuten hat das Gespräch gedauert, und weg war ich wieder und da meinte se, zum 1. 7. fangen se an (...).“ (Agnetha, 25 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 184f)

Aber auch der „traditionelle“ Weg einer Vermittlung durch Eltern führte zum Erfolg. An erster Stelle werden Väter genannt, die ihren Söhnen den Zugang zu dem Betrieb, in dem sie selbst arbeiten, eröffnet haben:

„In der Firma, in der auch mein Vater gearbeitet hat.“ (Siegfried, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S.11)

„(...) weil mein Vater bei (...) gearbeitet hatte, sollte ich 'ne Lehre als Bauzeichner anfangen.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 18)

3.3.2.2 Maßnahmeerfahrungen

Die Befragten bestätigen die Beobachtung der Expertinnen und Experten, dass viele von ihnen eine große Zahl von Maßnahmen durchlaufen haben. Sehr kritisch äußern sich Jugendliche über unpräzise bzw. unzutreffende Informationen hinsichtlich Verwertbarkeit und Nutzen eines erfolgreichen Maßnahmeabschlusses. Sie messen den Nutzen von Maßnahmen an der Aussicht, entweder anschließend übernommen zu werden oder eine Ausbildung oder sonstige Form der Weiterqualifizierung anschließen zu können. Schwierig zu beurteilen ist, ob die genannten Enttäuschungen über nicht eingehaltene Zusagen auf einer subjektiven Interpretation der Jugendlichen basieren oder ob entsprechende Zusagen tatsächlich erfolgten. Werden diese Erwartungen enttäuscht,

bewerten die Jugendlichen auch erfolgreich abgeschlossene Maßnahmen negativ. Eine inhaltliche Bewertung der jeweiligen Maßnahmen erfolgt eher summarisch. Der Erfolg wird von den Befragten in der Anschlussperspektive gesehen. Insofern entsprechen die Ansprüche an die Leistungen von Maßnahmen in der Regel nicht dem Klischee, dass diese Jugendlichen durchgängig ziel- und planlos ihren Weg in das Arbeitsleben gehen.

„(...) das Arbeitsamt hat zu mir gesagt: »Ja, wenn ich das jetzt da mache, dann würd ich meinen Hauptschulabschluss bekommen«, haben die zu mir gesagt, und man würd ein Jahr anrechnen auf die Ausbildung, das hat das Arbeitsamt mir gesagt; wo ich da hingegangen bin, hab da angefangen, sagten die mir: »Ne, das stimmt nicht, das Arbeitsamt soll sich mal besser informieren.« (...)“ (Anton, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 366)

„Deswegen mache ich jetzt auch diese Maßnahme, damit ich die Lehrstelle kriege und ich endlich mal sagen kann, Junge, du hast es ungefähr geschafft, du hast wenigstens schon mal 'ne Lehrstelle.“ (Paul, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 341)

„Bringt mir überhaupt nichts, man hat mir versprochen, dass die auch hier Beratung haben, die helfen Ausbildungsstellen, die helfen gute Job und noch irgendwas, aber bis heute hab ich überhaupt nichts bekommen.“ (Vladimir, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 354)

„Ich will arbeiten, ich will Geld verdienen. Ich will einen Ausbildungsplatz, damit ich was für die Zukunft habe. Der Plan ist ganz einfach. Mein 10 A kriege ich durch meine Maßnahme, mein 10 B kriege ich durch meinen Berufsabschluss. Danach kann ich immerhin zur VHS gehen und sagen, ich will mein Abitur nachmachen.“ (Udo, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 205)

Häufig nahmen die Jugendlichen an einer Maßnahme nur teil, weil sich keine andere Alternative bietet. Einige berichten, zur Teilnahme an Maßnahmen „gezwungen“ worden zu sein, da ihnen ansonsten ihre Bezüge gekürzt würden.

„Hab ich gesagt: »Okay, mach ich ne Maßnahme«, da war ich auch 'n Jahr drin (...) weil die Maßnahme auch nichts für mich war, weil ich wollt gar keine Maßnahme machen, ich wollt direkt mit der Arbeit anfangen (...) blieb mir ja nix anderes übrig, was sollt ich dem Arbeitsamt denn sagen (...) ich wusste, dass es schwierig wird.“ (Kai, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 400)

„(...) also ich bin nicht sehr zufrieden, die hätten mir 'ne Ausbildungsstelle geben sollen, haben mich aber die ganze Zeit in Maßnahmen gesteckt.“ (Damian, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 360)

„Die haben gesagt, entweder arbeite ich jetzt hier oder ich krieg kein Geld von denen, wenn ich Geld will, muss ich entweder richtig arbeiten geh'n oder hier hingehen.“ (Rudolf, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 334)

Praktika, die im Zuge von Maßnahmen absolviert wurden, werden im Rückblick häufig als positive Erfahrung gewertet. Kritisiert wird aber auch hier, dass häufig der angekündigte Abschluss des Ausbildungsvertrag nicht erfolgte (obwohl in Praktika ohne Entlohnung gearbeitet wurde).

„Die haben gesagt, die suchen uns einen Praktikumsplatz, und wenn wir gut arbeiten, werden wir übernommen (...).“ (Musa, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 272)

„(...) die Betriebe sagen oft nicht, was eigentlich wird, die verlängern das (Praktikum, N.K.) manchmal, und dann kommt doch was Negatives raus und das finde ich nicht so gut (...) und man bekommt ja auch kein Geld (...) gar nix (...).“ (Despina, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 46)

„(...) ich hab schon 2 Praktika gemacht und das eine hat mir auch gut gefallen, die haben zu mir gesagt, wenn ich so weitermachen würd, dann würden die

mich auch nehmen, aber ich wusste jetzt auch nichts Genaues (...) meine Eltern haben dann zu mir gesagt, ich soll mal nachfragen, wie das so ist (...) da hab ich nachgefragt (...) und da hat der Chef sofort angefangen zu brüllen: »Er wollte jetzt den Vertrag noch nicht unterschreiben, erst im Frühjahr oder so.« (...).“ (Despina, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 46)

„Ich glaube, wir wurden da nur als billige Arbeitskräfte angesehen.“ (Udo, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 204)

Die weitaus meisten positiven Äußerungen der befragten Jugendlichen beziehen sich auf den Erwerb von Arbeitstugenden. Hervorgehoben wird, dass sie wieder „Arbeiten“ gelernt haben bzw. sich an einen geregelten Tagesablauf gewöhnt haben oder einen längeren Zeitraum durchgehalten haben:

„(...) einfach den Tagesablauf, dass ich jetzt ins Arbeitsleben mal richtig reinkomme, das macht mich schon glücklich, dass ich nicht immer zu Hause hocke (...) ich will was aus meinem Leben machen.“ (Barbara, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 409)

„Gut war, dass ich 1 Jahr durchgehalten habe, dass ich nicht schon wieder abgesprungen bin und gar kein Bock hatte, dass ich das Jahr durchgehalten habe (...).“ (Barbara, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 410)

„(...) früher hatte ich Probleme mit dem Aufstehen, aber das habe ich durch die Maßnahme gelernt (...).“ (Damian, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 360)

Diesen positiven Einschätzungen stehen allerdings extrem kritische Bewertungen der Arbeitsinhalte und des mangelnden Ernstcharakters gegenüber: Häufig werden die Maßnahmen als Unterforderung eingeschätzt. Der „Schoncharakter“ der Maßnahmen wird sarkastisch kommentiert.

„(...) Spielplätze aufräumen und Blumen binden und Bilderrahmen basteln, komme ich damit weiter? Okay, ich kriege Geld, dafür geh ich im Endeffekt arbeiten, für das Geld.“ (Barbara, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 414)

„War in einer Feststellungsmaßnahme vom Arbeitsamt, als Köchin, hab aber immer noch nichts (...). Ich hab's für mich selber gemacht (...). Stand in einem Artikel drin, in der Zeitung, dass noch Leute gesucht werden, für Küche und so, da hab ich das Arbeitsamt gefragt, da hab ich nachgefragt, kein Problem, Zettel ausgefüllt und so, für mich war's eigentlich gut so, den Unterricht mitzumachen, aber 3 Tage nur in der Küche, was hat man da gelernt? Eigentlich nichts (...).“ (Karina, 27 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 93)

„Hat mir nix gebracht, gar nix, ehrlich, das war'n Jahr umsonst (...). Da hab ich nur geschwänzt, da hab ich echt viel geschwänzt, wenn mich was interessiert, geh ich auch hin, aber, guck mal, montags hatte ich Kochen, dienstags Nähen, mittwochs Sticken, donnerstags Waschen, da dachte ich mir, ich kann das auch zu Hause machen und meiner Mutter helfen (...).“ (Feridime, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 131)

„Ich sag mal, ich komme mir hier etwas unterfordert vor (...) die meisten sitzen in der Ecke, fegen eine Ecke (...).“ (Anan, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 345)

„(...) das war aber auch keine richtige Arbeit gewesen, haben den ganzen Tag mehr oder weniger rumgehungen, und durch die 2 Jahre bin ich fauler geworden, ich hatte das auch gemerkt, wo ich zu den Zeitarbeitsfirmen gehen musste und richtig arbeiten musste, das frühe Aufstehen war hart, das war ein sehr großer Unterschied, also, da konnte man nicht mit seinem Nachbarn reden, da musste man sich auf die Arbeit konzentrieren.“ (Damian, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 363)

„(...) was ich da gelernt hab, konnt ich schon mit 10 (...) hätte nur'n Schein gekriegt, was nützt mir der Schein? Komm ich keinen Schritt weiter.“ (Goran, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 278)

Als ebenfalls problematisch wird die Gruppensituation in Maßnahmen dargestellt. Einige Jugendliche berichten, dass sie in den Maßnahmen Drogenkonsum und Kleinkriminalität „erlernten“.

„Bei so'm Jugendprojekt geht das schnell, dann sind das alles deine Freunde, da kommst du ganz schnell an Drogen (...).“ (Ferdinand, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 247)

Die Wirksamkeit von Maßnahmen wird von den befragten jungen Erwachsenen im Großen und Ganzen skeptisch gesehen. Zwar wird in einigen Fällen positiv vermerkt, etwas vorzeigen zu können. Ob dies allerdings von einem potenziellen Arbeitgeber als Empfehlung gewertet wird, bezweifeln viele der Befragten. So wird etwa darauf hingewiesen, dass diese Bescheinigungen durchaus auch stigmatisierende Wirkung haben können. Die Berufserfahrungen in Maßnahmen werden generell als wenig nutzbringend oder motivierend bewertet – zum einen hinsichtlich des Nutzens für eine berufliche Integration, zum anderen ganz generell hinsichtlich der praktischen Verwendbarkeit.

„(...) aber für dieses eine Jahr, war wirklich verlorene Zeit, ich war halt nur beschäftigt, ich bin nicht zu Hause gewesen, ich hab Praktika gemacht und hab 35 DM monatlich bekommen (...). Halt 'ne Bescheinigung, 'ne Teilnahmebescheinigung, mehr nicht, also von daher, ist das verlorene Zeit.“ (Despina, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 55)

„Was hab ich davon? Der steckt mich in einen Lehrgang, dann muss ich da 6 Monate hin. Was hab ich am Ende von dem Lehrgang? Einen Wisch, auf dem man lesen kann, dass ich da war. Kann ich damit etwa zum Arbeitgeber sagen: »Hey, ich hab diesen Lehrgang gemacht, ich bin ganz toll?« (...).“ (Lisa, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 70)

„(...) steht ja drauf, von wo das ist, diese Ausbildung (...) es denken dann doch alle, dass man dumm ist, das ist so und da kriegst du auch keine Arbeit.“ (Anton, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 370)

Angesichts dieser Einschätzungen wundert es nicht, dass fast alle Befragten berichten, Maßnahmen (z.T. wiederholt) abgebrochen zu haben. Diese Abbrüche werden recht lapidar beschrieben. In der Regel erfolgte der Abbruch entweder durch Krankmeldung zunächst verdeckt oder schlicht durch Wegbleiben von der Maßnahme.

„Da war ich nur 1 Jahr, da wurde ich gekündigt wegen Betrügerei, hab Krankenscheine gefälscht, hab die länger gemacht, 10 Tage oder so, dann fiel das auf, Kündigung, dann war ich wieder draußen.“ (Ferdinand, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 239)

„Das hab ich aber nur 3 Wochen gemacht, also 1 Woche war ich da und 2 Wochen war ich krankgeschrieben (...).“ (Nina, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 417)

„(...) da bin ich noch nicht mal mehr hingegangen und hab auch nicht gekündigt. Die haben mich dann irgendwann rausgeschmissen.“ (Udo, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 204)

Überforderung wurde nur selten als Abbruchgrund genannt:

„Mein Deutsch war nicht gut genug, da musst ich abbrechen.“ (Tuba, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 436)

„(...) dann bin ich wieder arbeiten gegangen, das ging aber nur 3 Wochen gut (...) da hab ich gemerkt, ich schaff das alles (...) dass ich das alles nicht mehr schaffen würde (...).“ (Lothar, 31 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 254)

Einige Befragte begründen den Abbruch damit, dass der geleisteten Arbeit Sinnhaftigkeit und Ernsthaftigkeit fehlte:

„Wenn ich arbeite, möchte ich auch wat tun (...) dann habe ich aufgehört, schade um das Geld, war leicht verdient (...) aber dat war keine Arbeit, sondern nur Rumstehen (...).“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 21)

3.3.2.3 Ausbildungserfahrungen

Wie in Kapitel 2 dargestellt wurde, hat ein relativ hoher Anteil der Befragten Ausbildungserfahrungen, aber nur eine Minderheit hat eine Berufsausbildung abgeschlossen. Insofern ist hier vor allem der Frage nachzugehen, unter welchen Voraussetzungen Ausbildungen erfolgreich abgeschlossen wurden, was die Bedingungen waren, die zu Abbrüchen führten, und wie sich für die Befragten zum Zeitpunkt der Untersuchung, zu dem sich die meisten bereits weit jenseits des normalen Ausbildungsalters befanden, die Möglichkeit einer (nachholenden) Ausbildung stellt.

In keinem Fall wurde die Ausbildung in einem “Wunschberuf” absolviert. Eher sind die Jugendlichen mehr oder weniger zufällig in ihrem Ausbildungsverhältnis gelandet. Diese Jugendlichen äußern sich in der Regel nicht unzufrieden über den Verlauf ihrer Berufsausbildung:

„Ich hatte mir überlegt, bevor ich noch ’n Jahr verschwende (...) war halt Friseur das einzigste Nächste, was mich interessieren würde, und damals hatte ich keine richtigen Vorstellungen von Berufen und da hab ich Friseur gemacht (...). Ich hab mich zwar im BIZ informiert, aber ich hatte keine Vorstellung von Berufen, ich hatte ja nur Schule gemacht und hab auch diese Blätter (zur Berufskunde, N.K.) gelesen, aber oft nicht verstanden (...).“ (Feridime, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 131)

Auf der anderen Seite waren in vielen Fällen ein Mangel an Vorinformation über den Ausbildungsberuf, die fehlende Übereinstimmung von Vorstellungen und Ausbildungsrealität die Auslöser für den Abbruch der Ausbildung:

„(...) dachte, das wäre ’ne kaufmännische Ausbildung, die suchten aber ’nen Verkäufer (...) war nix (...).“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 374)

„Ich hab mir Elektriker ganz anders vorgestellt, man geht in Häuser, aber wir waren immer nur auf Baustellen, Baustellen, Baustellen (...) morgens 7.00 Uhr, keine Fenster (...) das ist kälter, als wenn man draußen steht.“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 299)

„In dem Beruf halt viel mehr (...) Produktion, Produktion, Leistung, Stückzahl, dass das ja eher so der Tagesablauf ist und nicht so, setz dich mal hin, hier hast de ’ne Zeichnung, guck mal, vielleicht kannst du da was besser machen (...). Hab halt das Berufsbild, was ich mir vorgestellt hab, irgendwie darin nicht mehr wiederfinden können (...).“ (Stefan, 27 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 97)

Ein zweiter Typ von Gründen für den Ausbildungsabbruch waren gesundheitliche Gründe:

„(...) nach 5 Monaten Krankheit hab ich die Lehre abgebrochen, hab zu viel verpasst.“ (Lela, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 164)

„Die Dämpfe, die man da einatmet, sind nicht gut für das Kind (damals schwanger, N.K.), und da hab ich aufgehört.“ (Sophie, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 57)

„Ich wollte das nicht mehr machen (...). Ich hatte dann immer Probleme mit dem Rücken, mit den Füßen, wurde operiert an der Hand (...) das war ein Überbein (...). Ich war manchmal so krank, dass ich die Hand nicht mehr bewegen kann, musste ich die erst mal massieren (...).“ (Feridime, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 126)

Weniger häufig werden zu hohe fachliche Anforderungen (im Betrieb oder auch in der Berufsschule) bzw. unzureichende Qualität der Vermittlung von Ausbildungsinhalten als Ursachen des Abbruchs der Ausbildung genannt:

„Aber wo ich mit Ausbildung (Informatiker, N.K.) angefangen habe, haben die mir nach ca. 1 Woche eine Aufgabe gegeben (...) musste ich so'n Buch für Benutzer schreiben und äh, am Anfang war das für mich auch sehr interessant. Dann bin ich irgendwie in 'ne Sackgasse gekommen, ich wusste nicht mehr, was ich machen soll, wie das alles geht. Hab ich meine Kollegen gefragt, die sagten mir: »Ja, das ist deine Aufgabe, wir wissen das auch nicht, wie das funktioniert«, war irgendwie seltsam, und eine Woche hab ich an diesem Programm gesessen (...) saß vorm Monitor und hab so getan, dass ich was tu, aber ich hab überhaupt nichts gemacht, und dann hat mir das wirklich Langeweile gemacht (...) und wenn man nichts versteht, dann hat man auch keinen Spaß daran (...) und da hab ich gesagt, ich will nicht mehr.“ (Vladimir, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 354)

„(...) irgendwann kam ich nicht mehr klar, bin in der Schule abgesackt und da hab ich gekündigt. Ich war auch psychisch, war ich total fertig, ich kam abends heulend nach Hause, weil ich fertig war (...). Irgendwann war der Punkt da, da war ich so fertig, da konnte ich einfach nicht mehr, ich hab auch nicht überlegt, mir erst 'ne neue Stelle zu suchen und dann zu kündigen, ich hab die Kündigung geschrieben und weggeschickt, ich konnt nicht mehr anders.“ (Nina, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 416)

Überraschend selten (überraschend etwa angesichts der Tatsache, dass Verhaltensprobleme häufig als Ursachen für schulisches Scheitern angeführt worden waren) werden Disziplinprobleme bzw. Nichteinhaltungen von Grundregeln des Ausbildungsverhältnisses als Abbruchgründe aufgeführt. Ein Beispiel:

„(...) kam wieder 'ne Phase von mir, wo ich net hingegangen bin, sondern wieder nur saufen, bzw. saufen war eigentlich immer angesagt gewesen.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 19)

Dabei waren die hier untersuchten Jugendlichen, angesichts ihrer meist relativ ungünstigen Bildungsvoraussetzungen, in der Regel darauf angewiesen, zu nehmen, was ihnen angeboten wurde. Dies schloss -zwangsläufig- auch problematische Ausbildungsbetriebe ein:

„Das war 'ne Horrorpraxis. Das war kein Zustand. Ich hab mich gequält ohne Ende (...) hatte unmögliche Arbeitszeiten gehabt (...) meine Freizeit musste ich opfern für diese Praxis, obwohl ich frei hatte, musste ich hingehen (...). Nein, ich hab weder meine Überstunden bezahlt bekommen noch hab ich Urlaub gekriegt, gar nichts (...).“ (Nina, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 416)

Nur ein Jugendlicher berichtet, dass er seine Ausbildung aus finanziellen Gründen abgebrochen hat und stattdessen im selben Betrieb seine Tätigkeit als Ungelernter fortsetzte.

„Warum soll ich noch 3 Jahre warten, bis ich richtig Geld verdiene (...) das war der jugendliche Leichtsinn gewesen (...) ich hab im 1. Lehrjahr hab ich 520 DM verdient, als Hilfsarbeiter 2.500/2.600 DM.“ (Siegfried, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S.11)

Angesichts der hohen Wertschätzung, die fast alle der jungen Erwachsenen für den Abschluss einer Berufsausbildung zeigten, stellte sich die Frage nach den Motiven und der Ernsthaftigkeit, mit der sie dieses Ziel verfolgen wollten. Meist haben die Befragten eine ziemlich genaue Vorstellung davon, bis zu welchem Alter eine Ausbildung für sie noch in Frage kommt. Die in den Äußerungen erkennbare Bereitschaft, auch noch weit jenseits des „normalen“ Ausbildungsalters eine Berufsausbildung zu beginnen, weist darauf, dass durchaus

Anknüpfungspunkte für Angebote einer (abschlussbezogenen) Nachqualifizierung bestehen:

„Weil, ich hab mir ja fest vorgenommen, noch mit meinen 25 Jahren noch 'ne Lehre beispielsweise zu bekommen (...) weil, ich kann mir gut vorstellen, mit 25 kann man noch 'ne Lehre abschließen, da ist man dann 28, det ging noch, det wäre noch in de Grenze, wäre ich 26/27 würde es langsam knapp mit der Zeit, dat is' meine Meinung dazu.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 17)

„(...) ich werde im November 21, ich kenne viele, die sagen: »Ich bin 19, ich bin zu alt, ich kann doch jetzt keine Ausbildung machen.« (...) Aber für mich trifft dies nicht zu, weil, ich finde, heutzutage kommt man ohne Ausbildung nicht weit (...).“ (Despina, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 53)

„Ich sag mal, Ausbildungsstellen, ich werde jetzt 25, da wird wohl nicht mehr viel kommen (...).“ (Udo, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 212)

„(...) aber 'ne Lehre, das wäre 'ne Krönung, weil ich bin bald 22, dann ist der Zug eh abgefahren (...).“ (Michael, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 233)

Dabei sind sich die jungen Erwachsenen durchaus des Problems bewusst, dass dies bedeuten kann, zusammen mit Jüngeren eine Ausbildung absolvieren zu müssen. Es gibt auch Hinweise darauf, dass sie – wie auch potenzielle Ausbilder – sehen, dass größere Altersunterschiede zwischen den Lehrlingen Konfliktstoff bieten.

„(...) bist jetzt 21, fängst 'ne Lehre an, dann kommt da einer, ist 16/17 im 2. Lehrjahr, der hat mehr zu sagen (...) ich mein, wenn'n 17-Jähriger vor dir steht, mer weiß ganz genau, dass man mehr kann als der, der sagt dann: »Du machst das aber so«. (...).“ (Siegfried, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 10)

„(...) dann hat der gesagt: »Ja, Herr XY, sie sind zu alt, Sie können keine Ausbildung machen, Sie sind 23 Jahre alt, wir haben hier zwischen 16/17 Jahre und 20 Jahre, Sie werden 23, das geht nicht, Sie werden nicht mit den Leuten die 17 sind und Sie 23, nicht vertragen«, da hab ich gesehen: »Ach, ich geb's auf.« (...).“ (Inan, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 310)

Angesicht ihres Alters, der schweren Erreichbarkeit eines Ausbildungsplatzes und der Schwierigkeit, per Ausbildungsvergütung den Lebensunterhalt zu sichern, sind Ausbildungsziele aber in vielen Fällen auch aufgegeben worden:

„Man kann doch nicht mit 27/28 Jahren keine Ausbildung machen, wenn man dann keine hat, muss man sich entscheiden, was anderes zu machen, Hilfsarbeiten.“ (Musa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 273)

„Lehre? Heute nicht mehr, ich geh schon auf die 30 zu (...).“ (Farim, 26 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 324)

„Ich such nur 'n Job. Ab diesem Alter hab ich keine Lust mehr, 'ne Ausbildung zu machen. Es ist viel zu viel Zeit. Ich will lieber 'nen Job haben, wo ich halt auch gut Kohle verdiene.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 376)

3.3.2.4 Erfahrungen mit Arbeit

Das in der Untersuchungspopulation vertretene Spektrum von Arbeitsorientierungen ist breit und spiegelt all die Orientierungsvarianten wieder, die wir auch aus Untersuchungen normal in Erwerbsarbeit integrierter junger Leute kennen. Es reicht von sehr konventionellen positiven Orientierungen, nach denen Erwerbsarbeit ein zentrales Lebensziel darstellt, über Positionen, die das inhaltliche Interesse, den Spaß an der Arbeit betonen, bis hin zu dezidiertem Ablehnung.

Für die meisten hat Erwerbsarbeit einen sehr hohen Stellenwert. Ein Leben ohne Erwerbsarbeit erscheint ihnen wenig sinnvoll. Dies wird auch deutlich, wenn von ihnen darauf hingewiesen wird, dass sie ansonsten in dieser Zeit nichts Sinnvolles treiben würden. Der Wert, den Arbeit für die Befragten hat, liegt vor allem in der Selbstbestätigung, die sie vermitteln kann, wobei diese Selbstbestätigung sowohl über die Arbeit an sich wie auch über das damit verdiente Geld erfolgen kann.

„Ja, ohne Arbeit bist du halt nicht gut dabei, is' halt en sehr wichtiger Teil.“ (Ali, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 391)

„Arbeit ist für mich, da bin ich jemand, vom Stellenwert. Zweitens verdien ich was und drittens geht die Zeit vorüber.“ (Serge, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 322)

„Nicht wegen dem Geld (...) wenn man nix tut, da hat man Flausen im Kopf, das Leben ist dann halt nicht befriedigend, ich weiß nicht, ich brauch 'ne Tätigkeit, und überhaupt, es ist gut für die Seele und ist gut für den Körper, überhaupt, man braucht das auch für'n Stellenwert, dann ist man auch jemand, man hat 'ne Beschäftigung (...).“ (Serge, 22 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 325)

„(...) ich wollte immer was erreichen, ich habe Ziele, die kann man nur mit Geld erreichen, ich will eine eigene Wohnung, 'ne gekaufte, ein Haus, den Führerschein.“ (Feridime, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 126)

„(...) Arbeit ist auf jeden Fall wichtig, erstens, um überhaupt leben zu können (...) 2.000 DM im Monate würd mir schon reichen.“ (Farah, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 151)

„Arbeit ist wichtig. Erstens, Geld kommt an erster Stelle, und zweitens, als Zeitvertreib auch. Wochenende weiß ich gar nicht, was ich tun soll (...). Wenn ich arbeiten gehe, ist besser, da verdien ich wenigstens dabei.“ (Goran, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 279)

„Es ist für mich eine Selbstbestätigung, dass ich durch harte Arbeit, durch immenses Sparen mir das verdient habe und das was ich mir verdient habe (...).“ (Özgür, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 263)

Diese konventionell positive Arbeitsorientierung wird auch unter schwierigen Umständen aufrechterhalten, verbunden mit der Hoffnung, in Segmente des Arbeitsmarktes zu gelangen, die befriedigendere Arbeitsbedingungen bieten:

„Wenn man dann in Arbeit drin ist, dann kann man ja auch noch nachträglich noch nachhaken, weil, wenn man gearbeitet hat, kann man fragen: »Wie sieht's denn aus? Kann ich 'ne Lehre machen?« Auf direktem Weg ist nicht immer sinnvoll, grad in meinem Alter. Als Hilfskraft bist du mit einem Bein drinne (...).“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 22)

„(...) hab nix gefunden, da hab ich gedacht, bevor ich zu Hause rumhänge, such ich 'n Job und bewerb mich weiter (...) der Job gefällt mir zwar, aber ich bewerb mich trotzdem noch weiter (...) wo ich jetzt bin, da hab ich für 630 DM angefangen, und dann haben sie mich gefragt, ob ich dann fest arbeiten will (...) das ist Vollzeit, ich verdiene 1.800 und bekomme dann 1.400 DM in die Hand.“ (Despina, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 49)

Der konventionellen Arbeitsorientierung entspricht schließlich auch eine kritische Sicht auf Personen, die ohne Erwerbsarbeit ihren Lebensunterhalt sichern. Arbeit zu finden sei immer möglich. Entsprechend kritisch wird dann auch der Bezug von Sozialhilfe bewertet.

„Wer nichts macht, ist meiner Meinung nach faul, sehr faul, der wird später nie irgendwas erreichen in seinem Leben, der wird immer faul bleiben, wenn man nichts macht.“ (Nina, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 417)

„Es gibt immer Arbeit, 100-pro, man kann immer Arbeit finden, das kann mir keiner erzählen, er findet keine Arbeit. Vielleicht nicht das, was er arbeiten will, aber es gibt andere Arbeit, Leihfirmen stellen immer Leute ein.“ (Aziz, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 290)

„Irgendwie find ich immer Arbeit, ich hab immer zugesehen, dass ich auf jeden Fall was hatte, wenn ich schon kein Geld vom Arbeitsamt gekriegt hab, ich muss ja von irgendwas leben (...).“ (Josefine, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 109)

„Man sollte arbeiten gehen, sonst lernt man nie, Geld verdienen, wenn man immer nur von Sozialhilfe lebt (...) ich weiß nicht, könnt ich nicht.“ (Nina, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 417)

Ebenfalls durchaus konventionell ist der instrumentelle Blick auf Erwerbsarbeit, also auf Arbeit als notwendiges Instrument zum Einkommenserwerb:

„(...) Arbeiten ist für mich nur wichtig, um Geld zu verdienen, ich glaube nicht, dass ich diese Firma mal sehen werde, wo ich mein ganzes Leben arbeiten werde (...).“ (Aziz, 24 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 297)

„Ohne Geld nix los, also, wenn ich keine Arbeit hab, hab ich auch kein Geld, das brauche ich, um machen zu können, was ich will, ich hab dann mehr vom Geld.“ (Hatice, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 170)

Aber auch junge Erwachsene mit schwacher Arbeitsmarktposition wollen, dass Arbeit „Spaß macht“:

„Schon wichtig, eigentlich, wenn's 'ne ordentliche Arbeit ist, wenn sie mir gefällt, also, wenn ich Spaß dran habe, dann ist sie mir schon wichtig und dass man genug Geld verdient.“ (Barbara, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 408)

„Die Arbeit muss dir doch Spaß machen im Endeffekt, was hab ich davon, wenn ich 'ne Arbeit habe, die mir kein Spaß macht. Wie lang soll ich das durchziehen?“ (Ali, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 391)

„Wenn mir eine Arbeit nicht gefällt, warum soll ich die dann machen?“ (Musa, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 272)

Eine Variante des Interesses an einer inhaltlich befriedigenden Arbeit ist der Wunsch, Arbeit auszuführen, die der eigenen Qualifikation und Neigung entspricht:

„Es muss auf jeden Fall zu mir passen und zu der Ausbildung, die ich gemacht habe (...) will auch das machen, was ich gelernt habe, wozu hab ich 3 Jahre in den Sand gesetzt, hab 'ne Lehre gemacht und kann sie jetzt irgendwie nicht benutzen.“ (Tobias, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 192)

„(...) ich hab immer gedacht, das, was ich gelernt hab, das muss ich doch auch anwenden können, sonst gäbe es doch nicht diesen Ausbildungsberuf.“ (Tobias, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 199)

Ein noch weiter gehender (und in der modernen Wissensgesellschaft durchaus zeitgemäßer) Anspruch an Arbeit lautet, dass diese Lernchancen, Chancen der weiteren Qualifikationsentwicklung, eröffnen soll: Diese Befragten bewerten Zukunftsperspektiven, Qualifizierung und Kompetenzentwicklung höher als die reine Entlohnung. In der Regel wird hierfür der Wunsch und der Wille nach Weiterentwicklung und Karriere als Grund genannt.

„(...) was nützt dir das, wenn du immer auf einem selben Level bleibst? Wenn du dich nicht weiterentwickelst? Wenn du dich nicht bildest? Das ist wichtig (...).“ (Ercan, 26 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 384)

„Ich möchte endlich Arbeit finden, bei der ich was lernen kann und auch was nachzuweisen habe.“ (Lisa, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 70)

„Durch Ihre Arbeit entwickeln Sie sich doch selber und ohne Arbeit kein Geld,

und haben Sie Geld, haben Sie auch Ideen, halt so (...).“ (Lela, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 160)

„Ich will einen Arbeitsplatz, damit ich was für die Zukunft habe.“ (Udo, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 205)

„Fürs Weiterkommen. Von irgendwas muss man ja Ahnung haben (...) man muss doch irgendwas können, wir sind doch Männer, wir müssen irgendwas können (...).“ (Ferdinand, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 240)

„Ja, ich bin ehrgeizig, also, ich hab jetzt gesehen, was meine Geschwister und ich so durchgemacht haben mit meinen Eltern, wenig Einkommen und alles, und da hab ich erst mal so auf die deutschen Jugendlichen geguckt, und die haben immer ein Ziel, da dachte ich: »Ja, wenn das die Deutschen machen, warum machen das die Türken nicht?« (...). Da hab ich mir erst mal ein Ziel gesetzt und tu auch was dafür (...). Ich will ’n Job, den ich lange machen kann und der mir nicht auf die Knochen geht (...) und auch ’n Job, wo man sich noch weiter steigern kann.“ (Anan, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 345)

Dem Bild einer von „in den Tag hineinlebenden Randgruppe“ widerspricht auch das wiederholt thematisierte Motiv, durch Erwerbsarbeit soziale Sicherheit zu erreichen, etwa im Hinblick auf Krankenversicherung und Altersversorgung:

„Ich würde gerne arbeiten (...) auch wegen meiner Rente. Ich denke an die Zukunft (...) will eine Sicherheit haben (...).“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 302)

„(...) ich muss ja auch was für meine Rentenkasse zahlen, mer kann ja net jahrelang nur schwarzarbeiten (...) irgendwo muss man sich ja auch, auch wenn es nur ’ne kleine Rente ist, ein bisschen absichern können fürs Alter, weil, wenn ich nix einzahle, dann bin ich hinterher ’n Sozialhilfefall, darauf hab ich auch kein Bock (...) und auch versicherungsmäßig, wenn was passiert, dann bin ich krankenversichert.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 21)

Durchgehend unbefriedigende Arbeitsbedingungen in den ihnen zugänglichen Segmenten des Arbeitsmarktes nennen andere Befragte als Gründe für eine generelle Unlust zur Arbeit:

„Ich hab so viele Jobs gehabt, wo man mich abgezockt hat, entweder ich hab zu wenig Geld gekriegt oder ich hab viel gearbeitet und hab meine Überstunden nicht bezahlt bekommen und all so was, vielleicht liegt es daran, an diesen ersten Eindrücken, dass ich keinen Bock drauf habe zu arbeiten, weil ich sehe, das bringt nichts (...).“ (Aziz, 24 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 297)

„Ja, wenn man arbeiten will (...). Aber ich will nicht für so ’n (Hungerlohn?, N.K.). Ja, ich will nicht, das ist Ausbeuterei, is’ auch so, nur, weil ich keine Ausbildung hab, muss ich ja nicht für 10 DM brutto arbeiten gehen, was bleibt da noch über? Ich hab ’ne Wohnung, ich hab Auto, ich will leben (...).“ (Goran, 24 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 281)

Andere behaupten, dass sie für eine Erwerbsarbeit schlicht nicht motiviert sind, etwa weil die bisherigen Lebensumstände Motivation für Arbeit nicht aufkommen ließen.

„Ich hab irgendwie kein Bock zu arbeiten, das hab ich nicht (...). Kenne ’ne Menge Leute, die auch nicht arbeiten (...). Man kann nichts tun, um mir Arbeit schmackhaft zu machen, dat versuchen schon alle, ich muss aber, ob ich will oder nicht.“ (Kai, 22 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 3, S. 405)

„Die Lust, die fehlt an der Arbeit, das liegt aber daran, wenn man von der Straße kommt, da ist man so verspielt, damit komme ich heute eigentlich noch nicht klar, jetzt hab ich schon ’n bisschen Spaß an der Arbeit (...). Lust hat man

weniger, wenn man von der Straße kommt (...). Ich bin das gewohnt rumzuziehen, ich bleib nirgends lange, wenn ich mir was vornehme, das hält niemals.“ (Susan, 19 Jahre, 1 Kind, schwanger, Prot.-Int. 1, S. 331)

„Ich hab überhaupt keine Lust, irgendwie zu schufteln.“ (Serge, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 314)

Die Einschätzungen der Untersuchungspopulation zu unterschiedlichen Typen von Arbeitsverhältnissen sind weit konventioneller, als es die meist diskontinuierlichen Erwerbs- und Lebensverläufe erwarten lassen. Reguläre Arbeitsverhältnisse werden in der Regel allen anderen Tätigkeitsformen vorgezogen, und zwar z.T. auch dann, wenn – etwa durch den Wechsel von Zeitarbeit in ein reguläres Arbeitsverhältnis – dadurch finanzielle Einbußen hingenommen werden müssen. Begründet wird dies beispielsweise mit dem geringen Status und der schlechten Behandlung der Arbeitskräfte bei Zeitarbeit. Die positive Erwartung an reguläre Erwerbsarbeit lautet, dass diese mit längerfristig gesichertem Einkommen verbunden sei. Angesichts der problematischen Qualität der Zeitarbeitsjobs, die der Untersuchungspopulation zugänglich sind, bedeutete ein Wechsel in „normale“ Arbeitsverhältnisse tatsächlich auch in der Regel eine Status- und Einkommensverbesserung.

„Endlich bin ich weg von Zeitarbeitsfirma (...). Ich verdiene dort (neue Firma, N.K.) mehr (als bei der Zeitarbeitsfirma, N.K.), und (...) man arbeitet sich kaputt, ist ganz schön hart (...). Bei der Zeitarbeitsfirma verdient man weniger und da kann man immer sagen: »Ich weiß nix, ich kann nix«, da kann man sich so zur Seite ziehen, aber hierbei nicht so, da muss man arbeiten, bei der Leihfirma kann man sagen, man hat keine Ahnung, da kann man sich verdrücken, aber hierbei nicht (...).“ (Goran, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 283)

„(...) hab ich mich so erkundigt, ’n paar Firmen abgeklappert so, bin ich bei Firma A steckengeblieben (...) ist ’ne Abbruchfirma, und, ja, da arbeite ich jetzt (...). Ich reiße alles ab, ich brenn ab, ich fahr Bagger, ich mach 10.000 Sachen, ein kleines Multi-Talent, auf jeden Fall (...). Na, so meine 2.200 DM hab ich (...). 17,80 DM verdien ich so (...). Ja, das ist zum ersten Mal gutes Geld, dafür dass ich arbeiten gehe (...).“ (Michael, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 231)

Eine wiederholt berichtete Erfahrung ist die Kündigung von Arbeitsverhältnissen, in die die Befragten große Hoffnungen gesetzt hatten. Die für die Beendigung der Arbeitsverhältnisse genannten Gründe enthalten Hinweise darauf, dass die Beschäftigung in eher labilen Segmenten des Beschäftigungssystems erfolgte: Konkurse, Betriebsschließungen, überraschender Personalabbau und vergleichbare Auslöser für eine Kündigung werden häufig genannt.

„Mein Vertrag wird diesmal nicht verlängert (...) wegen wirtschaftlichen Gründen halt (...).“ (Feridime, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 130)

„(...) 3 Tage bevor der Laden geschlossen hat, hab ich das erfahren, und das auch nur durch einen dummen Zufall (...).“ (Despina, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 52)

„Firma A, da gibt’s nur noch ganz wenig von, die haben sich ja dann auch mit Firma B zusammengesetzt, und da sind viele Filialen auch geschlossen worden, und den jungen Leuten haben sie dann wegen Personalüberschuss gekündigt, so nach dem Motto: »Wenn de jung bist, kriegst du immer eine Arbeit.« (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 112)

„(...) da war ich dann stellvertretende Filialleiterin, 4 Wochen später waren die schon konkurs, da kommen die in den Laden, räumen alles aus, und du weißt erst mal gar nicht, was los ist (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 115)

„(...) bei einer Gartenbaufirma in (...) die haben mir da versprochen, dass sie, das war vor Ostern, da haben sie mir versprochen, dass sie mich nach Ostern einstellen (...). Hab da gearbeitet, es war sehr anstrengend (...) hat aber Spaß gemacht und ich hab gut gearbeitet, aber der Chef war nach 3 Wochen der Meinung, dass sie doch nicht so viel Arbeit hätten, und hat mich wieder rausgeschmissen (...).“ (Joana, 30 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 138)

Zeitarbeit ist allerdings die wichtigste Beschäftigungsform für die Untersuchungspopulation. Häufig suchen sie sich selbst die Beschäftiger, z.T. werden sie auch durch Arbeitsämter in Zeitarbeitsfirmen vermittelt. Die Interviewausagen deuten darauf hin, dass es sich nur selten um „seriöse“ Zeitarbeitsfirmen handelte, mit denen die jungen Leute ihre Erfahrungen machten. Von vielen Befragten wird Zeitarbeit schon deshalb abgelehnt, weil die Entlohnung unter dem für sie akzeptablen Minimum liegt. Viele berichten aber auch, dass sie solche Jobs machen müssen, um über die Runden zu kommen (oder um gegenüber dem Sozialamt Arbeitswilligkeit nachzuweisen).

„Einmal, da wollte mir das Arbeitsamt 'ne Zeitfirma andreh'n, aber die hab ich abgelehnt. Da sollte ich für 10 DM im Lager arbeiten. Der Tarif ist 14/ 16 DM.“ (Lothar, 30 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 252)

„Ich hab mich auch beworben um Arbeit, bei Firma A als Lagerarbeiter, ist so 'ne Leihfirma, und die wollten mir 6,50 DM netto geben, zu wenig, geh ich nicht arbeiten, 6,50 DM netto. 10 DM brutto (...) hab ich mich wieder woanders beworben bei (...) auch 'ne Leihfirma, wollten se mir 12 DM brutto geben, da war ich aber wieder unterm Minimum gewesen, ich brauch auf jeden Fall 10 DM netto, damit ich auf mein Satz komme, 1,400/1.500, dass ich meine Miete bezahlen kann und noch Geld für mich habe (...).“ (Ferdinand, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 246)

„(...) die (Zeitarbeitsfirma, N.K.) woll'n ja von mir den Gesellenbrief haben und dann 15 DM brutto, das ist ja lächerlich.“ (Jürgen, 28 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 80)

„Dann hab ich bei einer Zeitarbeitsfirma gearbeitet, die haben mich auch etwas betrogen (...). Andauernd hab ich zu wenig Geld bekommen, Abrechnungen waren falsch, dann waren auch die Strecken so weit, ich hab kein Fahrgeld bekommen und dann mit Bus und so, ich hab kein Führerschein und dann auch noch Nachtschicht (...) nee.“ (Damian, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 362)

„Muss ich machen, obwohl ich mir damals geschworen habe, dass ich das (Zeitarbeit, N.K.) nicht noch einmal mache, aber bevor ich gar nix habe (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 114)

Neben der schlechten Bezahlung werden auch die schlechten Arbeitsbedingungen für Zeitarbeit und die schlechte Behandlung durch reguläre Mitarbeiter am Arbeitsort thematisiert.

„(...) Zeitarbeitsfirmen? Nein danke, schlechte Erfahrungen, auch wenn Leute sagen, das ist 'n guter Job, ich bin so niedergemacht worden bei der Zeitarbeit (...).“ (Karina, 26 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 91)

„Ich hab bei 'ner Leihfirma gejobbt, das ist ja moderner Sklavenhandel.“ (Michael, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 229)

„(...) die gehen davon aus, dass du sowieso den Job wieder schmeißt, weil sie dich zu Firmen schicken, wo du sowieso nur den Ersatzmann spielst, heute mal da, morgen mal da und irgendwelche Schrottarbeiten (...).“ (Mohamed, 26 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 23f)

Den überwiegend negativen Erfahrungen mit Zeitarbeit stehen aber auch Aussagen gegenüber, dass durch erheblichen Arbeitseinsatz auch eine angemessene Entlohnung erzielt werden kann. Die Arbeitsbedingungen in „seriösen“

Zeitarbeitsfirmen werden positiv kommentiert. Darüber hinaus gibt es die Hoffnung, über Zeitarbeit vielleicht in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen zu werden.

„Wenn ich richtig kloppe, drei Schichten, mal am Wochenende, dann hab ich so 2.600/2.700 netto im Monat, da muss ich aber auch viel für arbeiten (...).“ (Goran, 24 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 282)

„(...) Jetzt hab ich 'ne Leihfirma gefunden, die ist sehr seriös, da hab ich nur Gutes gehört, also das Geld stimmt immer, die Bezahlung ist okay und die gucken auch, dass man net jede Woche woanders arbeitet, sondern dass man auch 'ne Stammfirma hat, wo man eingesetzt wird, und dat ist schon was Vernünftiges. Die zahlen 14 DM die Stunde und 10 DM Verpflegungspauschale, und wenn die Probezeit vorbei ist, gehen se direkt 2 DM höher (...), und so macht die Arbeit auch Spaß.“ (Mohamed, 26 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 23f)

„Leihfirma ist für mich die letzte Chance (zu regulärer Erwerbsarbeit zu kommen, N.K.), für andere vielleicht net, weil, wenn ich mich bei ner Firma selbst vorstellen würde und dann gefragt werde: »Was haben Se denn gemacht?«, und dann da bei der Firma, da bei der Firma, dann war ich da gewesen, ich denk mal die ganzen Zwischenräume, wenn ich 'n Jahr oder so arbeitslos war, das macht ja nicht den besten Eindruck, das macht eher den Eindruck von Unzuverlässigkeit (...).“ (Mohamed, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 31)

Skeptisch äußert sich eine Reihe von Befragten zu Erfahrungen mit Arbeit auf Provisionsbasis. Dabei gibt es hier die überraschende Einsicht, dass vermeintlich qualifikatorisch höchst anspruchsvolle Tätigkeiten wie die Anlageberatung von diesen jungen Leuten ausgeübt wurden:

„Investmentfonds mach ich nicht mehr, hab keine Lust mehr gehabt, ist Scheiße gewesen, jede Firma hat erzählt, das ist der beste, das der beste, jede Woche etwas anderes, die verarschen doch nur, hab mal nachgehakt (...). Ich mag solche Türgeschäfte nicht (...). Ich stand ständig unter Druck von denen, ob ich schon 'n Termin gemacht habe, das kann ich schon gar nicht leiden.“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 317)

„Damals war ich Investmentfondberater, ich fand dieses Wort so schön, als ob ich jemand bin (...). Dann erklärst du erst mal 'ne Stunde, ich schwöre, ich hab einem 5, 6 Mal erklärt, was das ist (...) ich hatte nachher selber keinen Bock mehr drauf (...). Hab ich die Prospekte liegen lassen und bin gegangen (...). Gibt auch nur Geld bei einem Vertrag (...).“ (Ali, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 396)

„Das war auch so 'n Türgeschäft, da musste man so Bauelemente verkaufen (...). Die alten Leute werden voll abgezogen, und die Vertreter machen voll die Provision (...). Darauf hab ich keinen Bock gehabt.“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3)

Viele der befragten Jugendlichen haben wiederholt oder gar regelmäßig Hilfstätigkeiten (geringfügige Beschäftigung, Putzjobs usw.) ausgeübt, entweder mangels anderer Alternativen oder als Ergänzung oder Überbrückung.

„(...) das ist mir erst bewusst geworden, als ich meinen Lebenslauf geschrieben habe (...). Ich seh selber für mich keine Chance, weil, ich hab immer nur Sachen gemacht, die zu kurz waren.(...) Es hat sich schon wieder mein Lebenslauf verlängert (...) hab ich auf dieser Basis Jobs gearbeitet, als Fahrer, jetzt arbeite ich zwar auch immer noch als Fahrer, auch so 630 DM, aber so unbeständig, immer so kleine Sachen, weil gute Arbeit, so 'ne Firma, wo man lange bleiben kann, finde ich einfach nicht, ich mich jetzt überall beworben, aber mein Lebenslauf ist so lang, es wird im jeden Jahr länger und länger (...).“ (Aziz, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 295)

„(...) ist zwar nur ein Aushilfsjob (...) 630 DM (...) aber es ist besser als gar nix (...).“ (Despina, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 52)

„Hab mich damit über Wasser gehalten.“ (Paul, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 340)

„Ja, jede Woche einmal geputzt, hab ich 80 DM verdient (...).“ (Tara, 28 Jahre, 3 Kinder, Prot.-Int. 2, S. 144)

„Dann hab ich 630-Mark-Jobs angenommen, in 'ner Arztpraxis geputzt oder so (...).“ (Karina, 26 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 91)

Andererseits gibt es aber auch Hilfstätigkeiten, die zumindest finanziell mehr bringen als reguläre Beschäftigungsverhältnisse, weil die Bezüge „unter der Hand“ oder durch Trinkgelder aufgebessert wurden.

„(...) seitdem arbeite ich bei Firma A (...). Also, ich verdiene eigentlich auf Papier 630, aber durch die ganzen Montagen und Bonus, Zuschlag und weiß Gott noch, Trinkgeld, krieg ich im Monat 1.200/1.300 DM (...).“ (Özgür, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 262)

„Wir waren dann das ganze Wochenende unterwegs und es war im Computer als 310-Mark-Job angegeben. Verdient habe ich aber sehr viel mehr. Es waren so ca. 1.600/1.800 DM im Monat.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 68)

„(...) ich hab damit sehr gut verdient, ich hab am Abend halt 150 DM Trinkgeld gekriegt, plus Trinkgeld, plus die Flaschen, die ich mit den anderen Frauen auch getrunken hatte (...).“ (Farah, 22 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 152)

Dass die Untersuchungspopulation – trotz ausgeprägter Präferenzen für reguläre, unbefristete, tariflich entlohnte Arbeitsverhältnisse – zu den stabileren Segmenten des Erwerbssystem nur schwer Zugang bekommt, ist oben bereits dargestellt worden. Zu ihren Erfahrungen mit geringfügigen bzw. Aushilfstätigkeiten sind bereits Überschreitungen der Grenze zur Schwarzarbeit benannt worden. Einerseits sind es die Arbeitgeber, die Arbeitsangebote in Form von Schwarzarbeit machen. Andererseits kann Schwarzarbeit für die Beschäftigten selbst nicht nur attraktiv, sondern sogar alternativlos werden, wenn die erzielte Entlohnung nach den gesetzlichen Abzügen unter dem Existenzminimum liegt. Schließlich bietet Schwarzarbeit auch die Möglichkeit, Transferleistungen durch Zusatzeinkünfte aufzubessern, ohne dass eine Anrechnung erfolgt. In diesem komplexen Bedingungsgefüge ist Schwarzarbeit für einige Haupteinnahmequelle, für andere Nebenverdienst.

„Ich wollte was Offizielles. Mein Chef sagte mir: »Du musst erst mal 1 Monat Probezeit hier nehmen. Sagen wir so, erst mal so offiziell umsonst, aber ich geb dir das Geld, aber probier das erst mal aus (...).« Ich hab mal 2 Monate ausprobiert und der Chef sagte mir: »Willst du jetzt anfangen?«, hab ich gesagt: »Ich möchte noch 'n bisschen ausprobieren.«“ (Vladimir, 25 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 353)

„Ich mach so noch nebenbei noch, in 'nem Tanzcafé, so 'ne Art Disko, 'n bisschen nebenbei noch (...). Kommt darauf an, was gebraucht wird, ausschenken, Rausschmeißer, schleppen (...). Ist mal 'n Tag, geh so mit 'm Hunni nach Hause (...).“ (Danny, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 219)

„Ja, dann hab ich schwarzgearbeitet, hab ich im Imbiss gearbeitet, schwarz, als Fahrer, aber war mehr als Fahrer, ich war Mädchen für alles.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 375)

Für viele stellt sich Schwarzarbeit als finanziell so vorteilhaft heraus, dass sie an die Stelle einer regulären Erwerbstätigkeit tritt.

„Ich war in Kaufhäusern etc. tätig und war auch ganz gut (...). Mein Stichwort heißt: »Nur ein Dieb kann einen anderen Dieb packen.« (...). Na ja, ich hab dann mehr gearbeitet (...), 620 hab ich so bekommen und den Rest auf die Hand.

So insgesamt hab ich 3.000 im Monat verdient.“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 297)

„(...) damals hab ich in einer Woche so viel verdient (1.000/1.500 DM) wie jetzt in einem Monat.“ (George, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 43)

„(...) da ich ja handwerklich sehr geschickt bin und auch weitgehend alles kann und da sehr spontan reingerutscht bin, renoviere ich zurzeit Häuser (...) alles privat (...). Alles was ich jetzt zurzeit mache, verdien ich mehr, als wenn ich jetzt in meinem Beruf, jetzt aus meiner jetzigen Situation anfangen würde zu arbeiten, also ich hab jetzt 'nen Stundenlohn von 20 DM mindestens bis, wenn ich auf qm irgendwas mache, hab ich 50/ 60 DM Stundenlohn (...). Hier 'n paar Stündchen, da 'n paar Stündchen.“ (Stefan, 27 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 99)

Die Einstellungen zu Schwarzarbeit sind bei den jungen Erwachsenen relativ zwiespältig. Einerseits stellt Schwarzarbeit für sie Normalität dar, eine für sie zur Existenzsicherung normale, eigentlich quasi legale Tätigkeit. Auch haben sie z.T. zur Kenntnis genommen, dass eine reguläre Beschäftigung nicht länger mit gesicherten Zukunftsperspektiven (Rente) verbunden ist. Andererseits kommt auch der Zeitpunkt, wo für einige Befragte Schwarzarbeit aufgrund der damit verbundenen Risiken auch in Bezug auf die soziale Absicherung nicht mehr in Frage kommt.

„Schwarzarbeit ist für mich legal, das ist nicht so schlimm. Das ist zwar schlimm für die Wirtschaft, aber wenn ich mir so angucke, was mit der Wirtschaft ist (...). Ich hab halt immer ganz oft, ganz lange schwarzgearbeitet, war zwar schnelle Kohle, aber jetzt, das hat sich glaub ich schon gerächt in meinem Lebenslauf, und jetzt mit der Rentenreform, Gott sei Dank, da hab ich nicht so schlecht abgeschnitten, was wollen die mir Rente kürzen, wenn ich keine habe (...).“ (Aziz, Prot.-Int. 3, S. 295)

„Ich hab jetzt eigentlich die Schnauze voll von Schwarzarbeit, ich würde gerne wieder normal arbeiten (...) es ist keine geregelte Arbeitszeit, nicht abgesichert, wenn ich krank bin, kein Urlaub (...).“ (Lela, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 159)

Überraschend häufig haben Befragte Erfahrungen mit Existenzgründungen und Selbstständigkeit. Eine Teilgruppe nennt als Motive für Selbstständigkeit Werte wie Freiheit und Unabhängigkeit. Dafür sind sie bereit, als Selbständige erheblich mehr und härter zu arbeiten als in abhängigen Beschäftigungsverhältnissen. Mit Selbstständigkeit verbinden sie auch die Vorstellung von finanziellem Erfolg und gesellschaftlichem Ansehen. Auffällig ist dabei, dass für viele die unternehmerische Tätigkeit an sich attraktiv ist und es weniger wichtig ist, in welchem Bereich sie ausgeübt wird.

„Selbstständigkeit hat viele Vorteile, da ist man frei, da ist man der eigene Chef, kann mir niemand was vorschreiben und ich verdien viel, viel, viel Geld (...) wegen dem Geld, weil, die meisten Freunde von mir sind alles solche Leute, die entweder selbstständig sind oder gut Geld verdienen.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 377)

„Ich bin so einer, ich wollte schon immer mein eigener Herr sein, wollte schon immer irgendwas alleine aufmachen, mir fällt es sehr schwer, Befehle entgegenzunehmen, fällt mir total schwer, das kann ich nicht ab, da muss ich immer die Zähne zusammenbeißen, darum will ich mein eigener Herr sein, ich will nur irgendwie viel Geld verdienen, viel Geld und dann irgendwas aufmachen (...).“ (Erwin, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 338)

„Ja, dann hab ich Ende Oktober 'ne Werbeagentur aufgemacht, echt, ich hatte 'ne Werbeagentur über Hotelwerbung aufgemacht, mit meinem Bruder und meinem Freund zusammen (...). Drei Autos hatten wir am Laufen, finanziert hat das Papa (...) hat auch alles schön gelaufen.“ (Ali, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 393)

„(...) 16 Stunden am Tag zu arbeiten, die Zeit geht viel besser rum, als wenn ich jetzt 8 Stunden für ein Arbeitgeber arbeiten würde, das ist nun mal Tatsache, ich bin so, das ist meine Einstellung, da kommen mir die 8 Stunden vor wie 80 Jahre, und so hab ich Spaß daran, bin zwar gebunden, aber es macht mir Spaß (...) Im Moment dreht sich alles um Arbeit, das ist das A und O.“ (Farim, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 327)

„Als Unternehmer ist mir wurscht, was ich mache. Hauptsache ich bin erfolgreich, dann bleib ich auch bei der Sache, dann wechsel ich auch nicht, da spring ich nicht von Ast zu Ast.“ (Farim, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 322)

In einer Reihe Fällen berichten die Befragten über detaillierte und sorgfältig durchdachte Geschäftsideen, die durchaus grundlegende Elemente von regelrechten Businessplänen enthalten. Auffallend ist, dass Schwierigkeiten in der Regel im Zusammenhang mit Behörden und Ämtern bzw. deren Genehmigungs- und Überwachungspraktiken thematisiert werden. Probleme der Geldbeschaffung stehen eher im Hintergrund.

„(Der) Dönerladen hatte sich ziemlich in die Ferne gezogen (...) und Kneipe wollte ich eigentlich schon immer machen (...). Ja, meine Eltern haben mir, wie gesagt, Geld ausgeliehen, um die 10.000 DM, dann hab ich mir selber noch was vom Automatenaufsteller, vom Zigarettenaufsteller, kann man sich ja auch, wenn man weiß, wie und wo, und solche Sachen halt, ich denke mal so um die 16.000/17.000 DM sind weggegangen (...). Ich bin direkt zur Brauerei, das is' ja deren Objekt, deswegen bin ich ja auch an die gebunden, aber dafür krieg ich die Kneipe umsonst, brauch keinen Abstand zu zahlen.“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 327)

„Wie ich noch arbeiten war, hab ich schon einen Laden aufgemacht, weil ich wusste, dass das alles nichts Dauerhaftes wird (...) und Sachen verkauft, die ich billig irgendwoher hatte, aber keine geklauten Sachen, das kann man in einem Laden nicht machen (...). Da ging's anders (...) Ladenmiete und den Laden voll kriegen, ich hatte ja meistens keine Zeit gehabt, musste andere Leute dafür anleiten (...). Der war billig, für den hab ich 600 DM gezahlt, nur das Finanzamt und der Steuerberater und all die Sachen, die sind teuer (...) ich such jetzt 'ne Halle, 'ne ganz große Halle, 300, 400 qm halt, und ich will jetzt halt mit Möbel und Elektronik, so Herd, Küche, gebraucht und neu, und der Laden, den ich hatte, der war nur Elektronikladen, Videorecorder, Fernseher, jetzt will ich komplett und viele Sache machen, ja, ich hab jetzt auch Kontakt nach Spanien, ich war öfter in Spanien, und dann seh ich mir das mal da an, drüben (...). Ich verkaufe jetzt auch in Spanien, Autos und Elektro, ich besorg jetzt einen LKW, einen 7-Tonner, ja und jetzt die Halle und dann noch ein paar Leute, die helfen, und dann ziehen wir das durch, mal gucken, das geht schon alles, also, ich will alles richtig machen (...) wie jetzt, ist 'ne Bestellung von 4 Autos gekommen (...) und solche Sachen, und ich such dann hier billig, im Internet oder in der Zeitung, such es, kauf es und fahr es da runter (...). Ja klar, ich verkaufe es teurer, also mach ich ein Beispiel: Ich kaufe einen Golf 4 für 20.000/21.000 DM und verkaufe es dort für 28.000 (...). Also, wenn ich jetzt 3, 4 Autos hab, dann stelle ich Leute ein, also ich bin dann dabei und zwei andere (...) 1.200 km, da braucht man schon 13, 14 Stunden (...) die Leute, die das Auto fahren, kriegen 500 DM bis dahin, 1 Nacht Hotel und kriegen ein Flugticket (...). Also 800 DM kostet mich pro Auto, was ich da runter fahre, ja, jetzt haben wir sowieso, wenn das mehr Autos sind, dann werden wir uns ein LKW vielleicht kaufen, vielleicht mieten, dann kostet uns so ein Auto billiger als die Leute (...).“ (Inan, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 307–308)

„Vor 3 Monaten bin ich auf die Idee gekommen, selbstständig zu machen (...) im Moment sammel ich einfach nur erst mal Informationen, das hab ich schon gemacht. Ich hab jetzt alle Informationen, was man alles braucht am Anfang, und dann hab ich schon 'n paar Jahre einen Freund, der ist Makler, der sucht jetzt für mich eine Bank, wo man am einfachsten einen Kredit kriegen kann (...) und dann schauen wir uns auch Räume an.“ (Vladimir, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 354)

„Wir wollen uns demnächst selbstständig machen als mobiler Pflegedienst (...). Ich mach mit 'm Kollegen Essen und so was (...) ganz konkret, wir wollen uns jetzt mal kundig machen beim Gewerbeamte, beim Arbeitsamt, da gibt es doch Förderungen zur Existenz (...). Wenn es klappt, so 'n paar Leasingautos nehmen (...). Alleine kannst du so was nix reißen und wenn de so wie ich Schulden hast (...).“ (Michael, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 236)

Wie die jungen Leute berichten, scheitert die Realisierung von Unternehmenskonzepten in erster Linie an Problemen im Umgang mit kommerziellen Auftrag- oder Franchisegebern und Behörden, insbesondere dem Finanzamt. Deutlich wird auch, dass der Sprung von der unternehmerischen Nebentätigkeit, die in der Freizeit erfolgt, zum voll professionellen Unternehmer weniger die Risikobereitschaft als bestimmte fachliche Voraussetzungen der beteiligten Personen überfordert. So berichtet ein Befragter, dass er zwar ein „Handelstalent“ sei, aber mit dem verdienten Geld nicht wirtschaften und so auch nicht investieren könne.

„Da wollte ich mich selbstständig machen mit dem Paketservice, mit meinem Freund, da haben wir alles gemacht, wir haben die Halle gefunden, wir haben die Arbeiter gefunden, wir haben alles gemacht (...). Er brauchte noch einen Partner, hab ich gesagt, ich mach das auf jeden Fall (...). Ich hab ihm erzählt, dass ich unbedingt selbstständig werden will, da hat er mir angeboten halt, mach mit (...). Da hab'n die (Konzern, N.K.) gesagt, als Ausländer ist die Vertrauensfrage gestellt (...). Vielleicht hat er mich auch verarscht, ich weiß es nicht (...). War 'ne große Enttäuschung für mich, is' klar. Sehr große Enttäuschung.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 374)

„Jetzt machen wir wieder Autopflegedienst, wir haben jetzt Kontakt mit den Firmen in der Umgebung (...). Haben Probleme mit den Firmen, haben auch 'n bisschen Probleme mit dem Finanzamt (...). Wir hatten ja Gewerbe, wir sind ja keine Schwarzarbeiter, ich sag mal, weil wir nicht so viele Ausgaben haben als Aufbereiter, was haben wir für Ausgaben – Wasser, Strom und Reinigungsmittel, wir sind ja kein Großbetrieb (...).“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 318)

„(...) hab viel mit 'm Kollegen zusammengesessen und das kam dann ganz spontan, dass wir angefangen haben, Boxen zu bauen. Also der ist Elektrotechniker und hat sich früher schon mit Musik- und HiFi-Anlagen beschäftigt und hat dazu aber nicht so ganz die Fähigkeiten, das umzusetzen, also, die vernünftig zu verpacken, Gehäuse zu bauen und so, und es fing eigentlich so an, dass ich mal für Freunde paar Gehäuse gebaut habe, dann hab ich mir auch 'n paar gebaut, wir hatten 'ne gute Quelle gehabt, wo wir günstig das Material kriegten, das hat sich so eingependelt, und da haben wir so gedacht: »He, ist vielleicht 'ne Marktlücke noch so.« (...). Mein Kollege war derjenige, der eher davon abgesprungen ist, so irgendwie sich nie klar dazu geäußert hat, ob wir jetzt wirklich den Schritt machen, Förderung beantragen, hin und her, und ja, das verlief sich fast so 'n bisschen, und dann haben wir halt 'n Auftrag gehabt, ne große BA zu bauen, also 'n richtiges Beschallungssystem, 10.000 DM, 8 Boxen waren das, richtig große Dinger, mit Lackierung und alles, und die haben wir gebaut und in der Zeit hat sich das so rauskristallisiert, dass er aber für 'ne Firma nicht geeignet war oder aber

auch kein Bock hat und das alles nicht geregelt kriegt, sondern das nur so nebenbei machen wollte (...).“ (Stefan, 28 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 102f)

„Für mich hab‘ ich ja schon immer verrückte Kostüme genäht, da wäre so mancher Kostümverleih neidisch. Später hab ich auch Aufträge von Freunden angenommen. Da ist mir die Idee gekommen, mich selbstständig zu machen. Ich hab Werbung gemacht, um das nötige Geld über Aufträge zu bekommen. Aber das ist so ‘ne eingeschränkte Szene, wo so was ankommt (...) dass es sich nicht lohnt, sich selbstständig zu machen. Das ist mit so hohen Kosten verbunden, dass man damit baden geht (...). Da hab ich die Selbstständigkeit wieder verworfen (...) da ich mich auch nicht in die Hände eines Kredithais begeben wollte.“ (Joana, 28 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 134)

Zum Teil gibt es gleitende Übergänge zwischen unternehmerischen und kriminellen Tätigkeiten. Es wird darauf verwiesen, dass auch illegale Geschäfte erheblich mehr Zeit und unternehmerisches Engagement erfordern als eine reguläre Beschäftigung.

„Ich war ja nie jemand, der Millionen verdient, aber es wird immer schwieriger, ich gehe immer mehr in illegale Sachen rein (...). Warum? Weil es keine Geschäfte mehr gibt, wo man etwas legal kaufen kann (...) man kauft dann nur noch geklaute Sachen (...).“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 301)

„Mit Hehlerei, mit geklauten Sachen kann man locker, wenn man wenige Sachen verkauft, gute 3- bis 4-mal im Monat, 12.000 DM (...) ehrlich, man verdient sehr viel Geld dadurch. Ich hab Hosen verkauft, hier, die da, das sind Levi’s-Hosen, hab ich eingekauft. Für ‘ne Hose hab ich 20 DM bezahlt und plus 10 DM pro Hose Zoll. T-Shirts hab ich geholt, das alles für 3.000 oder 2.000 DM, hab ich bestimmt gegeben (...) hab ich die verkauft, so 2 Monate oder so hat das schon gedauert. Ne Hose für 60/70/80 DM verkauft, manchmal auch verschenkt.“ (Aziz, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 289)

„Wenn es richtig gut gelaufen ist, hatte ich 5.000 DM verdient (...) hab ich wegen Geld gemacht (...). Abenteuer ist das nur das erste, zweite, dritte Mal, danach ist es nur noch das Geld.“ (Siegfried, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 11)

Entsprechend einer Betrachtungsweise, nach der illegale Aktivitäten eben eine Form von Arbeit unter anderen ist, besteht bei den betreffenden Befragten nur ein geringes subjektives Unrechtsbewusstsein. Allerdings, dass mit diesen Aktivitäten auch Risiken verbunden sind, ist den Befragten bewusst. Absicherungsstrategien sind z. B. legale Jobs, um notfalls auch ein legales Einkommen nachweisen zu können. Insofern werden explizit Verbindungen zwischen legalen und illegalen Aktivitäten hergestellt. Man fährt doppelgleisig.

„Momentan ist es sehr schwer zu überleben (...). Man muss wenigstens ein sicheres Einkommen im Monat haben (...). Außerdem braucht man eine Sicherheit, wenn man verpetzt wird, kann man so nachweisen, dass man sich die Dinge kaufen kann (...). Geschäfte mache ich immer nebenbei (...) die Leute kommen auch jetzt und verkaufen mir was, jeder, der mich kennt, kommt zum Job (...).“ (Inan, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 301)

Die befragten jungen Erwachsenen schildern eindrücklich, welches Einkommenspotenzial bei illegalen und kriminellen Aktivitäten besteht. Deutlich wird dabei, dass hier in der Regel eine „unternehmerische“ Grundeinstellung vorliegt; häufig auch eine ausgeprägt spekulative. Ob gesellschaftliche Normen, Angst vor Sanktionen oder die „unternehmerischen“ Anforderungen die Ursache dafür sind, dass vergleichsweise wenige Jugendliche eine solche Karriere einschlagen bzw. diese auch wieder abbrechen, konnte im Rahmen dieser Untersuchung nicht geklärt werden.

3.3.2.5 Arbeit und Einkommen

Aus den Antworten der jungen Erwachsenen geht hervor, dass sie über Arbeits-einkommen in sehr unterschiedlicher Höhe verfügen. Soweit es sich um (subjektiv) höhere Einkommen handelt, gibt es sowohl Beispiele leicht verdienten Geldes als auch einer gute Entlohnung für harte Arbeit. Höhere Einkommen werden schließlich auch durch die Kombination von Transferleistungen mit Schwarzarbeit und durch illegale Geschäfte erzielt:

„Ich brauchte nix zu machen und hatte schon meine 1.800 DM. (Fixum Versicherungsvertreter, N.K.)“ (Farim, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 321)

„(...) ich bin da angestellt, ja, das ist erst einmal ein Jahresvertrag (...). Das ist bis jetzt das Beste, was ich erwischt hab, zahlen gut (...). Also, im Durchschnitt verdien ich so knappe 3.500/3.600 DM (...).“ (Tobias, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 198)

„(...) als Bestatter (...). Zwischen 2.400 und 2.500 als Anfänger, netto (...).“ (Senad, 27 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 76)

„Wir waren dann das ganze Wochenende unterwegs und es war im Computer als 310-Mark-Job angegeben. Verdient habe ich aber sehr viel mehr. Es waren so ca. 1.600 bis 1.800 DM im Monat.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 68)

„Ich will mal sagen, wir hatten einen guten Lebensstil, d.h., wir hatten genug zu essen, wenn wir Kleidung gesehen haben, die uns gefallen hat, konnten wir uns die kaufen. In der Woche haben wir so ca. 1000 DM verdient (durch den Verkauf von Drogen, N.K.). Das ist 'ne Menge Geld.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 66)

„Mit Hehlerei, mit geklauten Sachen kann man locker, wenn man wenige Sachen verkauft, gute 3- bis 4-mal im Monat, 12.000 DM (...), ehrlich, man verdient sehr viel Geld dadurch.“ (Aziz, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 289)

Normal in der Untersuchungspopulation sind allerdings sowohl subjektiv wie objektiv geringe Arbeitseinkommen, z.T. trotz relativ harter Arbeit:

„(...) im Einzelhandel stehst du da von morgens bis abends rum und gehst mit 2.200 netto nach Hause (...).“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 113)

„Ich bin jetzt in einem Markt, also türkischer Markt, bin jetzt am Arbeiten in einem türkischen Laden (...). Bekomme da so um die 1.500, da verdien ich nicht mehr als bei der Zeitarbeitsfirma (...).“ (Hatice, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 168)

„(...) als Möbeltransporteur, aber 1.500 DM (...) das mach ich nicht mehr, das hab ich früher mal gemacht, aber 1.500 DM? Das lohnt sich nicht, Sie arbeiten sich kaputt (...) für 1.500 DM lohnt sich das nicht.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 376)

„Bei Zeitarbeit (...) 9,25 brutto (...) vier Wochen in Lager gearbeitet, Kaffee gepackt, jetzt in Bäckerei Brötchen backen, okay. ist das nicht schwere Arbeit, aber trotzdem ist wenig Geld; wenn ich alleine lebe, schaff ich so nicht, 1.200/1.300 mehr nicht, aber ist egal, Hauptsache ich komme durch (...).“ (Gracia, 30 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 178)

„Der Chef hat gesagt, ich kriege erst mal 14 DM und wenn ich nach 'n paar Wochen eingearbeitet bin, kriege ich ein paar Mark mehr, das hat er allerdings nicht gemacht (...).“ (Joana, 30 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 139)

Wird das eigene Einkommen von den befragten Jugendlichen im Zusammenhang mit den Kosten ihres Lebensunterhalts thematisiert, fällt auf, dass in der Regel der Lebensstandard dem Einkommen angepasst wird. Reicht dann das reguläre Einkommen nicht, so werden zunächst zusätzliche Verdienstmöglichkeiten (auch Schwarzarbeit) in Anspruch genommen. Andere

Befragte machen deutlich, dass sie nicht bereit sind, für einen „Hungerlohn“ zu arbeiten. Sie haben vergleichsweise realistische Vorstellungen darüber, was für sie ein angemessenes Einkommen ist und was nicht.

„Jetzt verdiene ich ja nur 570 (Ausbildungsvergütung, N.K.) (...). Ich komme jetzt auch so gerade klar, natürlich hab ich kein Auto, das könnte ich jetzt gar net finanzieren (...).“ (George, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 40)

„(...) wo ich jetzt bin, da hab ich für 630 DM angefangen und dann haben die mich gefragt, ob ich dann fest arbeiten will (...) das ist Vollzeit, ich verdiene 1.800 und bekomme dann 1.400 DM in die Hand (netto, N.K.). Momentan komme ich gut damit aus, weil ich zu Hause wohne.“ (Despina, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 49)

„(...) also, 2.000 DM muss man schon haben, drunter geht's eigentlich nicht mehr (...).“ (Senad, 27 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 76)

„Wenn du arbeiten gehen willst, dann muss auch am Monatsende was rauskommen (...) dann musst du hier 'ne Rechnung bezahlen, dort Schulden abbezahlen, willst ja auch mal was kaufen, vielleicht mal weggehen, das sind dann auch Sachen, die dazugehören. Bei den 2.200 DM, die ich jetzt kriegen, lässt sich das machen.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 24)

3.3.3 Zusammenfassung

Im Vorangegangenen wurde der Weg in das Erwerbsleben, den die jungen Erwachsenen durchlaufen haben, nachgezeichnet und aufgezeigt, welche Schwierigkeiten dabei von ihnen zu bewältigen sind, wie sie mit diesen Schwierigkeiten umgehen und ob sie gegebenenfalls neue oder andere Wege einschlagen, um sich eine berufliche Zukunft zu sichern. Nach Ansicht der Expertinnen und Experten sind die größte Hürde dabei die jungen Erwachsenen selbst: „Diffus“ und „utopisch“, so lauten die Schlagworte, die ihrer Meinung nach die berufliche Lebensplanung der Befragten am besten beschreiben. Sie stellen fest, dass sich die Kenntnis der jungen Erwachsenen über Ausbildungsmöglichkeiten häufig auf die Berufsbezeichnungen beschränkt. Dabei müssen sich die jungen Erwachsenen meist ohne fremde Hilfe die notwendigen Informationen über Ausbildung und berufliche Möglichkeiten beschaffen, ebenso über Verdienstmöglichkeiten, die für die Jugendlichen ein wichtiges Entscheidungskriterium bei der Berufswahl darstellen. Die Expertinnen und Experten ziehen den Schluss, dass es den jungen Erwachsenen aufgrund dieser Ausgangslage schwer fällt, längerfristig zu denken und zu planen.

Die Erfahrungen der Expertinnen und Experten zeigen, dass – sofern bei den Jugendlichen überhaupt Vorstellungen über eine berufliche Integration bestehen – diese geschlechtsspezifisch geprägt sind. Mädchen und junge Frauen schrecken z. B. eher als die jungen Männer vor dem mühsamen Weg der Verwirklichung von beruflichen Plänen zurück. Der Zukunftsplanung liegt bei den jungen Frauen insgesamt auch ein höheres Sicherheitsdenken zugrunde; vor allem Mädchen und junge Frauen, die über keinen oder nur einen niedrigen Schulabschluss verfügen, stehen ihren Möglichkeiten, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren, skeptisch gegenüber und sehen deshalb in der Gründung einer Familie ihre Lebensperspektive. Bei diesen jungen Frauen können die Expertinnen und Experten ein Job-orientiertes Verhalten beobachten. Es fanden sich aber auch Hinweise, dass andere Mädchen und junge Frauen eher in Richtung Ausbildung orientiert sind und Sicherheit über einen Beruf erlangen wollen. Junge Männer dagegen haben bei ihrer Zukunftsplanung vor allem die

Einkommensmaximierung im Hinterkopf. Dies führt z. B. dazu, dass sie eine Hilfsarbeitertätigkeit mit höheren Einkommensmöglichkeiten einer Ausbildung mit niedriger bzw. geringerer Vergütung vorziehen.

Die Expertinnen und Experten kritisieren die für sie schwer nachvollziehbaren Einstellungskriterien der Betriebe. Junge Erwachsene – deutscher, vor allem aber nichtdeutscher Herkunft – mit guten schulischen Voraussetzungen und einer guten Bewerbung werden von potenziellen Arbeitgebern gar nicht erst zu Vorstellungsgesprächen eingeladen und können so auch nicht durch ihre Fähigkeiten überzeugen. Dies habe eine demotivierende Wirkung auf die jungen Erwachsenen. Für junge Erwachsene nichtdeutscher Herkunft, die in der Regel über bessere Schulabschlüsse verfügen als die deutschen, hat dies weit reichende Konsequenzen: Hier konnten die Expertinnen und Experten beobachten, dass eine Ausbildung von den Jugendlichen nicht mehr in Erwägung gezogen wird und sie stattdessen auf Ungelerntentätigkeiten ausweichen bzw. von vornherein auf eine berufliche Tätigkeit abzielen, für die sie schulisch überqualifiziert sind.

Die Äußerungen der befragten jungen Erwachsenen hinsichtlich ihrer Berufsorientierung bestätigen z.T. die Aussagen der Expertinnen und Experten: Sie wissen meist nicht, welcher Beruf ihren Interessen, Fähigkeiten und Neigungen entspricht und wie sie einen entsprechenden Entscheidungsprozess in Gang setzen können. Sie äußern in diesem Zusammenhang den Wunsch nach professioneller Unterstützung sowie Kritik an Arbeitsamt und Berufsberatern. Dass die große Mehrheit der Befragten keinen konkreten Ausbildungswunsch benennen kann, hat Auswirkungen auf ihr Bewerbungsverhalten und die damit verbundenen Bewerbungserfahrungen: Möglichst viele Bewerbungen auf unterschiedliche Stellen zu verschicken, stellt sich für sie als Erfolg versprechende Bewerbungsstrategie dar. Nur einzelne junge Erwachsene, können einen konkreten Ausbildungswunsch benennen, allerdings bewerben Sie sich nur diesem Wunsch entsprechend, dies birgt die Gefahr, dass sie –im Kampf um die wenigen freien- Ausbildungsstellen leer ausgehen und somit ein weiteres Jahr (bis zum nächsten Bewerbungszeitpunkt) ohne berufliche Ausbildung dastehen. Es fanden sich jedoch auch Hinweise, dass Bewerbungen nur halbherzig und nicht mit der notwendigen Ernsthaftigkeit angegangen wurden: Teilweise wurden Bewerbungen zu spät eingereicht und bei Einstellungstests bewusst Fehler produziert, um nicht angenommen zu werden.

Hinsichtlich der Einstellungskriterien der Betriebe fanden sich in den Aussagen der jungen Erwachsenen zahlreiche Hinweise darauf, dass an der Angemessenheit der Auswahlverfahren gezweifelt wird. In der Wahrnehmung der jungen Erwachsenen scheint in den meisten Fällen der Zufall Pate zu stehen und darüber zu entscheiden, ob die jungen Frauen und Männer eine Ausbildungs- bzw. Arbeitsstelle bekommen oder nicht. Viele der jungen Erwachsenen brechen dann ihr Ausbildungsverhältnis in dem Moment wieder ab, in dem sie erkennen, dass die Ausbildungsbedingungen und der angestrebte Beruf nicht ihren Vorstellungen und Idealen entspricht.

Im Zusammenhang mit der Orientierungs- und Hilflosigkeit der Zielgruppe stellen die Expertinnen und Experten heraus, dass die Lebensläufe der jungen Frauen und Männer auf Maßnahmekarrieren verweisen, wobei die Maßnahmen nicht nur die berufliche Integration betreffen. Junge Frauen und Männer, die ihre Kindheit in einem Heim verbringen mussten, haben auch Maßnahmen zur Stabilisierung der persönlichen Lebensverhältnisse durchlaufen. Darüber hinaus ist sozialpädagogische Betreuung in diesem Sinne auch

Bestandteil von (Qualifizierungs-)Maßnahmen, in deren Zentrum die berufliche Integration bzw. die Vorbereitung und Qualifizierung für den Arbeitsmarkt steht. Die Expertinnen und Experten beurteilen die Maßnahmen hinsichtlich deren Wirksamkeit für die berufliche Integration ihrer Zielgruppe äußerst skeptisch. Sie vermissen eine differenzierte Auseinandersetzung der Maßnahmenanbieter mit der Ausgestaltung der Maßnahmen. Es sollte zunächst darum gehen, realistische Erfolgserwartungen bzw. Anforderungen an die Maßnahmen zu stellen und sich primär auf die Lebensumstände und Motivation der jungen Erwachsenen zu konzentrieren. Die Expertinnen und Experten betonen, dass andernfalls Frustrationen bei den jungen Menschen hervorgerufen werden, die zum Abbruch der Maßnahme führen. Gerade die Frustrationstoleranz scheint bei den jungen Erwachsenen im Laufe der – arbeitslosen – Zeit stark in Mitleidenschaft gezogen zu werden: Geringste Misserfolgslebnisse im berufspraktischen Einsatz wie auch Kritik führen unvermittelt zum Abbruch. In diesem Zusammenhang betonen die Expertinnen und Experten ausdrücklich, dass dem Abbruch einer Maßnahme zuvorgekommen werden könnte, wenn die Jugendlichen deutlicher ihren Fähigkeiten und Interessen entsprechend den einzelnen Maßnahmen zugeordnet würden. Hier besteht nach Meinung der Expertinnen und Experten Handlungs- und Verbesserungsbedarf. Finanzielle Anreize werden von den Expertinnen und Experten als wichtiger Motivations- bzw. Demotivationsfaktor bewertet. Problematisch sind Maßnahmen, deren Vergütung höher als eine Ausbildungsvergütung ausfällt, und es aus diesem Grunde nicht gelingt, die jungen Erwachsenen für die Aufnahme einer Ausbildung zu bewegen, da dies für sie einen Einkommensverlust bedeuten würde. Andererseits benennen die Expertinnen und Experten Maßnahmen, bei denen die Bezüge unter dem Niveau des elterlichen Taschengeldes liegen und damit einen Maßnahmebeginn verhindern, auch wenn dies zur beruflichen Integration der Betroffenen beitragen würde.

Die befragten jungen Erwachsenen stellen vor allem die Verwertbarkeit der von ihnen besuchten Maßnahme(n) in Frage. Die zentrale Rolle spielt dabei die Erwartung, anschließend von einem Betrieb übernommen zu werden, vor allem dann, wenn sie ein erfolgreiches Betriebspraktikum absolviert haben. Die Aussagen der jungen Menschen machen deutlich, dass der Erfolg einer Maßnahme überwiegend unter dem Aspekt einer Anschlussperspektive bewertet wird.

Einige Befragte verbinden mit der Maßnahme überhaupt keine Erwartungen im Hinblick auf berufliche Integrationschancen, sie nehmen ausschließlich aus finanziellen Gründen daran teil. Jedoch machen die Aussagen der Befragten eines deutlich: Egal, ob die Teilnahme an einer Maßnahme gewollt oder erzwungen war, sie wird abgebrochen, wenn die Erwartungen der Befragten nicht erfüllt werden oder ihnen die zu verrichtende Arbeit keinen Spaß (mehr) macht.

Unzufriedenheit und unerfüllte Erwartungen sind auch die Hauptgründe für den Abbruch einer Lehre. Auch hier zeigt sich, dass häufig bei kleinen Misserfolgen und Schwierigkeiten die Flinte ins Korn geworfen wird, wobei die Expertinnen und Experten betonen, dass die Schwierigkeiten vorwiegend in den Berufsschulen auftreten, da die jungen Erwachsenen mit der Aneignung der berufstheoretischen Lerninhalte überfordert sind. Eine Überforderung in der Berufsschule wird allerdings von keinem der befragten jungen Erwachsenen als Grund für den Abbruch einer Lehre angegeben. Gesundheitliche

Probleme, Ausbeutung, Überforderung im praktischen Bereich und unerfüllte Erwartungen sind aus ihrer Sicht die Hauptgründe für den Abbruch einer Lehre.

Bemerkenswert erscheint, dass Anstrengungen, einen Ausbildungsplatz zu finden, von den jungen Erwachsenen nur bis zu einem bestimmten Lebensalter unternommen werden. Es finden sich Hinweise darauf, dass sie eine „Ausbildungssperre“ internalisiert haben, die sich vor allem dadurch begründet, dass es unmöglich für sie erscheint, zusammen mit jüngeren Auszubildenden zu lernen und gegebenenfalls von ihnen Anweisungen entgegennehmen zu müssen.

Sofern es nicht gelingt, junge Erwachsene durch die Teilnahme an einer Maßnahme für den Arbeitsmarkt zu qualifizieren bzw. es ihnen nicht gelingt, sich durch eine Ausbildung auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren, weichen sie auf Ungelerntentätigkeiten aus. Die Expertinnen und Experten betonen, dass entsprechende Stellen in den letzten Jahren wegrationalisiert wurden und die Anforderungen für die verbliebenen Hilfstätigkeiten stetig steigen. Dies hat zur Folge, dass eine derartige Erwerbsmöglichkeit – insbesondere für junge Erwachsene ohne schulische Qualifikation – zunehmend erschwert wird.

Im Zentrum der Auseinandersetzung mit den beruflichen Möglichkeiten der jungen Erwachsenen steht die Erwerbstätigkeit im Rahmen von Zeitarbeit. Die Expertinnen und Experten weisen darauf hin, dass Zeitarbeit bereits jetzt schon für eine Vielzahl von jungen Menschen die einzige Beschäftigungschance sei, trotz problematischer Arbeitsbedingungen.

Die Arbeitserfahrungen der befragten jungen Erwachsenen gestalten sich vielschichtig und differenziert: Zunächst bleibt festzuhalten, dass die große Mehrheit der Befragten ein festes Arbeitsverhältnis allen anderen Tätigkeiten vorzieht, auch wenn dies zu Einkommensverlusten (etwa gegenüber Schwarzarbeit) führt. Reguläre Arbeit wird mit geregelten Arbeitszeiten und einem regelmäßigen und sicheren Einkommen gleichgesetzt.

Dies heißt im Umkehrschluss jedoch nicht, dass die jungen Erwachsenen bereit sind, unter allen Umständen an regulärer Arbeit festzuhalten. Dies wird vor allem im Zusammenhang mit Zeitarbeit deutlich. Zeitarbeit wird von vielen kategorisch abgelehnt, vor allem weil die Entlohnung für die Arbeit unter dem für sie akzeptablen Minimum liegt. Diejenigen jungen Erwachsenen, die zur Sicherung ihres Lebensunterhalts gezwungen waren, auf Zeitarbeit zurückzugreifen, berichten von problematischen Arbeitsbedingungen und schlechter Behandlung durch die festen Mitarbeiter. Gemeinsamer Tenor aller Aussagen zur Zeitarbeit ist das Thema Ausbeutung und Missachtung.

Misserfolgserlebnisse auf dem Arbeitsmarkt sind bei einigen Auslöser für eine Existenzgründung bzw. den Versuch dazu. Allen betreffenden Befragten gemeinsam ist der Wunsch nach Unabhängigkeit, Freiheit und Selbstständigkeit. Für die Erfüllung dieser Ziele sind sie auch bereit, erheblich härter zu arbeiten als in regulären Beschäftigungsverhältnissen. Auffällig ist, dass vor allem die unternehmerische Tätigkeit an sich als attraktiv erscheint, denn nicht allen Befragten ist es wichtig, in welchem Bereich sie tätig werden oder sind.

„Besser als nichts“ ist das Motto derjenigen Befragten, die sich zu Hilfstätigkeiten äußern, wobei es sich in der Regel um geringfügige Beschäftigungen (325 €) handelt. Die jungen Erwachsenen bewerten diese Tätigkeiten in erster Linie als Ergänzung zu anderen Einkommensquellen oder als Überbrückung aktueller Krisensituationen. Einige Befragte geben jedoch an, dass sie Hilfsarbeiterstellen nur deshalb annehmen, um sich durch zufrieden stellende

Leistungen für eine feste Anstellung zu empfehlen und dadurch endlich den erhofften Einstieg in ein längerfristiges Erwerbsleben zu erreichen.

Andererseits fanden sich aber auch prekäre Hilfstätigkeiten, die den jungen Erwachsenen zwar ein höheres Einkommen als reguläre Arbeit einbrachten, wobei die jungen Menschen sich dabei jedoch permanent an der Grenze zu strafbaren Handlungen bewegten bzw. der Gefahr ausgesetzt waren, endgültig in die Illegalität abzurutschen. Diese Gefahr der „permanenten Grenzgehung“ findet sich auch bei denjenigen, die bei ihren Anstrengungen, sich beruflich zu integrieren, den Weg über Schwarzarbeit gehen. Um den potenziellen Arbeitgeber nicht zu verärgern und sich damit die Chancen auf ein geregeltes Beschäftigungsverhältnis zu verbauen, lassen sie sich auf Schwarzarbeit ein. Es finden sich Hinweise darauf, dass – je länger Schwarzarbeit verrichtet wird – die Einstellung der befragten Jugendlichen einer Veränderung unterliegt und (Schwarz-)Arbeit dann nur noch unter dem Aspekt der „schnellen und lukrativen“ Art der Geldbeschaffung gesehen wird.

Die Grenze überschritten haben diejenigen jungen Erwachsenen, die z.T. aus finanzieller Not heraus kriminellen Aktivitäten nachgehen bzw. bereits in die Kleinkriminalität abgerutscht sind. Auffällig ist dabei, dass einige der jungen Erwachsenen ihre kriminelle Tätigkeit unter dem „Unternehmensaspekt“ sehen und bewerten. Sie betonen, dass sie mehr Zeit und Engagement erfordert als eine reguläre Beschäftigung und zudem einträglicher ist. Eine wichtige Rolle spielen in diesem Zusammenhang das Milieu und der Freundeskreis: Hier entstehen die Ideen, hier findet sich Unterstützung und Hilfe, aber auch Verrat.

Entsprechend den unterschiedlichen Tätigkeiten verfügen die jungen Erwachsenen auch über Einkommen von unterschiedlicher Höhe. Wenn der erzielte Lohn gerade den Lebensunterhalt sichert, sie aber gleichzeitig auf staatliche Transferleistungen verzichten, suchen sie nach zusätzlichen Wegen, Geld zu verdienen, auch wenn dies die Gefahr in sich birgt, dass sich ihre Lebenssituation (etwa durch die Nähe zu Kriminalität) allgemein verschlechtert. Andererseits haben diejenigen Befragten, die sich durch illegale und kriminelle Aktivitäten ihren Lebensunterhalt sichern, ausführlich und offen geschildert, welches Einkommenspotenzial dadurch erschlossen werden kann. Festzuhalten bleibt, dass auch diese Befragten zur Aufnahme einer regulären Arbeit bzw. einer Ausbildung bereit sind. Allerdings gibt es eine Neigung, diese „Aktivitäten“ auch weiterhin und nebenbei zu betreiben; einen Einkommensverlust – etwa aufgrund niedriger Ausbildungsvergütungen – wollen oder können sie nicht hinnehmen.

3.4 Arbeitslosigkeit und Nichterwerbsarbeit

3.4.1 Sicht der Expertinnen und Experten

3.4.1.1 Nichterwerbsarbeit und Lebensführung

Eine zentrale Annahme zu den Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf Jugendliche lautet, dass Erwerbslosigkeit in der Phase des Erwachsenwerdens langfristig negative Folgen für die Entwicklung des Arbeitsvermögens, also die Aneignung erwerbsarbeitsrelevanter Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse, und

für die Entwicklung von Arbeitsorientierungen und -"tugenden" haben kann. Auch nach Sicht der Expertinnen und Experten ist Erwerbslosigkeit für Jugendliche und für junge Erwachsene häufig der Einstieg in Antriebslosigkeit und „Rumhängen“.

„Das fängt erst einmal damit an, dass sie nicht in die Schule gehen, nicht aus den Puschen kommen und dann anfangen rumzuhängen, vielleicht mal hier 'n Job, da 'n Job (...).“ (Experte I, S. 42)

Dies muss allerdings nicht bedeuten, dass dies zu einem durchgängigen Verhaltensmuster wird, also im Freizeitverhalten dasselbe Verhaltensmuster gilt. Derselbe Jugendliche, der in Bezug auf Arbeit „kein Bein auf den Boden“ bekommt, kann aktiv, diszipliniert und engagiert sein, wenn es um seine Freizeitinteressen geht.

„Also, ich kenn einen, der ist von Maßnahme zu Maßnahme (...) immer blau (...) immer verpennt (...) nirgendwo erreichbar, aber abends tiptopp angekleidet, da hat der die Nacht zum Tag gemacht, aber um eine berufliche Existenz zu kümmern (...) nichts, absolut nichts.“ (Experte G, S. 36)

Fast alle Expertinnen und Experten weisen darauf hin, dass bei ihrer Zielgruppe die berufliche Integration durch Phasen der Nichterwerbsarbeit erheblich gestört ist; der regelmäßige Tagesablauf – insbesondere das „frühe“ Aufstehen – und die kontinuierliche körperliche wie geistige Anstrengung fallen den Jugendlichen schwer. Einige Expertinnen und Experten sind deshalb der Meinung, dass eine langsame Gewöhnung an den Arbeitsprozess hilfreich sein kann. Ziel könnte und sollte die langsame und kontinuierliche Stabilisierung der Lebensverhältnisse und das Heranführen an Arbeitsbedingungen sein.

„(...) es für Langzeitarbeitslose sehr viel schwieriger ist, den Einstieg in den Arbeitsalltag zu finden (...) bis dahin hatten sie ja lange geschlafen (...) und sie hatten ja keinen strukturierten Alltag, von daher ist das alles sehr schwierig, sich von heute auf morgen an einen Arbeitsalltag zu gewöhnen, es wird ja z.T. auch körperlich einiges von ihnen verlangt, das alles sind die ja gar nicht mehr gewöhnt (...).“ (Expertin D, S. 24)

„Abbrecher haben wir auch, das scheitert immer am Aufstehen (...). Die haben sich dran gewöhnt, bis mittags zu schlafen, kommen nachts um 4.00 Uhr erst nach Hause, da kümmert sich keiner mehr, die haben einen Haustürschlüssel, der Vater hat keinen Einfluss mehr (...).“ (Experte G, S. 37)

Der Übergang von Arbeitslosigkeit in Erwerbsarbeit ist für die jungen Erwachsenen nach Meinung der Expertinnen und Experten auch deshalb schwierig, weil ihnen nicht nur ein neuer zeitlicher Rhythmus abverlangt wird, sondern auch weil die erreichbaren Arbeitsplätze häufig schwere körperliche Arbeit bedeuten:

„(...) die Arbeit zu schwer ist, körperlich zu anstrengend, weil die das ja nicht mehr gewohnt sind, sie bekommen ja wirklich oft auch nur so Lager- und Hilfsarbeiterjobs, die körperlich sehr hohe Anforderungen stellen, das ist dann immer schon problematisch oder es ist Schichtarbeit, das kriegen sie nicht auf die Reihe.“ (Experte C, S. 18)

Eine wichtige Rolle für die Lebensgestaltung bei Nichterwerbstätigkeit spielt nach Ansicht der Expertinnen und Experten das soziale Umfeld: So erhöhen Peer-Gruppen an sozialen Brennpunkten z.T. das Risiko des Einstiegs in die Kleinkriminalität. Familien, die traditionell ihren Lebensunterhalt durch Sozialhilfe bestreiten, sind eher kein Vorbild für Erwerbstätigkeit.

„Natürlich spielt das soziale Netz auch eine wichtige Rolle (...). Wenn ich halt in meinem sozialen Netz ganz viele Leute habe, die halt sich Geld verdienen durch

Dealern, Waffenschiebereien oder sonst was, komm ich halt auch wieder leichter ran, als hätt ich die nicht (...).“ (Expertin A, S. 7)

„Es ist natürlich schwierig, wenn die Familie mit Sozialhilfe halbwegs gut über die Runden kommt, dann die Jugendlichen noch zur Aufnahme einer Arbeit zu bewegen (...).“ (Experte C, S. 16)

Die Lebensführung bei Nichterwerbsarbeit prägt sich geschlechtsspezifisch unterschiedlich aus: So werden die Frauen häufig auf die traditionellen Rollenbilder Haushalt und Kindererziehung festgelegt, obwohl einige von ihnen sich dagegen wehren. Männer hingegen nehmen soziale Außenkontakte wahr und gestalten die „freie“ Zeit gemeinsam.

„Die Männer haben ihre Treffpunkte, türkische Cafés, diese Möglichkeiten haben die Frauen eben nicht, die müssen dann zu Hause bleiben und sollen den Haushalt weiterführen, die Kinder versorgen.“ (Expertin E, S. 28)

„Es gibt Frauen, die ausbrechen, die irgendwann sagen: »Ich halte diese traditionelle Rolle nicht mehr aus.« Es ist tatsächlich auch so, dass die Männer, so wie ich es erfahren habe, auch oft noch diese traditionelle Rollenvorstellung gegenüber den Frauen vertreten, dass die Frauen aber mittlerweile nicht mehr bereit sind, sich dem zu beugen (...).“ (Expertin E, S. 28)

Es wird in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen, dass Mädchen aus „Scham“ vor der Sozialhilfe bereit sind, mit Männern zusammenzuleben, um sich von diesen unterhalten und unterstützen zu lassen, anstatt staatliche Leistungen in Anspruch nehmen zu müssen.

„Ich erleb das immer bei Mädchen, dass die sich unheimlich schämen, dahin (Sozialamt, N.K.) zu gehen und lieber sich noch mal einen Mann suchen, um sich irgendwie so durch die Gegend zu retten (...).“ (Expertin K, S. 51)

„(...) das ist dann manchmal eben auch die Prostitution, auch wenn die nicht auf den Strich gehen oder so, sondern dass die bei irgendwelchen Männern mitleben oder so und dann eben nicht auf der Straße schlafen müssen (...).“ (Expertin K, S. 51)

3.4.1.2 Nichterwerbsarbeit und Einkommen

Die Jugendlichen, mit denen die Expertinnen und Experten zu tun haben, finden nach deren Ansicht meistens Möglichkeiten, ihre Arbeitsamts- oder Sozialamtsbezüge aufzubessern: kurzfristig ausgeübte Gelegenheitsjobs, illegale Geschäfte oder Verkauf privater Dinge.

„Das ist so, dass die sich von Job zu Job durchhangeln, dass die sich also irgendwelche Jobs im Umfeld, auch möglichst in der Nähe, suchen. Das sind häufig Jobs in den umliegenden türkischen Läden, die es ja sehr verbreitet gibt; alles sehr schlecht bezahlte Jobs auch und meistens auch nur sehr kurzfristig. Also, sie halten das auch nicht sehr lang durch (...) weil diese Tätigkeiten auch nicht gerade das sind, was sie sich vorgestellt haben, weil es ihnen nicht gefällt, weil ihnen diese Tätigkeiten zu anstrengend sind, weil sie sehr schlecht bezahlt sind (...).“ (Expertin E, S. 27)

„Ich glaub, man kommt an diese Sachen schon leichter ran, weil, man kennt immer irgendjemand, der irgendjemand kennt, der was braucht, und es ist schnell verdientes Geld, cash auf die Hand, anders halt als meinetwegen bei 'ner Zeitarbeitsfirma.“ (Expertin A, S. 6)

„(...) und verkaufen dann ihren Schrank und kommen so über die Runden (...).“ (Expertin F, S. 31)

Einzelne Expertinnen und Experten sehen bei den Jugendlichen die Gefahr der Herausbildung einer Arbeitslosen- und/oder Sozialhilfeabhängigkeit. Sie halten es dann für sehr wichtig, dass Jugendliche auch arbeiten müssen, wenn sie unterstützt werden (es gibt in einigen Kommunen entsprechende Regelungen).

„Nur, wenn ich in einem Sozialhilfehaushalt aufgewachsen bin und erlebe Sozialhilfe, Kindergeld (...) hangel mich von einer Anspruchsleistung auf die nächste (...).“ (Expertin K, S. 52)

„Ich denke erst mal, dass in dieser Stadt die Jugendlichen mitkriegen: »Ich bekomme für nichts auch kein Geld!« Das ist wichtig (...).“ (Expertin K, S. 52)

3.4.2 Sicht der befragten jungen Erwachsenen

3.4.2.1 Nichterwerbsarbeit und Lebensführung

Der aus der Arbeitslosenforschung bekannte Zusammenhang von Erwerbslosigkeit und Beeinträchtigungen in anderen Bereichen der Lebensführung kommt auch in den Interviews mit den Befragten zum Ausdruck. Aufgrund der vielen Schwierigkeiten der Befragten, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, findet sich bei zahlreichen jungen Erwachsenen eine resignative Grundstimmung.

„Man lebt net auf'm Pluspunkt, man lebt auf'm Nullpunkt oder schon Minuspunkt (...).“ (Markus, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 13)

„Meine Arbeit ist weg und meine Hoffnung ist weg (...) muss man kapieren und akzeptieren (...).“ (Tara, 29 Jahre, 3 Kinder, Prot.-Int. 3, S. 146)

Aber trotz ihrer schlechten Aussichten, sich auf dem Arbeitsmarkt platzieren zu können, gibt es auch überraschend optimistische Sichtweisen. Einige bewerten dabei die Schwierigkeiten in ihrem Leben als wichtige Erfahrungen, die sie letztlich für ihren weiteren Lebensweg stärken.

„Ich hoff, dat wird mal wieder besser, Vergangenheit war schon düster, soll in Zukunft net so werden.“ (Siegfried, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 13)

„Ich musste diese Leben leben, mitmachen, miterleben, damit ich vielleicht richtige Weg finden kann, das kann man auch so sehen, also ich muss das so sehen.“ (Tara, 29 Jahre, 3 Kinder, Prot.-Int. 3, S. 147)

„Ich bin froh, dass ich den Weg gegangen bin, das war eine Erfahrung für mein Leben.“ (Markus, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 14)

Schließlich gibt es auch eine Gruppe, die ihre Erwerbslosigkeit als „Auszeit“ betrachtet. In ihren Äußerungen entsprechen sie dem konventionellen Bild der „antriebslosen Arbeitslosen“. Sie etikettieren sich selbst als „faul“, berichten, spät aufzustehen und zunächst in den Tag hinein leben zu wollen.

„(...) ich mach mal ein bisschen Ruhepause, das war mir in letzter Zeit auch alles zu viel.“ (Farah, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 155)

„Ich wollte erst mal so 'n bisschen meine Ruhe haben.“ (Udo, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 215)

„Morgens lange schlafen, rumhängen, Fernseh' gucken.“ (Kai, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 402)

„Gefaulenzt (...) habe bei meinem Freund gewohnt und hab den Haushalt geschmissen. Mit 18, 19 hat man keine Lust zu arbeiten, ich bin heute auch noch so, ich bin ein faules Tier.“ (Agnetha, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 181)

Es gibt z.T. die Überzeugung, dass sie diese „Ruhepause“ verdient hätten, da sie z. B. vorher „ausgebeutet“ wurden.

„Ich hab so viele Jobs gehabt, wo man mich abgezockt hat, entweder ich hab zu wenig Geld gekriegt oder ich hab viel gearbeitet und hab meine Überstunden nicht bezahlt bekommen und all so was, vielleicht liegt es daran, an diesen ersten Eindrücken, dass ich keinen Bock drauf habe zu arbeiten, weil ich sehe, das bringt nichts (...).“ (Aziz, 24 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 297)

Auch der aus der Forschung bekannte zwiespältige Umgang mit „Freizeit“ wiederholt sich in dieser Population. Soweit sie ihre „freie“ Zeit in Cliques verbringen, werden diese häufig von ihnen selbst als „schlechte Gesellschaft“ bezeichnet.

„Ich denk mal, dass der Hafen ’n bisschen runtergezogen hat, weil ich da wirklich viele Leute wohnen hatte, die arbeitslos waren, wo einige auch wirklich gesagt haben, sie haben keinen Bock zu arbeiten (...).“ (Josefine, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 109)

„Das ist es nämlich, dann hängt man mit Leuten ab, und die machen was, und man macht es dann automatisch mit.“ (Annette, 19 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 120)

Allerdings gibt es auch positive Bewertungen des (vermeintlich oder tatsächlich) weitgehend unstrukturierten Alltags. Sie gehen in die Kneipe oder in die Stadt, besuchen Kollegen oder leben auf der Straße. Zum Teil betonen sie, dass es ihnen wichtig ist, keinen geregelten Alltag zu haben und nicht auf finanzielle Sicherheit Wert zu legen.

„Ja, ich bin wochenendlicher Kneipengänger, das geb ich ganz offen zu (...). Ich bin sogar unter der Woche in der Kneipe.“ (Danny, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 220)

„Aufstehn’, frühstücken, waschen (...) in die Stadt gehen, je nach Wetter, ansonsten Wochenende Kollegen besuchen.“ (Udo, 24 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 208)

„Na ja, mal hier ’n bisschen durchgeschnorrt, mal da ’n bisschen durchgeschnorrt, dann hab ich Ärger mit meinen Eltern, sodass ich obdachlos war (...).“ (Michael, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 232)

„Ich bin das gewohnt, rumzuziehen, ich bleib nirgends lange, wenn ich mir was vornehme, das hält niemals (...) Das Geld ist mir sowieso scheißegal. Ich war auf der Straße, ich weiß, wie’s ohne Geld ist, mit Geld kann man mich nicht locken.“ (Susan, 19 Jahre, 1 Kind, schwanger, Prot.-Int. 1, S. 331)

Die jungen Frauen äußern sich zwiespältig über Haus- und Erziehungsarbeit. Einerseits besteht bei vielen (insbesondere den jungen Frauen) ein Kinderwunsch und auch der Wunsch, die Kinder ganztägig zu betreuen und erziehen. Andererseits wird dies auch – vor allem dann, wenn keine Berufs- und/oder Schulabschlüsse erworben wurden – als Notlösung wahrgenommen.

„Hausfrau, ich bin Hausfrau, ich werde jetzt Hausfrau (...). Jetzt werde ich Hausfrau, das hat sich alles so ’n bisschen (...) jetzt werde ich wirklich Hausfrau (...). Jetzt geht das Muttersein vor, nach vier Abtreibungen.“ (Agnetha, 26 Jahre, schwanger, Prot.-Int. 3, S. 188)

„Arbeit ist mir eigentlich nicht wichtig, weil ich mir eigentlich ne Familie gründen wollte (...).“ (Agnetha, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 182)

„Ich schäme mich, dass ich keine Beruf habe oder Abschluss habe, weil ich so jung bin (...). Du bist nix, du hast nix getan (...) nur Kinder, das macht jeder.“ (Tara, 27 Jahre, 3 Kinder, Prot.-Int. 1, S. 142)

Häufig werden Krankheit, Therapie und psychische Instabilität als Begleiterscheinungen von Erwerbslosigkeit genannt. Für eine Reihe von Befragten lassen massive gesundheitliche Probleme eine stabile Integration in den ersten Arbeitsmarkt unwahrscheinlich erscheinen.

„Berufe? Nee, ist nicht das Thema, nur, wenn wir über Ängste reden, man hat mir das so erklärt, dass ich wegen meinem Vater Angst hab vor autoritären Personen (...). Ich hatte ja auch Angst vor meinen Chefs.“ (Irene, 25 Jahre, schwanger, Prot.-Int. 2, S. 87)

„Das weiß ich nicht, was da mit mir los war an dem Tag (...) ich bin auf jeden Fall in der Klinik gelandet (...). Ja (...) Medikamente musste ich nehmen, Therapien machen und so alles, weil ich Wahnvorstellungen hatte (...). Dann bin ich entlassen worden, nach 6 Wochen, dann bin ich wieder arbeiten gegangen, das ging aber nur 3 Wochen gut (...) da hab ich gemerkt, ich schaff das alles (...) dass ich das alles nicht mehr schaffen würde (...) da hab ich die Arbeit geschmissen (...).“ (Lothar, 31 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 253)

„Ich bin dann in die Psychiatrie gegangen, weil ich einfach nicht mehr konnte. Ich war am Ende. Ich war kurz vor einem Nervenzusammenbruch (...) also, ich muss das alles erst mal aufarbeiten, was in der Vergangenheit passiert ist, auch mit meinem Sohn (...) während meines Aufenthaltes bin ich mit dem Arbeitsamt in Kontakt getreten.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 67)

„Nu, das glaub ich nicht (festelneue Arbeit zu finden, N.K.), deswegen will ich vielleicht in Erwägung ziehen, vielleicht in Rente zu gehen, wenn das klappt, weil ich krank bin (...). Bei der Kontaktstelle da sind ja Sozialarbeiter, die werden mir dabei helfen (...). Ich hab die drauf angesprochen (...). Dann hat das Hin und Her ein Ende mit dem, ob man Arbeit kriegt oder nicht (...). Hab die Schnauze voll (...). Da sind auch andere, die sind wie ich (...) die sind auch in Rente gegangen, wenn das möglich ist (...). Hoffe, dass es klappt, kann ich einen Schlusstrich ziehen.“ (Lothar, 32 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 256)

Der Konsum von Drogen wird einerseits als Auswirkung von Erwerbslosigkeit, andererseits auch als Ursache des Arbeitsplatzverlustes genannt: Drogen lösten Veränderungsprozesse aus, und ein Leben mit Drogen nehme viel Zeit in Anspruch und sei sehr anstrengend. Das erschwere den Einstieg in eine Ausbildung oder reguläre Tätigkeit. Ein gleitender Prozess zu immer stärkeren Drogen und immer häufigerem Konsum wird beschrieben.

„(...) mit der Dachdeckerausbildung, hat aber nicht geklappt wegen der Drogen wieder, bin ja voll runtergegangen in den Sumpf, LSD und Ecstasy (...) wenn ich irgendwo nach 'ner Bewerbung hingegangen bin, hab ich sofort Angst gekriegt, saß ich da so, voll verschlossen, die Leute haben mir das sofort angesehen, hab ich mich voll blamiert, voll so gezittert, Schweißausbrüche bekommen, bin ich aufgestanden und wieder abgehauen, konnt ich auch so einige Termine mal wieder nicht wahrnehmen, bei meiner Drogenberatung oder beim Arzt oder beim Arbeitsamt, sollt ich ja auch dahin, sollte ich mit den Leuten sprechen, ob ich noch weiterarbeiten möchte oder ob ich irgendwie 'n Praktikum machen möchte oder irgend-sowas, hab ich zu den Leuten gesagt: »Es geht leider nicht«, ich komm nicht auf die Beine, ich kann nicht arbeiten, krieg ich im Moment nicht auf die Reihe, das geht im Moment nicht (...).“ (Ferdinand, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 241)

„Beim Paffén oder bei Hasch merkt man net richtig (...) dass man sich verändert, aber bei chemischen Drogen geht das so schlagartig, die Veränderung, dass man das gar net wahrhaben kann (...) man verändert sich, man ist dann nur so fixiert auf das Wochenende, und wenn das Wochenende so viel Spaß bringt, dann will man auch in der Woche irgendwo so ein bisschen davon, und siehe da, zieht man sich in der Woche was rein (...).“ (George, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 34)

Eine Reihe von Befragten stellt selbst einen Zusammenhang von Drogenkonsum und dem Einstieg in Kriminalität und Prostitution her:

„Mit 13, wenn man da das erste Mal abhaut, da erlebt man ja die Abenteuer auf der Straße (...) nicht auf'm Strich, erst wenn ich gar nix mehr weiß, dann würde ich das erst machen (...) Ich bin schon immer auf die schiefe Bahn gekommen, ich komme auch immer wieder hoch, aber irgendwann hab ich keine Kraft mehr, das merke ich jetzt schon.“ (Susan, 19 Jahre, 1 Kind, schwanger, Prot.-Int. 1, S. 330–331)

„Ich bin ins Milieu reingerutscht (...) fing dann an, Koks mit zu nehmen, ist überhaupt nicht mein Ding, also, überhaupt nicht (...) bin halt in Milieu reingerutscht, anschaffenmäßig, wo die halt, ne, anschaffen, ja, hab ich die Theke gemacht, 4 Monate lang (...).“ (Farah, 22 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 152)

„Du rutschst viel schneller in die Kriminalität (...) man geht nicht nach Hause, hängt mit den Gleichgesinnten rum, die die gleichen Probleme haben, und dann geht dat: »Was machen wir denn? Na, dann lass uns mal im Industriegebiet mal gucken, wo man da überall rein kann.« Macht man das einmal, macht man das jedes Wochenende, weil's ja Spaß macht, wenn man noch klein ist, da guckt man ja net, wenn man dann größer ist, hat man größere Ansprüche, man hat das ja schon gemacht und hat Übung drin.“ (Siegfried, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 14)

Gefängnisaufenthalte und Vorstrafen werden kaum als Schritte zur Resozialisierung erfahren. Benannt werden negative Konsequenzen für die Ablösung vom Elternhaus, die berufliche Integration und die wirtschaftliche Selbstständigkeit.

„Was mich am meisten geärgert hat zu dieser Zeit (als er ins Gefängnis musste, N.K.), ich hatte eine eigene Wohnung gehabt, hatte auch 'ne gute Zusage gehabt von 'ner Firma als Maurer, dat war für mich total, dat hat mich wieder für 'n paar Jahre zurückgeworfen, dat hat et ja auch in dem Sinne, weil, jetzt bin ich ja wieder bei den Eltern, und jetzt fängt der ganze Spaß wieder von vorne an (...). Bei Bewerbungen wird ja gefragt: »Was hab'n se denn während der und der Zeit gemacht?« Knast, tja.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 20)

3.4.2.2 Nichterwerbsarbeit und Einkommen

Zumindest in Phasen der Erwerbslosigkeit haben die jungen Leute unserer Untersuchungspopulation Armutsprobleme. Generell wird darauf hingewiesen, dass Arbeitsamts- und Sozialhilfebezüge „gerade“ oder „knapp“ zum Leben ausreichen.

„Muss genau ausrechnen, was ich einkaufe.“ (Sophie, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 58)

„Ich lebe von der Sozialhilfe, das sind 480 DM, da muss ich mit kaufen, alles, was ich brauche (...) die Wohnung kostet 400 DM warm (...) komm nicht gut aus, mein Freund unterstützt mich.“ (Irene, 24 Jahre, schwanger, Prot.-Int. 2, S. 86)

„Mit dem Geld (Arbeitslosen- und Sozialhilfe von gesamt 1.000DM, N.K.) bin ich nicht so richtig klargekommen, es reichte gerade so. Aber gearbeitet habe ich nicht.“ (Joana, 28 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 133)

„Die Miete bezahlt das Sozialamt, die 900 DM werden uns wochenweise Stück für Stück ausbezahlt, so geben wir nicht alles auf einmal aus (...) ist knapp, aber es geht.“ (Kai, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 403)

Darum haben viele befragte junge Erwachsene andere zusätzliche Einkommensmöglichkeiten. Zum einen werden hier Aushilfstätigkeiten genannt, wobei Bezüge bis zur Höhe von 315 DM nicht auf die Sozialhilfebezüge angerechnet werden:

„315 DM darfst du nebenbei verdienen, das alles, was drüber ist, das zieht dir das Sozialamt wieder ab (...).“ (Karina, 27 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 94)

„Ich hab so meine 1.200 DM (Arbeitslosengeld, N.K.), insgesamt brauch ich für die Wohnung 700 DM, ja und Fitnessstudio zahle ich ja auch 69 DM im Monat, so (...). Ich bin ja jetzt nicht so, dass ich nur Glitzer und Glamour brauche, nein, wenn ich was haben möchte, was mir gefällt, das leiste ich mir dann, wenn ich das Geld habe. Aber hab ich nichts (...) geht nichts, wo nichts ist, geht auch nichts, was soll ich sagen (...), ich sag mal, was mir wirklich geblieben ist, ist nun mal mein Rauchen (...). Wovon ich lebe? Jetzt noch vom Arbeitsamt und dem Lohn vom Kellnern und das Trinkgeld noch, ja so 630 DM.“ (Farah, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 154)

Andere Einkommensquellen sind Kinder- und Erziehungsgeld, Renten und Unterhaltszahlungen:

„Von Sozialhilfe bekomm ich (...) 245 DM, und die Wohnung bezahlen die (...) bekomm ja auch noch Kindergeld, so 250 DM, ich komm da so knapp mit aus, sind 500 DM, das reicht, ich komm damit aus.“ (Danny, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 218)

„Ich hab zurzeit Erziehungsgeld, Kindergeld, ja dann krieg ich den Unterhalt von 720 DM von meinem Mann, den zahlt er, ja, und 225 DM Rente, die Rente krieg ich ja wegen der Vergewaltigung, ja und das Einzige, was die Sozi (Sozialamt, N.K.) mir eh dann noch bezahlt, ist die Wohnung, weil das andere, das steht mir ja zu, für mich und mein Kind, das wird ja genau eingeteilt (...).“ (Annette, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 3, S. 122)

Der Bezug von Sozialhilfe wird teils als selbstverständlich, teils als erniedrigend wahrgenommen: Aus dem letztgenannten Grund und aus Ärger über die schlechte Behandlung im Sozialamt entschied eine Befragte, auf ihre Sozialhilfebezüge zu verzichten, obwohl dies für sie ein Leben am Rande des Existenzminimums bedeutete.

„Ich wollte einfach keinen Stress mehr damit (Sozialamt, N.K.) haben. Mir war das wirklich zu doof, wie 'n Ärmchen dazusteh'n (...). Diese Entscheidung hab ich selbst getroffen. Diese Zeit (ohne Sozialhilfe, N.K.) wollte ich eben auch mal durchzieh'n, wie hart es eben sein kann. Wie es noch schwieriger sein kann.“ (Farah, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 150)

Viele der befragten jungen Erwachsenen haben Schulden, wobei sich die Höhe der Schulden zwischen 100 DM (bei einer Freundin geliehen) und 80.000 DM (Versuch einer Existenzgründung) bewegt. Häufig sind Schulden Ergebnis einer längeren Schuldnerkarriere. Die meisten wissen heute nicht mehr detailliert, wofür sie die Kredite verwandten und wie hoch die Gesamtsumme ist.

„So 15.000 werden das noch sein, 5.000 Kredit von der Bank und dann die üblichen Bestellungen, jetzt muss ich nix abbezahlen, weil ich nichts verdiene.“ (Kai, 21 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 403)

„So 30.000 DM werden dat wohl sein (...), ich bin unter 1.500 DM, von daher.“ (Paul, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 341)

„Ich hab 6.500 DM Mietrückstände, für 'n Jahr Wohnen (...) dann hab ich 10.000 DM, hab ich damals 'nen Unfall gebaut, gut, das ist mein eigenes Verschulden ja, dann hab ich 800 DM hier, 1.800 DM da und 100 DM hier und 500 DM da, so was noch unter Kollegen ist, hier 'n Fuffi, da 'n Hunni (...) also, so gesehen werd ich auf keinen grünen Zweig kommen.“ (Michael, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 234f)

„Ja, jetzt hab ich noch Schulden, aber Frau XY hilft mir ein bisschen, Schul-

denberatung (...) wie viel hab ich insgesamt (...) 80.000 DM (...). Ich hab nicht gedacht, dass ich hab so viel (...) 20.000 war nur Kredit, aber mit Zinsen drum und dran 60.000 gekommen, hab ich nicht gedacht (...). Jetzt mach ich Beratung, so Richtung, was ich bezahlen (...). Ich warte ab, ich warte auf Brief von Gericht, was passiert und dann sehen weiter (...).“ (Gracia, 29 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 175)

„Die ganzen alten Sachen noch, Telekom, Gericht (...) ich weiß net, wie viel werden das noch sein (...) 4.000 bis 5.000 DM (...). Ich hatte ja letzts auch Ärger deswegen, weil ich hab ja beim Gericht auch noch Geld offen, und da standen die vor der Tür, Haftbefehl, aber wenn ich nix hab, kann ich auch nix geben.“ (Mohamed, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 32)

Vielen ist bewusst, dass sie auf absehbare Zeit nicht in der Lage sein werden, die Kredite zurückzuzahlen. Eine Reaktion auf diese aussichtslose Lage ist Verweigerung: Sie sind nicht mehr bereit zu arbeiten.

3.4.3 Zusammenfassung

Arbeitslosigkeit und Nichterwerbsarbeit werden von den jungen Erwachsenen der Zielgruppe in unterschiedlichen Formen gelebt, wobei die Expertinnen und Experten darauf hinweisen, dass es den jungen Erwachsenen durchaus möglich ist, ihre Arbeitsamts- und Sozialhilfebezüge durch Hilfstätigkeiten aufzubessern. Diese werden jedoch häufig nur kurzfristig ausgeübt, da die Bezahlung meist zu schlecht und die Belastungen dieser Tätigkeiten häufig zu hoch sind. Neben die Arbeitslosigkeit tritt bei Mädchen und jungen Frauen die Hausarbeit und Kindererziehung, während für Männer Außenkontakte eine große Rolle spielen. Die Expertinnen und Experten sehen Nichterwerbsarbeit für junge Erwachsene häufig als Einstieg in Antriebslosigkeit. Die jungen Menschen könnten durch das „Rumhängen“ den Anforderungen eines geregelten Arbeitsalltags nicht mehr nachkommen, da sie ein nach Regeln der Erwerbstätigkeit strukturiertes Leben verlernt hätten. Kontinuierliche körperliche und geistige Arbeit sei für sie nicht mehr möglich. Von daher empfehlen die Expertinnen und Experten, diese jungen Erwachsenen behutsam an den Arbeitsprozess und seine Bedingungen zurückzuführen. Die „Rückführung“ in Arbeit werde aber nicht nur durch Arbeitslosigkeit an sich, sondern auch durch das Milieu und den sozialen Nahraum konterkariert: Wenn Peer-Gruppen den Einstieg in Kleinkriminalität und den Zugang zu entsprechenden Einkommensmöglichkeiten eröffnen, erscheint die niedrige Bezahlung einer Maßnahme oder Ausbildung wenig attraktiv. Und die Herkunft aus „Sozialhilfehaushalten“ sei ebenfalls kein Motivationsfaktor, da die jungen Erwachsenen gelernt hätten, dass auch ohne Arbeit Geld in die Haushaltskasse fließt. Besonders in diesen Haushalten seien fast alle Mädchen und jungen Frauen auf die traditionellen Rollenbilder als Hausfrau und Mutter festgelegt, auch wenn sich einige Frauen dagegen wehren. Eine Expertin weist darauf hin, dass arbeitslose Mädchen und junge Frauen aus Scham vor staatlicher Alimentierung bereit sind, mit Männern zusammenzuleben, um sich von ihnen unterhalten und unterstützen zu lassen.

Hinsichtlich des Einkommens nichterwerbstätiger junger Erwachsener weisen die Expertinnen und Experten einerseits darauf hin, dass den Betroffenen sehr wohl Wege offen stehen, um sich kurzfristig Geld zu beschaffen. Sie betonen andererseits aber auch, dass die Jugendlichen nicht dazu gezwungen wären, da ihnen staatliche Transferleistungen zustehen. Jedoch berge gerade dies die Gefahr der Verstetigung von Sozialhilfeabhängigkeit.

Informationen über die Lebensführung und deren Rahmenbedingungen zu Zeiten der Nichterwerbsarbeit können aus den Aussagen der befragten jungen Erwachsenen sehr viel differenzierter herausgefiltert werden als aus denen der Expertinnen und Experten.

Haus- und Erziehungsarbeiten werden, bis auf eine Ausnahme, von den jungen Frauen geleistet, die diesen Aufgaben z.T. aber zwiespältig gegenüberstehen. Einerseits sind sie ihrem Kinderwunsch gefolgt und wollen ihren Nachwuchs auch ganztätig betreuen und erziehen. Andererseits wird die Hausfrauenrolle auch als Notlösung empfunden und mit dem Fehlen von Schul- und Berufsabschlüssen in Zusammenhang gebracht.

Krankheit und psychische Instabilität sind teils Gründe für, teils Begleitumstände von Nichterwerbsarbeit. Bei diesen Befragten sind die gesundheitlichen Belastungen z.T. so gravierend, dass es nicht möglich ist, Prognosen über ihren (Wieder-)Eintritt in die Erwerbstätigkeit zu treffen.

Immer wiederkehrende Misserfolge bei Versuchen, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, verursachen bei vielen Befragten eine resignative Grundstimmung. Diese Grundstimmung erfährt von einigen jungen Erwachsenen eine positive Umdeutung dahingehend, dass sie ihre Erwerbslosigkeit als Auszeit betrachten, die sie sich aufgrund ihrer Berufstätigkeit oder ihrer schwierigen Familienverhältnisse „verdient“ haben. Ausruhen, in den Tag hinein leben oder ihn mit Freunden verbringen sind die Tagesaktivitäten vieler junger Erwachsener. Einige verbringen ihre Zeit in Jugendcliquen, wobei sie selbst teilweise die Diagnose stellen, dass sie sich in „schlechter“ Gesellschaft befinden: Drogenkonsum, Straffälligkeit und im schlimmsten Fall Gefängnisaufenthalte verhindern die berufliche Reintegration nachhaltig.

Es zeigt sich durch diese Interviews, dass die Arbeitsamts- und Sozialamtsbezüge in vielen Fällen nicht oder nur sehr knapp zur Sicherung des Lebensunterhalts ausreichen. Oft werden Bezüge von den Ämtern wochenweise ausgezahlt, damit die Zuwendungen nicht zu früh ausgegeben werden. Einige der befragten jungen Erwachsenen bessern sich ihre Bezüge legal wie auch illegal auf, wobei es sich in der Regel um kleinere Beträge handelt.

Viele der befragten jungen Erwachsenen finden sich in der Armutsfalle wieder: (Legale) Arbeit lohnt sich nicht wegen des Sozialhilfebezugs. Einige sind z.T. hoch verschuldet, was ebenfalls eine Falle darstellt, da sie wissen, dass in absehbarer Zeit die Schulden nicht abgebaut werden können. Ein Teil der jungen Erwachsenen reagiert auf diese aussichtslose Lage mit Verweigerung, d.h., sie sind nicht bereit, einer beruflichen Tätigkeit nachzugehen, da sie dann dazu verpflichtet wären, zumindest teilweise ihre Schulden abzubezahlen.

3.5 Erfahrungen mit Unterstützungseinrichtungen und Ämtern

3.5.1 Sicht der Expertinnen und Experten

3.5.1.1 Arbeitsamt und Berufsberatung

Die Expertinnen und Experten beklagen vor allem, dass die Jugendlichen keine realistischen Vorstellungen über ihre Berufschancen entwickelt haben. Sie führen dies u. a. auf mangelnde Unterstützung und Kenntnisse in den Herkunftsfamilien, Überforderung der Schulen und z.T. auf mangelnde Kennt-

nisse und mangelndes Engagement der Berufsberatung in den Arbeitsämtern zurück. Empfohlen wird vor allem eine persönlichere, individuellere Beratung, die auch auf die Kompetenzen und Interessen der Jugendlichen eingeht. Erwartet wird von der Berufsberatung vor allem ein aktueller, den Gegebenheiten des Arbeitsmarktes – insbesondere dem Einstellungsverhalten der Wirtschaft – adäquater Kenntnisstand und die entsprechende Beratung. Im Hinblick auf die beruflichen Orientierungen der jungen Erwachsenen kritisieren die Expertinnen und Experten aber auch die Informationsmaterialien der Bundesanstalt für Arbeit. Die Broschüren entsprächen hinsichtlich der schulischen Eingangsvoraussetzungen für die einzelnen Berufe nicht mehr der Realität und ließen in den jungen Erwachsenen falsche Hoffnungen entstehen. So würden Frustrationen hervorgerufen, wenn es nicht gelinge, in den „Wunschberuf“ einzutreten. Die Kritik der Expertinnen und Experten begründet sich aus der Beobachtung, dass Hauptschulabsolventen in Tätigkeitsfeldern, in denen sie bis vor wenigen Jahren untergekommen sind, von höher Qualifizierten verdrängt werden. Junge Erwachsene mit mittleren Schulabschlüssen schließlich müssten qualifizierte berufliche Positionen an Abiturientinnen und Abiturienten abtreten.

„Viele Jugendliche haben sehr schlechte Erfahrungen gemacht mit ihrem Berater (...) dass sie sich nicht ernst genommen fühlen, dass man denen nicht zuhört, dass es eigentlich nur darum geht, den Jugendlichen so schnell wie möglich zu versorgen, dass man ihn aus der Arbeitslosenstatistik kriegt (...). Es fehlt die Planung, dass jemand langfristig eine Arbeit hat.“ (Expertin B, S. 13)

„Die Jugendlichen müssen sich mit den Realitäten auseinander setzen, aber man muss sich auch an den Jugendlichen orientieren und nicht so allgemein halten.“ (Expertin B, S. 14)

„(...) das Problem bei den Hilfestellungen vom Arbeitsamt ist eben, dass diese Arbeitsamtberatung oft sehr, ja wie soll ich sagen (...) anonym ist, man findet keinen Zugang zu dem jeweiligen Berater, man wird abgewimmelt, das hören wir immer wieder von den Jugendlichen: »Wir werden unfreundlich behandelt«, »Ich traue mich da gar nicht mehr hin«, wir haben viele Mädchen, die ein einziges Mal da waren, eine schlechte Erfahrung gemacht haben, dass sie nun einen ganz weiten Bogen drum machen und nie wieder hingehen, wenn möglich (...).“ (Expertin E, S. 28f)

„(...) viele Jugendliche wissen nicht, was sie mit ihrem Zeugnis machen können, und einen Wunschberuf haben sie auch (...) aber was für Alternativen da sind oder welche Berufe man noch ausüben kann, oder vielmehr geht's ja dahin, was kannst du mit meinem Zeugnis überhaupt machen, welche Firma würde mich damit nehmen oder welche Ausbildungen kann ich damit machen, das fehlt dann schon wieder. Dahin gehend sollte auch beraten werden beim Arbeitsamt (...).“ (Experte C, S. 19)

3.5.1.2 Sozialamt

Auch das Sozialamt wird von Expertinnen und Experten in Hinblick auf dessen Beitrag zur beruflichen und sozialen Integration dieser von Marginalisierung bedrohten Jugendlichen beurteilt. Dabei wird festgestellt, dass Sozialämter im Vergleich zu Arbeitsämtern „rigoroser“ vorgehen. Sie legten zwar Wert auf die prinzipielle Freiwilligkeit, an Maßnahmen teilzunehmen, übten aber erheblichen Druck aus. Die Unterscheidung zwischen Sozial- und Arbeitsämtern sehen die Expertinnen und Experten eher im Ausmaß des Drucks und im

Verbindlichkeitscharakter der jeweiligen Maßnahmen als in unterschiedlichen Aufgaben der Ämter.

„(...) der Weg ist halt der, jemand geht zum Sozialamt und sagt: »Ich hab jetzt nichts, ich brauch Sozialhilfe«, dann werden die halt uns (einer Maßnahme N.K.) zugewiesen (...).“ (Experte I, S. 42)

„Vom Arbeitsamt wird von einzelnen Mitarbeitern ab und an mal, zumindest war das im letzten Jahr so (2000, N.K.), so 'n bisschen Druck ausgeübt mit Andeutungen von Androhungen, die sie gar nicht durchsetzen konnten, da es nun mal 'n freiwilliges Projekt ist. Die können z. B., wenn sich jemand entscheidet, nicht hierhin zu kommen, keine Gelder kürzen. Das Sozialamt verfährt etwas rigoroser, die schicken Leute hierher, die erwarten dann auch einen Nachweis über deren Bewerbungsaktivitäten, was aber noch nicht so gut klappt, weil die mit uns noch nicht in Kontakt stehen, da kommen die Leute her, machen einen Vertrag, legen den beim Sozialamt vor, dann kommen sie nie wieder, haben aber erst mal mit dem Sozialamt Ruhe (...).“ (Expertin A, S. 4)

3.5.2 Sicht der befragten jungen Erwachsenen

3.5.2.1 Arbeitsamt und Berufsberatung

Alle Befragten hatten – in vielen Fällen auch wiederholt – Kontakt zum Arbeitsamt. Wie die schwierigen Karrieren der jungen Leute erwarten lassen, beurteilen sie die Leistungen von Berufsberatung und Arbeitsvermittlung eher kritisch: Insofern ist ihre Motivation, etwa sich beim Arbeitsamt arbeitslos zu melden, nicht besonders ausgeprägt. Gründe, sich arbeitslos zu melden, sind einmal das Geltendmachen von Ansprüchen auf Arbeitslosengeld, zum anderen die mit dem Arbeitslosenstatus verbundene Krankenversicherung:

„Ich hab mich einmal, weil ich zu stolz war, nie arbeitslos gemeldet, nur diesmal hat mein Vater Druck gemacht. Meinte, geh dich anmelden, geh dich arbeitslos melden, kriegst du 300/400 Mark. Meinte, ich soll unbedingt mal hin.“ (Ercan, 24 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 376)

„(...) hab ich es irgendwann mal sein gelassen, aufs Arbeitsamt zu gehen, wenn ich mich da melde, dann nur wegen der Krankengeschichte, damit ich krankenversichert bin, das ist das Einzige, was mich auch zum Arbeitsamt treibt, ansonsten (...).“ (Mohamed, 27 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 30)

Ein erster Grund für die immer wieder erklärte Distanz zum Arbeitsamt ist die soziale Situation, in die sich die jungen Leute als Arbeitslose begeben müssen, durch die sie sich strukturell –also unabhängig von den handelnden Personen – gedemütigt oder durch bürokratische Anforderungen überfordert fühlen:

„Ja, da (zum Arbeitsamt, N.K.) bin ich immer so ungern hingegangen, ich weiß net, das is immer so, morgens zum Arbeitsamt gehen, erstens schon mal sitzen, Nummer ziehen und so, na ja, das hat mir ja net so gefallen (...).“ (George, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 43)

„Das ist ja auch nicht jedes Mal ein Vergnügen, sich beim Arbeitsamt da 2, 3 Stunden 'ne Nummer zu ziehn und da rumzuhängen. Es ist schon aufwändig genug, die Papiere zu organisieren. Und dann muss man den Leuten alles aus der Nase zieh 'n (...).“ (Michael, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 229)

„Ich hab auch nie 'n Antrag abgegeben, dafür bin ich zu faul, bzw. du kriegst den Antrag, denkst, ich füll ihn morgen aus, dann übermorgen, irgendwie steht man dann bei 'ner Firma vor der Tür.“ (Mohamed, 25 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 20)

„Da, wo ich bei der Tankstelle gekündigt habe, wollt ich mich erst mal arbeitslos melden, da haben die mir so viel Papiere und Kram gegeben, sollt ich alles ausfüllen, Arbeitgeber hin, Arbeitgeber her, hab ich gar nicht gemacht, bin ich nach Hause gegangen und nicht mehr hingegangen. Jetzt hab ich 'ne Stelle gefunden, die haben gesagt, ich brauch 'ne Arbeitslosenbescheinigung, sonst komm ich nicht rein, bin ich noch mal hingegangen, wieder, die sagten: »Ja, wo waren Sie denn? Sie sollten doch warten, bis alles in den Computer eingetragen ist«, hab ich gesagt: »Ich hab sowieso 3 Monate Sperre wegen Kündigung, da such mir innerhalb der 3 Monate selber 'ne Arbeitsstelle.« (...)“ (Inan, 22 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 303)

Im Beratungs- und Vermittlungsgespräch selbst fühlten sich die Befragten meist schematisch behandelt. Beklagt wird weiterhin eine eher formalistische Orientierung an äußeren Merkmalen, insbesondere Zeugnissen und Noten, während Interessen und Neigungen der Ratsuchenden unbeachtet blieben. Dahinter vermuten die junge Leute einen Mangel an Engagement und einen Mangel an Interesse an ihnen. Gegenstand der Gespräche wären immer ihre Schwächen und Defizite, aber nie ihre Neigungen und Stärken:

„Die gehen gar nicht persönlich auf den Menschen ein, immer schnell, schnell.“ (Lela, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 160)

„Geholfen haben sie mir nicht. Die sprechen doch auch nicht so großartig mit Ihnen.“ (Farah, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 150)

„Das Gespräch beim Arbeitsamt hat aber nichts gebracht. Die haben keine Ambitionen, einem zu helfen. Erstens, da ich keinen Schulabschluss habe und abgebrochen, und zweitens, das ist für die viel zu viel Papierkram. Die haben dann so viel Arbeit zu erledigen, und dazu haben die keinen Bock drauf.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 63)

Ähnlich kritisch wie die Beratung im Zuge der Arbeitsvermittlung wird das Beratungsgespräch bei der Berufsberatung beurteilt. Die Beratung sei zu kurz und zu wenig individuell, die Berater zeigten kein Interesse, sondern versuchten nur, irgendwelche Stellen zu vermitteln, jedoch nicht die, die den geäußerten Interessen entsprechen.

„Der wollt natürlich erst mal mein Zeugnis sehen, hab ich dann mitgebracht, dann fing der erst mal 'ne Predigt an, was das für 'n schlechtes Zeugnis wäre, aber ich fand das gar nicht so schlecht, tja, dann fing er an, was ich denn für Vorstellungen habe, welchen Beruf ich machen möchte (...). Dann hab ich eben so meine Vorstellung, wie ich das gerne machen möchte, erzählt, dass ich kontaktfreudig bin und dass ich einfach unter Leute muss, ja da meinte er eben halt so, nee, keinen passenden Beruf, und er meinte, dass ich erst mal mein Zeugnis aufbessern sollte, hab ich gesagt: »Na ja, eigentlich (...) Schulbank ist nicht so mein Fall«, aber hat er mir trotzdem die Adresse von XY (Maßnahmeträger, N.K.) gegeben.“ (Nina, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 426)

„Ich war mal beim Berufsberater, der hat sich auch 'ne halbe Stunde unterhalten, aber irgendwie ist da nicht so was für mich rausgekommen, dass man sagen könnte: »Ach, das ist 'ne tolle Idee, das würde mir Spaß machen«, oder so, also wenn, dann ist mir das selber eingefallen.“ (Joana, 30 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 140)

„(...) beim Arbeitsamt. Ich hab gesagt: »Ich brauch 'ne Ausbildungsstelle«. Ja, was wollen Sie denn werden?« »Kfz-Mechaniker.«. Hat der gesagt: »Unglaublicher Berufswunsch.« Ich sag: »Irgendwat, was mit Autos zu tun hat.« »Unrealistisch!!! (...)«. Ein unrealistischer Berufswunsch wäre das von mir. Guck ich den an, sag: »Wo bin ich hier unrealistisch, unglaublich?« »Ja, kriegst de niemals so 'n Beruf. Wie wär's mit Metzger?« Sag ich: »Hast du nur 'n Metzger frei oder was?«

Willst de das jemandem andrehen? Dann mach das mit 'm andern, nicht mit mir.« (Ali, 18 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 389)

Der beliebteste Berater – und aus Sicht der Befragten effektivste Berater – im Arbeitsamt ist denn auch der Arbeitsamtcomputer (wobei sie auch hier kritisieren, dass die Informationen oft ungenau oder veraltet sind):

„Ich melde mich net arbeitslos, hab mir die Jobs immer aufeigene Faust gesucht, da kann ich mir den Job aussuchen, bei 'ner Firma, die 'n guten Ruf hat (...) ab und an schau ich in den Computer (...).“ (Markus, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 12)

„Das Einzigste, was ich da gut finde, die Computer sind nicht schlecht, manchmal kann man da wirklich 'n guten Job finden (...).“ (Klaus, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 350)

„Musste immer selber im Computer suchen (...). Man könnte einiges verbessern und könnte z. B. die Sachen die aus'm Computer schon raus sind, nachprüfen, welche Stellen noch frei sind, das nachprüfen.“ (Karina, 26 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 91)

Die befragten Jugendlichen beschreiben nicht nur die Qualität der Beratung der Arbeitsämter äußerst kritisch. Sie beklagen auch den Ton und die Art des Umgangs:

„So unfreundlich war noch nie jemand zu mir. Erst mal hat der mich behandelt, als wäre ich doof. Der hat die ganze Zeit mit meiner Pädagogin geredet. Die hat irgendwann einmal gesagt: »Sie können ruhig mit Frau Lisa reden. Die versteht Sie.« Und dann wurde er pampig (...) Ich bin fast in Ohnmacht gefallen, ich saß vor dem und hatte Tränen in den Augen, als ich das hörte.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 67–69)

Jugendliche mit Migrationshintergrund berichten zudem über Erfahrungen der Diskriminierung.

„Einmal hatte ich ein Gespräch, da war ein Mann (...) und der hat sich meine Zeugnisse angesehen (...), ich hab drei 4er oder so auf'm Zeugnis, ansonsten 2er und 3er (...), und da sagte der: »Du hättest schon mehr machen können, aber du bist ja ein Ausländer« (...) und dazu hab ich noch gesagt: »Ich bin kein Ausländer, sondern ein Aussiedler, und zwischen denen ist ein Unterschied.«“ (Despina, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 47)

„Ich hab da auch schon so schlechte Sachen erlebt, beim Arbeitsamt (...) wenn man zu denen hingehet, wird man wie 'ne Marionette behandelt, da muss man warten, da muss man sich schon beleidigende Sprüche anhören von denen, richtig beleidigende (...).“ (Aziz, 24 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 296)

Als unbefriedigend charakterisieren die Befragten auch die ihnen vermittelten Angebote, seien es Maßnahmen, seien es Arbeitsplätze. Zwiespältig sind die Erfahrungen mit von der Arbeitsvermittlung erhaltenen Bewerbungsadressen: Zum Teil wird beklagt, dass sie versprochene Bewerbungsadressen niemals erhalten haben. Die Enttäuschung ist groß, wenn es sich um Adressen von Zeitarbeitsfirmen handelt. Darüber hinaus beklagen die Befragten die Vermittlung von berufs- und neigungsfremden Maßnahmen oder Arbeitsstellen.

„Der Herr B (vom Arbeitsamt, N.K.) empfiehlt mir immer Jobs, die keiner haben will. Die haben meine Noten gesehen und nicht richtig gesucht, was ich wollte (...) (sondern, N.K.) Bäckerei, Metzgerei, Zahnarzt. Ich hab konkret gesagt, das will ich machen (Flughafen, Bankkauffrau, N.K.). Auch wenn ich schlechte Noten hab, bitte schicken Sie mir Adressen, aber diese Jobs will ich nicht.“ (Christina, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 448)

„Wenn sie (Arbeitsamt, N.K.) mir überhaupt was geschickt haben, dann waren es Sachen, die für mich nicht in Frage kamen (...) beispielsweise Floristin und Schneiderin, obwohl ich angegeben hatte, dass ich dies nicht machen möchte (...).

Dann sollte ich in einer Einrichtung Altkleider sortieren, das war mir zuwider, sag ich ehrlich.“ (Joana, 28 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 134)

„(...) da schickten die mir in einer Woche 4 Briefe, 2 Maßnahmen und 2 Stellen in Berufen, da hab ich mich total aufgeregt, berufsfremde Stellen, so irgendwas zwischen Straßenfeger und Putzfrau, auf jeden Fall überhaupt nicht mein Berufszweig, und zu den Maßnahmen bin ich hingegangen, hab mir das angesehen, aber da stimmt was nicht (...).“ (Stefan, 27 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 2, S. 104)

„... die haben mir auch nie was geschickt, das Arbeitsamt, eine einzige Adresse, das war aber 'ne Zeitarbeitsfirma, die hab ich nicht angenommen.“ (Lothar, 31 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 255)

„Ich warte und warte und warte, dann kam irgendwann ein Angebot, war 'ne Leihfirma, ich geh dahin, 9,25 DM brutto (...).“ (Goran, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 285)

„... nächsten Tag bin ich wieder hin, wochenlang bin ich jeden Tag, jeden Tag hin: »Sie wollt'n mir doch was schicken! Wo ist das?« Ich warte und warte und warte, dann kam irgendwann ein Angebot, war 'ne Leihfirma, ich geh dahin, 9,25 DM brutto (...).“ (Goran, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 285)

Allerdings ist eine Fixierung auf bestimmte Tätigkeiten in der Regel nicht die Ursache für das Nichtzustandekommen der Vermittlung. Grundsätzlich, so viele Befragte, seien sie durchaus auch bereit gewesen, in Berufsfeldern tätig zu werden, die ihren originären Interessen und Neigungen nicht entsprachen, aber auch dieses „Entgegenkommen“ führte häufig zu keinem Vermittlungserfolg.

„Ich hab zum Arbeitsamt gesagt, dass die, wenn die in meinem Beruf nix ham, dass ich auch was andres machen würde, Lagerarbeiter z. B., Hauptsache Arbeit, und dann haben die mich angeschrieben, aber nur leider immer Leihfirmen, als ob das Arbeitsamt noch von denen Geld kriegen würde.“ (Jürgen, 28 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 80)

„Ich hab kein Brief bekommen. Ich hab extra Berufe angegeben, die ich auch hätte nehmen können. Weil, ich hatte keine guten Voraussetzungen, also auf jeden Fall nicht die Wahl eines Berufswunschs, Wunsch aufzuschreiben, und dann hab ich extra, z. B. Lagerarbeiter hab ich aufgeschrieben oder Zeitarbeit, Teilzeit in irgendso 'm beschissenen Laden.“ (Klaus, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 350)

Der Grundtenor vieler Urteile der Befragten lautet denn auch, dass man sich besser allein kümmert, als sich auf die Leistungen des Arbeitsamtes bei Ausbildung und Arbeit zu verlassen. Deutlich wird aus den Äußerungen der Befragten insgesamt, dass auch dann, wenn die jungen Leute die Initiative ergreifen und selbst den Kontakt zum Arbeitsamt suchen (was – wie oben gezeigt wurde – häufig nicht der Fall ist), eine erfolgreiche Zusammenarbeit noch lange nicht garantiert ist. Die jungen Leute sehen die Leistungen des Arbeitsamtes fast ohne Ausnahme extrem kritisch. Sie verbinden die Kritik z.T. mit dem selbstbewussten Anspruch, selbst am besten in der Lage zu sein, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden. Dies – die Erwerbsverläufe vieler Befragter zeigen dies – ist aber nicht das Normale. So bleibt das Fazit, dass sie Beratungs- und Unterstützungsleistungen nicht in der Qualität erhalten, in der sie benötigt werden.

„(...) musste mich schon immer alleine um Adressen kümmern, hat sich keiner drum gekümmert (...).“ (Lothar, 31 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 255)

„Also, jetzt hab ich nicht mehr viel zu erwarten vom Arbeitsamt, weil ich ja mal die Feststellungsmaßnahme abgebrochen habe und die mich auch als Problem ansehen, wo ich das eigentlich nicht sehe, weil ich mich eigentlich auch immer

regelmäßig gemeldet habe, aber (...) ich sag: »Wenn ich was erreichen möchte, dann muss ich das auf eigene Faust machen«, und so bin ich eigentlich immer am besten mit gefahr'n (...). Mir hat das Arbeitsamt leider noch keine Stelle vermittelt, alle Angebote, die ich gekriegt habe, die hab ich mir alle selber besorgt (...). Aus dem Computer oder aus der Zeitung (...).“ (Senad, 27 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 77)

„(...) ich geh eigentlich davon aus, dass ich immer so schnell wie möglich Arbeit finde (...). Seit 3, 4 Wochen bin ich ohne Arbeit.“ (Mohamed, 27 Jahre, Prot.-Int. 3)

3.5.2.2 Sozial- und Jugendamt

Die Befragten erfahren das Sozialamt vorrangig als die Institution, die stärker noch als das Arbeitsamt damit befasst ist, erheblichen Druck auszuüben, um sie zu Ausbildung oder Arbeit – sei es reguläre, sei es Zeitarbeit, eine Maßnahme oder gemeinnützige Arbeit – zu bewegen. In der Regel ist das Hauptdruckmittel die Kürzung der Sozialhilfebezüge.

„(...) die schicken mich Anfang Dezember zu einem Vorstellungsgespräch, wo ich gezwungen bin, eine Ausbildung anzufangen (...).“ (Udo, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 210)

„Haben die mir 40 % gesperrt, seit 2 Tagen, jetzt so lange, bis ich Arbeit hab, was soll das eigentlich? Ich will ja arbeiten, nur, irgendwelche Klos putzen, Thekendienst putzen oder Zeitarbeitsfirma, da hab ich auch kein Bock drauf, musst ja sowieso nur Drecksarbeit machen (...).“ (Karina, 27 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 94)

„Sie drück'n dir auf'n Schuh, nach dem Motto: »Bis dann und dann musst du'n Job haben, egal was.« (...). Ich habe dann immer angerufen und gesagt: »Ich hab noch nix, tut mir Leid, es ist sehr, sehr schwer, ob Sie's mir glauben oder nicht.«“ (Farah, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 150)

„Dann musste ich noch gemeinnützige Arbeit machen, damit die seh'n, dass ich arbeitswillig bin (...).“ (Danny, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 218)

„Die haben gesagt, entweder arbeite ich jetzt hier oder ich krieg kein Geld von denen, wenn ich Geld will, muss ich entweder richtig arbeiten geh'n oder hier hingehen.“ (Rudolf, 21 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 334)

Wenn das Sozialamt (insbesondere in Köln) bei der Vermittlung in Arbeit eng mit dem Arbeitsamt zusammenarbeitet, werden in den Interviews gleichwohl auch Zuständigkeitsprobleme zwischen Arbeits- und Sozialämtern genannt. Darüber hinaus werden komplizierte Vorschriften und deren restriktive Auslegung beklagt: Voraussetzungen von Bezugsberechtigung und das mühsame Beschaffen von aktuellen Bescheinigungen.

„Da wollt ich zum Sozialamt gehen (...) da gehst du mit einem Wisch hin, der grad mal eine Woche alt ist, dann: »Nee, der ist zu alt, den müssen Sie sich dann noch mal holen«, also, ich bin wirklich nur vom Sozialamt zum Arbeitsamt getigert, immer hin und her, hin und her.“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 114)

„Ich wollte in ein Projekt, um überbetrieblich eine Lehre anfangen zu können. Es ist aber nicht zustande gekommen, die (Arbeitsamt, N.K.) haben das nicht eingesehen. Tja, dann musste ich halt wieder zum Sozialamt gehen, eine Wohnung beantragen. Da gab's dann auch Probleme, weil die Zuständigkeiten nicht geklärt werden konnten. Und da war ich plötzlich obdachlos (...).“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 68)

„Die wollten mir ja mal 2 Monate lang dat Geld net geben, da hab ich vergessen, was auszufüllen, da bin ich aber da hoch, nur weil ich irgendwie was

vergessen hatte, wat auszufüllen oder irgendwie wat vergessen hatte, da hinzu-bringen (...).“ (Sophie, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 61)

Die Interviews enthalten so immer wieder Hinweise darauf, dass der vom Sozialamt ausgeübte Druck zwar darauf zielt, die jungen Sozialhilfeempfänger unmittelbar in Arbeit zu bringen, dabei aber nicht notwendigerweise eine längerfristige Integration und die dafür notwendigen Abfolgen von Schritten bzw. Voraussetzungen im Blick hat:

„(...) die tun so, als wäre das ihr eigenes Geld und wollen bloß keinen Pfennig raustun, und wenn man ein Auto hat, dann soll man das verkaufen und davon leben, aber wenn man normalerweise nicht vorhat, jahrelang vom Sozialamt zu leben, sondern sobald wie möglich wieder ’n Job finden möchte, dafür braucht man heutzutage meistens ’n Auto.“ (Joana, 30 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 141)

Eine Jugendliche berichtet, dass sie wegen der als herabwürdigend empfundenen Umgangsweise auf dem Sozialamt nach einem Jahr von sich aus auf ihre Sozialhilfebezüge verzichtet hat.

„Ich bin nicht faul, ich hab auch zum Sozialamt gesagt: »Meinen Sie, ich bin stolz darauf, dass ich von ihnen 450 DM im Monat kriege? Liege wie ein Pascha auf der Couch und gucke Fernseher und warte, dass das Geld von Ihnen kommt? Meinen Sie nicht auch, wenn ich ein paar Mark mehr kriegen könnte, dass es mir dann auch besser ging?« So nach dem Motto, ich bin faul. Nach einem halben Jahr habe ich die Sozialhilfe selber gekündigt, so wie die einen behandeln.“ (Farah, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 156)

Einige der jungen Befragten, die in Heimen oder in einer betreuten Wohngruppe aufwuchsen, schildern ihre Erfahrungen mit dem Jugendamt. Der Tenor dieser Berichte lautet, dass die erfahrenen Hilfen allerdings ihre Situation häufig nicht langfristig verbessern, wohl aber stabilisieren konnten:

„Das hat immer alles die Erziehungshilfe geregelt, es hat auch was Gutes, aber heute bin ich auf die Hilfe froh, oh ja, wenn die Hilfe nicht wäre, ich wüsste nicht, was ich dann machen würde.“ (Annette, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 124)

„Jeder Jugendliche hat einen Vormund, einen Betreuer, und der regelt alles mit dir, was zu regeln ist, d.h., dass ich nicht mehr Geld vom Jugendamt bekommen hab, sondern Geld von der (Einrichtung, N.K.) bekommen hab (...) und ich hatte leider in den 2 Jahren, bin ich mit dem (Betreuer, N.K.) kein bisschen weitergekommen. Er war halt da und das gab mir halt eben so das Denken, ja, der ist ja da, ich brauch eigentlich wenig zu tun. Ich bin da regelmäßig einmal die Woche dahingegangen, hab mein Scheck bekommen, bin dann losgezogen direkt, hab mir Klamotten, CDs, irgendwelche Sachen und hab halt schön gelebt (...).“ (Klaus, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 349)

„Ich war in einer Organisation für Jugendliche für so was, wie soll ich sagen, schwer erziehbare Jugendliche, die halt so ’ne Bezugsperson brauchen (...) von denen bekommt man auch Geld (...). Hab keine Lust gehabt und viele andere Probleme dazwischen (...) ja, dass ich nie ’n richtiges Zuhause, mit meiner Mutter immer den ganzen Stress, was weiß ich, und den ganzen Leuten, halt so, ich hab mich nicht richtig wohl gefühlt, und da war ich nachts immer wach und da konnt ich nich am andern Morgen.“ (Barbara, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 407)

3.5.3 Zusammenfassung

Bei den Aussagen der Expertinnen und Experten ist zu berücksichtigen, dass diese nicht auf die konkrete Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt oder der

Berufsberatung zurückzuführen sind, ihre Kritik stützt sich vielmehr auf die Erfahrungen aus ihrer pädagogischen Arbeit mit den jungen Frauen und Männern. Dabei beklagen sie vor allem, dass die Jugendlichen keine konkreten Vorstellungen über ihre beruflichen Optionen entwickelt haben. Neben der mangelnden Unterstützung und fehlenden Kenntnis über Ausbildungsmöglichkeiten in den Herkunftsfamilien sowie der Überforderung der Schulen kritisieren sie die mangelnde Wirksamkeit der Berufsberatung in den Arbeitsämtern. Die Expertinnen und Experten fordern eine persönlichere, individuellere Beratung, die vor allem auch auf die Kompetenzen, Interessen und Neigungen der jungen Erwachsenen eingeht. Zusätzlich erwarten sie eine Beratung, die den aktuellen Gegebenheiten des Arbeitsmarktes entspricht und auch die Einstellungskriterien der Wirtschaft berücksichtigt.

Erfahrungen mit dem Sozialamt werden lediglich im Hinblick auf dessen Integrationsstrategie thematisiert. Dabei fällt auf, dass die Unterscheidung der Expertinnen und Experten zwischen Sozial- und Arbeitsämtern eher im Ausmaß des Drucks, der auf die jungen Erwachsenen ausgeübt wird, und im Verbindlichkeitscharakter der jeweiligen Maßnahmen liegt, als in einer unterschiedlichen Aufgabe der Ämter.

Extrem kritisch beschreiben die jungen Erwachsenen die persönlichen Erfahrungen, die sie in den Arbeitsämtern machen. Ihre Kritik richtet sich vor allem auf das Verhalten der Arbeitsamtsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter. Insbesondere junge Erwachsene nichtdeutscher Herkunft berichten von schlechter Behandlung in den Ämtern. Generell sind die jungen Frauen und Männer der Ansicht, dass ihnen im Arbeitsamt keine bzw. nur sehr wenig Hilfe und Unterstützung zuteil wird. Einige Jugendliche belegen dies damit, dass ihnen „versprochene“ Bewerbungsadressen nicht übermittelt wurden. Andere berichten, dass ihnen lediglich Adressen von Zeitarbeitsfirmen zur Verfügung gestellt wurden. Mit den konkreten Angeboten der Arbeitsämter sind viele der befragten jungen Erwachsenen nicht zufrieden. Häufig entsprechen diese nicht ihren Erwartungen und ihren (selbst eingeschätzten) Qualifikationen. Die Verbitterung wird noch dadurch gesteigert, dass die jungen Erwachsenen mit Niveau und Ergebnis von Maßnahmen nicht zufrieden sind. Enttäuschung macht sich vor allem dann breit, wenn eine versprochene Ausbildung nicht absolviert werden kann.

Erfahrungen im Zusammenhang mit der Meldung als Arbeitslose/r werden von vielen Befragten als negativ bewertet. Wenn eine Meldung für sie überhaupt in Betracht kommt, dann wegen der damit einhergehenden Krankenversicherung. Das Arbeitslosengeld spielt aufgrund meist nur geringer Leistungsansprüche in den Überlegungen vieler Befragten keine Rolle. Entsprechend treten sie den Weg zum Arbeitsamt erst gar nicht an. Einige geben an, dass sie einfach „zu faul“ seien, die vielen bürokratischen Wege, die sich durch eine Arbeitslosenmeldung ergeben, zu gehen. Eine große Mehrheit der jungen Erwachsenen nennt die Wirkungslosigkeit des Arbeitsamtes als Begründung. Sie haben kein Vertrauen in die Wirksamkeit von Bemühungen des Arbeitsamtes, für sie eine neue Arbeitsstelle zu finden. Im Gegenteil, die jungen Frauen und Männer geben an, dass sie sehr viel schneller selbst eine Beschäftigung für sich finden können als das Arbeitsamt.

Aufgrund ihrer negativen Erfahrungen mit Arbeitsamtsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter, konzentrieren sich die Bemühungen und Anstrengungen der jungen Erwachsenen, eine Arbeitsstelle zu finden, auf die Nutzung des Computers, wobei die Jugendlichen beklagen, dass viele der dort offerierten Angebote veraltet (schon vergeben) sind. Jedoch beschränken sich die Aussagen der

befragten jungen Erwachsenen nicht nur auf Kritikpunkte. Es wird vor allem eine individuellere, engagiertere, freundlichere Beratung gewünscht, die ihre Interessen und Kompetenzen berücksichtigt.

Negativ sind auch die Erfahrungen mit dem Sozialamt. Die Aussagen der Befragten zeigen, dass sie sich als minderwertig behandelt fühlen. Eine Befragte z. B. verzichtet deshalb auf den Bezug von Sozialhilfe.

Die Aussagen der jungen Erwachsenen machen auch deutlich, dass in den Sozialämtern erheblicher Druck auf sie ausgeübt wird, um sie zur Aufnahme von Arbeit – sei es Zeitarbeit, sei es eine Maßnahme oder eine gemeinnützige Arbeit – zu bewegen. Dies dient vor allem dem Nachweis der „Arbeitswilligkeit“; Hauptdruckmittel ist die Kürzung der Bezüge.

Häufig haben die jungen Frauen und Männer aber auch Probleme mit den Vorschriften und ihrer Anwendung. Die Befragten empfinden Regelungen als Schikane und nennen in diesem Zusammenhang vor allem Zuständigkeitsprobleme zwischen Arbeits- und Sozialamt sowie das mühsame Beschaffen von Bescheinigungen.

Diejenigen Befragten, die aufgrund schwieriger Familienverhältnisse in einem Heim aufgewachsen sind, berichten zudem von ihren Erfahrungen mit dem Jugendamt. Dabei schildern sie vor allem ihre Problemlage und dass die Hilfe des Jugendamtes (HzE), die ihnen zuteil wurde, ihre Situation nur stabilisieren, jedoch nicht verbessern konnte.

3.6 Der Stadtteil als Ressource und Risiko für das Gelingen der sozialen und beruflichen Integration

3.6.1 Sicht der Expertinnen und Experten

3.6.1.1 Stadtteilsegregation und Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten im Stadtteil

Deutlich arbeiten die Expertinnen und Experten die Segregationsprozesse in den einzelnen Stadtteilen heraus; insbesondere weisen sie auf die Kumulation von Standortnachteilen und ihre Auswirkungen auf Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten hin. Dabei – so ihre These – bildet sich in der amtlichen Statistik die tatsächliche Höhe der Arbeitslosigkeit gar nicht ab, weil viele Stadtteilbewohnerinnen und Stadtteilbewohner wegen ihrer Distanz zu den Ämtern Ansprüche nicht geltend machten.

„Jetzt werden verstärkt Räume geräumt, jetzt soll am Bahnhof gebaut werden, da müssen sie (die Obdachlosen, N.K) weg vom Bahnhof, dass sich das immer weiter Richtung Norden verschiebt, ist ganz klar (...).“ (Expertin F, S. 34)

„(...) die Situation entstand ja auch dadurch, dass XY ein Stadtteil ist mit besonderem Erneuerungsbedarf, mit Fug und Recht, wegen der zurückgegangenen Industrie, der vielen Arbeitslosen, der vielen Sozialhilfeempfänger, d.h., Strukturen von Familien lösten sich auf, d.h., wir wussten, wir haben einen desolaten Zustand, die Jugendlichen lösen sich aus den Familien, steh'n auf den Straßen und haben eigentlich sonst keinen Ansprechpartner mehr, Jugendeinrichtungen entsprechend dem Bedürfnis gab es auch nicht (...).“ (Expertin J, S. 45)

„Wir (...) haben (...) festgestellt, dass es zwar mit Sicherheit genug arbeitslose junge Frauen gibt, die aber gar nicht gemeldet sind, sondern traditionell Sozial-

hilfshaushalte, die auch 'ne Meldung beim Arbeitsamt nicht gemacht haben, die nehmen hin und wieder mal 'nen Putzjob an oder irgendwie so was, also, da haben wir das erste Mal gemerkt, dass es wohl einfach auch daran liegt, dass viele Familien hier oben diese Verwaltungsstrukturen und diese Notwendigkeit gar nicht kennen, sich auch entsprechend gar nicht melden beim Arbeitsamt, die alle so unter der Hand (...) und das schon die zweite Generation (...).“ (Experte L, S. 55)

„(...) und ganz klar durch Wegbruch Westfalenhütte, die Arbeitsplätze, die Arbeitslosenquote immer weiter gestiegen ist, und hier merkt man keinen Strukturwandel, es ist nicht viel passiert in dem Sinne: »Wo sind denn die neuen Technologien hier?«, oder »Wo sind die Arbeitsplätze?«, die sind woanders, die sind nicht hier in der Nordstadt und dadurch hat es sich hier im Grunde für die Leute eher verschlechtert (...) der Strukturwandel schlägt sich hier ins Gegenteil um, dadurch, dass sich hier eben die Menschen ballen, die schon ausgeschlossen sind, die durchs Gitter fallen, die eh keine Chance haben.“ (Expertin F, S. 34)

Die Mehrzahl der Expertinnen und Experten betrachtet schon die Adresse in bzw. die Herkunft aus einem sozialen Brennpunkt als chancenmindernd für die Jugendlichen bei Bewerbungen:

„Die (Jugendlichen, N.K.) wissen alle, wenn ein Arbeitgeber liest, der wohnt in der Nordstadt, kriegen sie 'ne Absage und trotzdem hängen sie an ihrem Stadtteil (...).“ (Experte G, S. 37)

3.6.1.2 Stadtteilkultur und Peers als soziale Stütze und Verführer

Die Expertinnen und Experten weisen darauf hin, dass für die meisten Bewohnerinnen und Bewohner, insbesondere die Jugendlichen, ihr Stadtteil Heimatfunktion hat, auch wenn er ein sozialer Brennpunkt ist. Entsprechend sei auch die Binnenwahrnehmung im Stadtteil erheblich positiver, als der Stadtteil von „außen“ beurteilt wird.

„Also, die, die hier leben, empfinden den Stadtteil als nicht so schlimm, die, die hier nicht leben, die kennen den Norden als Ghetto (...).“ (Expertin A, S. 6)

„Die jungen Leute würden jederzeit eine Wohnung hier nehmen (...). Ich glaub, wir interpretieren teilweise zu viel rein, wenn die hier aufwachsen, das ist nun mal ein Stück Heimat, teilweise hat es auch was (...) du kannst hier einkaufen, die ganzen türkischen Geschäfte, da kannst du gut und preiswert einkaufen, du kriegst hier (...) alles, es gibt sogar Delikatessengeschäfte (...).“ (Experte I, S. 44)

„Die bewegen sich nur im Stadtteil, also, solange sie einen Führerschein nicht haben, ist nur ihr Stadtteil ihre Grenze (...). Sie fühlen sich wohl, die haben das kennen gelernt (...) das ist ihr Milieu (...) man kennt sich aus (...) man kann also mitreden (...) also, diese Identifizierung ist vorhanden (...).“ (Experte G, S. 37)

Dass aber auch Stadtteile trotz ihres Heimatcharakters in sich nicht homogen sind, sondern in einzelne Reviere für Gruppen insbesondere ausländischer Herkunft aufgeteilt sind, wird von vielen Expertinnen und Experten ebenfalls festgestellt. Diese verschiedenen Stadtteilkulturen werden von den Expertinnen und Experten insbesondere dann als problematisch angesehen, wenn sie sich zu Drogenmilieus entwickeln.

„Wenn ich halt in meinem sozialen Netz ganz viele Leute habe, die halt sich Geld verdienen durch Dealen, Waffenschiebereien oder sonst was, komm ich halt auch wieder leichter ran, als hätt ich die nicht (...).“ (Expertin A, S. 7)

„Der Norden ist natürlich ein Brennpunkt (...) es gibt halt auch in den letzten

Jahren verstärkt die Drogenszene, und das eröffnet natürlich andere Möglichkeiten, man bekommt mehr mit, hat schneller Zugang zur Illegalität, muss man einfach so sehen, durch Drogenhandel oder Beschaffungskriminalität (...).“ (Experte C, S. 20)

Eine wichtige Rolle spielt nach Meinung der Expertinnen und Experten der Freundeskreis der jungen Erwachsenen, der oft die Funktion eines Zufluchtsortes hat. Gleichzeitig werden diese Gruppen aber auch zum Ausgangspunkt von Konflikten, etwa wenn diese Gruppen um Treffpunkte im Stadtteil konkurrieren und es dann zu Ausschreitungen kommt. Die Expertinnen und Experten betonen sehr ausdrücklich die von Gangstrukturen und Auseinandersetzungen ausgehenden Risiken sowohl für die Lebensbedingungen junger Leute im Stadtteil als auch für die beruflichen und sozialen Biographien der Mitglieder dieser Gruppen.

„(...) die türkischen Gangs, die kennen sich alle, die halten auch zusammen, da ist wirklich ein sozialer Raum, den die Deutschen, die hier im Norden leben, so nicht haben. Sie sind viel vernetzter, sind enger zusammen, also, die kennen sich hier wirklich alle, das ist so (...). Die Deutschen haben halt ihre individuellen Freunde, die haben auch ihre Cliques, aber das ist nicht so über das ganze Stadtgebiet verteilt, also, wenn da mal einer angepöbelt wird, dann greift der eben nicht mal eben zum Handy und hat nach ein paar Minuten 50 Leute mit Baseballschlägern organisiert.“ (Expertin A, S. 6)

„Es bilden sich noch kleinere und engere Ghettos (...) und da gibt es dann Auseinandersetzungen, und die Türken wissen ganz genau, dass die Osteuropäer kräftiger sind, die schlagen zu, die fackeln nicht lange, das haben die schon zu spüren bekommen.“ (Experte G, S. 37)

„Da gab's damals (Anfang 90er Jahre, N.K.) halt 'ne Gruppe deutscher Jugendlicher, hauptsächlich konkurrierend mit türkischen Jugendlichen (...) im Moment haben wir das Problem seit etwa einem Jahr, dass sich Deutsche und Russlanddeutsche in Cliques aufspalten und nicht mehr mischen und die ganz einfach um verschiedene Treffs konkurrieren (...). Es gibt hier oben, sicherlich wie in jeder Stadt inzwischen üblich, alle Drogen, das ist leider auch gesellschaftliche Normalität, das sagt auch die Polizei (...).“ (Experte L, S. 56)

„Der Stadtteil bietet für diese Jugendlichen, die noch so unstabil sind, keine Perspektive, im Gegenteil, mehr noch negative, die finden den Freundeskreis, die alle so auf diesem Level sind oder sogar noch tiefer sind, die ziehen die mit (...) und da tauchen die mit unter, so fallen die nicht auf (...).“ (Experte G, S. 37)

3.6.2 Sicht der befragten jungen Erwachsenen

3.6.2.1 Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten im Stadtteil

Die befragten jungen Leute sehen ihre Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten durch die Wirtschaftsstruktur im Stadtteil eingeschränkt. Es fehlt, so ihre Klage, an Betrieben, in denen sie unter regulären Bedingungen ihren Lebensunterhalt sichern können. Die Arbeitsmarktchancen im Stadtteil seien schlechter als im übrigen Stadtgebiet. Wann immer in den Interviews von den Befragten Probleme im Stadtteil behandelt werden, wird auch die ethnische Zusammensetzung zum Thema, so auch hier: Die jungen Erwachsenen spekulieren z. B. darüber, dass der Zuzug von Ausländern den bereits schwierigen Arbeitsmarkt im Stadtteil weiter belastet. Schwarzarbeit wird aufgrund der problematischen Lage von einem Befragten als selbstverständlich angesehen.

„(...) ich hatte ja keine Ausbildung. Da ist es sehr schwer, eine Arbeit zu finden (...). Dort gab's ja keine Cafés, wo man hätte kellnern können.“ (Lisa, 20 Jahre, 1 Kind, Prot.-Int. 1, S. 64)

„Gibt doch nur noch 630-Mark-Jobs (...). Jede Altersstufe braucht ihr Geld, mit 630 DM kann ich nix werden (...) aber früher war das nicht so, jeder hat hier Arbeit gekriegt, jeder war am Arbeiten, jeder hatte Geld, jetzt ist alles Scheiße geworden, das zwingt die Leute, Schwarzarbeit zu machen (...).“ (Serge, 23 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 319)

„Ich glaube nicht, dass man keinen Job kriegt, nur weil man in XY (Stadtteil, N.K.) wohnt. Ich denke, es geht doch darum, wie gut du in der Schule warst, welche Qualifikation du hast, aber ich habe schon das Gefühl, dass man schnell abgestempelt wird. Ich kann ja nichts dafür, dass es mir so geht, aber nur weil die Leute die Junkies nicht sehen wollen, denken die, wir sind alle Junkies, wir wollen nicht arbeiten.“ (Barbara, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 412)

3.6.2.2 Stadtteilbezogene Einrichtungen und Angebote

Der Kontakt zur Untersuchungspopulation wurde in der Mehrzahl der Fälle über stadtteilbezogene Einrichtungen und Hilfsangebote hergestellt. Insofern wurde eine Population untersucht, die in irgendeiner Weise solche Einrichtungen und Angebote nutzt bzw. zu einem Zeitpunkt genutzt hat. Diese werden von den Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen ausdrücklich nach ihrem Beratungs- bzw. Hilfeeffekt bewertet, wobei die Beurteilung weitgehend positiv ausfällt. Allerdings gehen einige der Befragten sehr nachdrücklich auf Distanz: Die Angebote werden dann als bevormundend oder Eingriff in die Privatsphäre abgelehnt.

„Also Jugendtreff find ich schon gut, weil, die haben mir sehr oft geholfen, bei Bewerbungsschreiben und halt wenn mein Computer (...) nicht geht, dann konnte ich hierher kommen und ich hab mich auch mit denen hier unterhalten, und von daher bin ich schon froh, dass ich so gut klarkomme, erstens mal mit den Leuten hier vom Jugendtreff, und ich bin sehr dankbar dafür, dass die halt für mich da waren (...). Meine Eltern können mich bei Bewerbungen nicht unterstützen, da brauche ich Hilfe, von daher bin ich schon froh (...).“ (Despina, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 55)

„Ich habe ja in Einrichtung XY so viele Erfahrungen mitgemacht, ich bin ja sehr dankbar (...) da habe ich vieles miterlebt, dafür bin ich dankbar, dadurch bin ich sehr stark geworden, andere Gedanken, andere Meinung, so war ich sehr zufrieden und mehr Hoffnungen und mehr Erlebnis.“ (Tara, 29 Jahre, 3 Kinder, Prot.-Int. 3, S. 145)

„(...) jemand sagte, hier kannst du abhängen, mit Leuten reden und auch Unterstützung bei Bewerbungen kriegen, und damals konnte ich noch keine guten Bewerbungen schreiben (...).“ (Özgür, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 269)

„Ja, da konnte ich mir erst mal so richtig im Klaren werden, was ich überhaupt machen will (...). Ich wusste nicht mehr, was ich machen sollte, ich wusste nicht, welcher Beruf zu mir passt (...).“ (Nina, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 426)

Beispiele für Ablehnung und Distanz sind:

„Was sollen die mir helfen? Wenn ich z. B. zu 'ner Schuldnerberatung gegangen wäre, was sollen die mir helfen? Bezahlen die meine Schulden? (...). Ganz ehrlich, ich seh da keinen Sinn so, warum soll ich da hingehen und noch meine Sache preisgeben? Da krieg ich doch sowieso die Antwort, dass ich zahlen muss, da brauch ich nicht hinzugehen.“ (Goran, 25 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 285)

„Meistens regel ich Probleme alleine, kenne keine Einrichtungen, da sind auch fremde Leute, die sollen sich meine Probleme anhören? Irgendwie denk ich, ich kann das auch alleine.“ (Barbara, 21 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 414)

3.6.2.3 Stadtteilkultur und Peers als soziale Stütze und Verführer

Die Kritik der Jugendlichen an ihrem Stadtteil wird dann am heftigsten, wenn es um Kriminalität und insbesondere um Drogenprobleme geht. Viele verbinden mit diesen Themen ein Gefühl der Unsicherheit: Sie trauen sich nicht mehr auf die Straße oder nur noch am Tage. Der Stadtteil wird zeitweise fremd, gehört nicht mehr ihnen. Beklagt wird z. B., dass Drogenkonsum (im Gegensatz zu früher) jetzt öffentlich ohne Rücksicht auf andere Bewohner erfolge und Jugendliche das als „cool“ empfänden. Andere weisen auf die Sogwirkung von Gruppenprozessen insbesondere im Drogenmilieu hin. Letztlich scheint es, als ob mit einer Zunahme der Kriminalität im Stadtteil für Jugendliche nicht nur der Verlust von Sicherheit, sondern auch von Heimat, also der emotionale Verlust ihres Stadtteils für sie selbst verbunden ist.

„(...) ist schlimm geworden wegen den vielen Drogenabhängigen, Alkoholikern (...). Abends ist so schlimm, wir sind ja meistens im Park, da hängen wir da hinten rum, da haben wir schon Spritzen gesehen, mit Blut drin, da hab ich mich geekelt, da kommen doch auch kleine Kinder vorbei (...) sehr schlimm, abends ist es sehr schlimm (...).“ (Kelly, 20 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 434)

„(...) hier vorne, wo ich wohne, ist der Drogenumschlagplatz (...) die Jugend von heute in der Nordstadt echt, die sind alle nur am Paffen, nehmen Drogen, Koks oder gehen feiern (...) und werfen sich was rein oder reden von Diebstahl oder »Komm, lass uns einen abziehen.«“ (Ferdinand, 20 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 244)

„(...) da wohnen Junkies, Drogenabhängige, Alkoholiker, Leute, die aus'm Knast gekommen sind und die auf der Straße gelebt haben usw. (...) ich wohn halt in einem Wohngebäude, wo der letzte Abschaum (...) reingeht, also eingemietet ist (...).“ (Klaus, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 348)

„(...) wir haben sehr viele Junkies hier, jeder, der keine Ausbildung hat, kein Geld hat, der denkt sich, jetzt mach ich große Geschäfte (...) die ganzen Junkies versorgen mich, ich fang klein an, krieg 'n bisschen Geld da, bisschen Geld hier, und dann kaufen und verkaufen die Drogen.“ (Ali, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 395)

„Es sind viele Junkies hier, man sieht das abends (...) da sitzen sie, kiffen se, trinken Bier, da hab ich auch schon mal Angst, vorbeizugehen und blöd angemacht zu werden.“ (Nina, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 423)

Kritisch kommentiert wird die Bevölkerungszusammensetzung im Stadtteil. Auch hier werden Ausländer genannt, aber auch „Penner“, „Junkies“, „Asoziale“, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger. Generell wird der Ruf beklagt, den der Stadtteil aufgrund dieser Bevölkerungszusammensetzung bekommt. Die Verunsicherung durch den hohen Ausländeranteil führt nicht zu explizit ausländerfeindlichen Parolen. Allerdings entsteht der Eindruck, dass sich die deutschen Jugendlichen – aber auch Jugendliche ausländischer Herkunft – durch die vielen Sprachen, die sie selbst nicht verstehen, immer stärker ausgeschlossen, immer weniger zu Hause in ihrem Stadtteil fühlen.

„Hier gibt es so viele Ausländer, könnte jetzt draufloslegen, aber das bringt mir nix (...). Es könnte freundlicher sein, die Leute könnten nicht so aggressiv sein.“ (Karina, 27 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 92)

„Hier wohnen hauptsächlich Ausländer, an denen haben wir nicht so viel Interesse (...). Wir können mit denen nichts anfangen (...). Es gibt keine Berührungspunkte, die haben ihre Cliques und wir unsere (...).“ (Joana, 28 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 135)

„Ich würd mal sagen, es wohnen mir einfach zu viele Ausländer, ich bin zwar selber einer, aber es wohnen mir halt zu viele Ausländer von einer Sorte (...).“ (Klaus, 19 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 348)

„(...) klar sind viele Ausländer hier, viele Arbeitslose (...) im Norden wohnen die ganzen Asozialen, das ist ja so 'n Vorurteil, da hab ich kein Problem mit (...). Also, meine Kinder werde ich hier nicht großziehen, das würde ich nicht machen wollen, ich werde nie hier wohnen bleiben, also hoffe ich doch, dass ich es irgendwann mal schaffe (...).“ (Lela, 22 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 162)

„Da wohnen ja so viele Arbeitslose, das ist fürchterlich, weil da wirst dann wirklich mit runtergezogen (...) da waren wirklich so viele dabei, die gesagt haben: » Ich will nicht arbeiten gehen.« (...)“ (Josefine, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 115)

„Jetzt, neue Jahr wollte neue Wohnung suchen, nicht mehr im Norden, wollte weggehen, nach XY, jetzt hier so viele Türken, bisschen komisch, jetzt kommen Nazis hier in Norden (...). Wohne jetzt in türkischem Haus, ich bin auch Ausländer, ich hab Angst, weiß man nicht, was passiert, ich wollte bisschen andere Wohnung, bisschen mehr Deutsche irgendwie (...). Irgendwie kommen Leute demonstrieren, bisschen so komisch, ich hab Angst, wenn bisschen Deutsch, bisschen Türken, dann hab ich keine Angst.“ (Gracia, 29 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 177)

Es gibt aber auch Jugendliche, die ihren Stadtteil „lieben“ und nicht wegziehen wollen. Begründet wird diese oft zwiespältige „Heimatliebe“ mit Beziehungen zu Menschen, mit sozialen Netzen und letztlich mit Zugehörigkeitsgefühl. Der Stadtteil ist für diese jungen Leute Heimat.

„Ich sag mal, es ist 'ne Hassliebe, ich hasse es und liebe es, ich hab mich hier eingelebt und jetzt muss ich damit leben, ich glaub auch kaum, dass ich, wenn ich die Möglichkeit hätte, wegziehen würde (...). Ich kenn mich hier aus und meine Familie lebt hier.“ (Ercan, 25 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 379)

„Ich denke, so ein Stadtteil gehört dazu, es ist natürlich nicht erfreulich, wenn man ab einer bestimmten Uhrzeit nicht mehr raus kann, weil das zu gefährlich ist (...). Aber ich sag mal, das gehört dazu (...) ist ja überall (...).“ (Farim, 26 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 326f)

Ein Teil der jungen Frauen muslimischer Herkunft sieht den hohen Anteil von Ausländern an der Wohnbevölkerung im Stadtteil als Ursache für einen sie sehr persönlich betreffenden Konflikt zwischen den Kulturen. Sie weisen darauf hin, dass durch die große Anzahl an Stadtteilbewohnerinnen und -bewohner aus islamischen Ländern die Herkunftskultur stabilisiert wird, ja die Herkunftskultur im Stadtteil viel rigider bewahrt wird als im Herkunftsland und sich im Gegensatz zu dort nicht weiter fortentwickelt. Diese jungen Frauen versuchen sich behutsam weiterzuentwickeln, d.h. ihrer Herkunftskultur zu entsprechen und zugleich deutschen Standards zumindest teilweise zu genügen.

„Ein wenig eingeengt bin ich in der Tradition schon, grad bei den älteren Leuten, die so streng nach dem islamischen Glauben leben, die Mädchen müssen sich dann nach der Heirat verschleiern (...). Mein Mann wollte das auch, dass ich Kopftuch trage, aber ich nicht (...) Die hier aufgewachsen sind, sind noch traditioneller als die in der Türkei (...). Weil die in der Türkei, die leben ja nur in der Kultur und die wissen das ja, und hier passen die Eltern darauf auf, dass die Kinder die Tradition überhaupt mitkriegen, die bringen das denen erst bei, und

darum werden die auch strenger erzogen, und in der Türkei braucht man das gar nicht zu sagen, man sieht das ja, er lebt ja da drin und hier ist das ja nicht so.“ (Hatice, 22 Jahre, Prot.-Int. 3, S. 170f)

„(...) wir leben jetzt hier, einerseits muss man sich anpassen, aber andererseits sag ich immer, man darf auch nie vergessen, woher man kommt, also, ist nicht so, dass ich jetzt in Deutschland lebe und dann auch wie 'ne Deutsche lebe, also, ich tu auch fasten, ich geh auch zur Moschee, deshalb, ich würd auch beten, nur halt von der Zeit her kann ich das nicht, aber ich würd das alles machen, und ich versuche so halt die Sprache auch noch zu können, weil, ich denke mir, wenn ich mal Kinder habe, möchte ich denen auch gerne was geben.“ (Feridime, 21 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 129)

Eine große Bedeutung für das Leben im Stadtteil hat auch der Freundeskreis; häufig wird er mit dem Stadtteil identifiziert bzw. ihm „gehört“ der Stadtteil als soziales Territorium. Zugleich wird darauf hingewiesen, dass man sich Freunden anpasst, dass die eigene Clique konform und homogen wird. Dem entspricht, dass der Wunsch, im Stadtteil zu bleiben, mit der Zugehörigkeit zum Freundeskreis begründet wird.

„(...) die kennen mich ja alle, das ist hier oben so, ist man hier einmal bekannt, dann kennen einen alle, wenn hier ein Neuer hochzieht, der kennt mich auch, durch Erzählen, viele Leute kennen mich hier oben, wissen, wie ich abgegangen bin und so, dass hat ja auch was mit gegenseitig respektieren zu tun, weil ich ja mit der ganzen Story nix mehr zu tun hab, die haben gesehen, dass ich meinen eigenen Weg jetzt gehe (...).“ (Mohamed, 26 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 23).

„Seit 16 Jahren wohne ich hier und das nimmt dich mit, du gehst mit, weil, wenn Freunde Assis sind (...) dat kommt so plötzlich (...) gehst du einmal mit, gehst du zweimal, dann rufen die dich andauernd, dann bist du auch schon 'n Assi, weißt du, da hast du dich schon an die Atmosphäre gewöhnt und du findest auch nur Assis, also, wie soll ich sagen (...) ich find schneller Freunde bei den Assis (...) weil die gehen auf die Menschen zu und sind offen.“ (Ali, 19 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 395)

Viele Jugendliche erwähnen Kriminalität, insbesondere Drogen-, Gewalt- und Eigentumsdelikte in Zusammenhang mit ihrem Freundeskreis. Gruppenprozesse – so die eigene Einschätzung – begünstigten Kriminalität. Die Fähigkeit, sich abgrenzen, „nein“ sagen zu können, sei unter diesen Bedingungen eine wichtige Kompetenz, den Risiken dieser Gruppenprozesse zu entgehen:

„Wenn ich was nicht will, dann sag ich das denen auch, die müssen das auch verstehen, ich finde, die müssen das verstehen, es gibt keinen anderen Weg. Ich hasse es, wenn man mich überreden will oder so, und ich hasse es, wenn man jemanden versucht, Drogen anzudrehen, und der sagt beim ersten Mal schon »nein«, und die versuchen das dann immer weiter, ich hasse so was, weil mein bester Kumpel ist wegen solchen Arschlöchern Junkie geworden (...).“ (Aziz, 23 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 294)

Weil sie die Risiken, im Stadtteil in kriminelle Aktivitäten verwickelt zu werden bzw. aus diesen nicht aussteigen zu können, als hoch einschätzen, haben eine Reihe der Befragten eigene Strategien des Ausweichens und sich Abgrenzens entwickelt:

„Wir begrüßen uns, sagen »Hallo«, dann geh ich weiter (...). Ich will das nicht mehr, Leute verarschen und so (...) die wollten, dass ich auch 'n Bruch mache, hab ich gesagt: »Ich mach das nicht«, haben die gesagt: »Du Feigling, dann geh doch«, dann hab ich gesagt: »O.K., dann geh ich.«“ (Damian, 20 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 361)

„Seitdem ich meine Bewährung hab, hab ich mich von allen (den Kumpels, N.K.) ferngehalten, will nix zu tun haben mit denen (...) weil mein Bruder sitzt und ich hab kein Bock, hinterher zu gehen. Es ist für mich schon besser, wenn ich nachts arbeite, 1.00 bis 14.00 Uhr, 16.00 Uhr ins Bett, so ist für mich besser, die Kumpels sind überall.“ (Goran, 23 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 279)

Weil sie davon überzeugt sind, dass das Image des Freundeskreises auf sie selbst übertragen wird, suchen sich einige Jugendliche den Zugang zu Cliques, in denen alle Arbeit haben:

„Die (Kumpels, N.K.) sind alle am Arbeiten, die sind auch z.T. 10 Jahre älter, ich hab mir mal ältere ausgesucht, 1. haben se mehr Lebenserfahrung, 2. haben se 'nen festen Job, was Besseres konnte mir net passieren (...) die unterstützen mich.“ (Paul, 22 Jahre, Prot.-Int. 1, S. 341)

„Freunde spielen eine Rolle, wie man sein Leben einschlägt, natürlich, das ist das A und O, sonst würden nicht so viele Dinge passieren (...). Ich hab halt viele Freunde, die arbeiten, ich hab eigentlich kaum jemanden, der arbeitslos ist, es gibt auch welche, die dealen, aber das färbt nicht auf mich ab, ich bin halt 'n Typ, der sich abgrenzen kann.“ (Ercan, 25 Jahre, Prot.-Int. 2, S. 379)

3.6.3 Zusammenfassung

Die Expertinnen und Experten betonen, dass der Stadtteil für die meisten Bewohnerinnen und Bewohner, insbesondere für die Jugendlichen, eine Heimatfunktion hat, auch wenn der Stadtteil ein sozialer Brennpunkt ist. Wichtig erscheint die Erkenntnis, dass die Binnenwahrnehmung im Stadtteil erheblich positiver ist als die negativen von „außen“ getroffenen Beurteilungen und Bewertungen des Stadtteils. Allerdings ist der Stadtteil in einzelne Reviere eingeteilt. Diese meist auf ethnischen Gruppen basierenden Stadtteilkulturen erweisen sich nach Meinung der Expertinnen und Experten dann als problematisch, wenn sie sich zu Drogenmilieus entwickeln. Ferner weisen die Expertinnen und Experten darauf hin, dass die jungen Frauen und Männer nur selten ihren Stadtteil verlassen und wenn, dann nur zu bestimmten Zwecken. Die von den Expertinnen und Experten erkannte Kumulation von Standortnachteilen und ihre Auswirkungen werden von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Stadtteilen nur partiell wahrgenommen: Für die einen ist die Herkunft aus einem sozialen Brennpunkt chancenmindernd, für die anderen chancenneutral. Kennzeichnend aus der Sicht der Expertinnen und Experten ist die Vielzahl von Sozialhilfehaushalten und deren Verstetigung über Generationen hinweg.

In der Beurteilung und Bewertung des Stadtteils sehen die befragten jungen Frauen und Männer die Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten skeptisch. Es scheinen vor allem geringfügige Beschäftigungsverhältnisse möglich, diese reichen jedoch zur Sicherung des Lebensunterhalts nicht aus. In diesem Zusammenhang gibt es schon deshalb viel Verständnis für Schwarzarbeit, da der Stadtteil keine realen Arbeitsmarktchancen bietet.

Stadtteilbezogene Einrichtungen und Hilfsangebote werden von den jungen Erwachsenen nach ihrem Beratungs- bzw. Hilfseffekt bewertet. Die jungen Frauen und Männer nehmen in der Regel nur eine Einrichtung regelmäßig in Anspruch, auch wenn die pädagogische Zielsetzung der Einrichtung nicht auf die jeweilige Problemlage der Jugendlichen ausgerichtet ist. In der Regel ist der Kontakt personengebunden, in der Konsequenz heißt dies aber auch, dass die

Jugendlichen die Einrichtungen wieder verlassen, wenn beispielsweise der oder die betreffende Mitarbeiter bzw. Mitarbeiterin nicht anwesend ist.

Die jungen Erwachsenen beurteilen ihren Stadtteil dann am kritischsten, wenn es um Kriminalität, insbesondere um Drogen geht. Viele verbinden damit ein Gefühl der Unsicherheit. Wichtig erscheinen in diesem Zusammenhang die Aussagen bezüglich der Sogwirkung von Gruppenprozessen im Drogenmilieu. Die Äußerungen der Jugendlichen weisen zudem darauf hin, dass mit der Zunahme der Kriminalität nicht nur die Sicherheit im Stadtteil, sondern auch ein Stück Heimat(kultur) verloren geht. Die jungen Erwachsenen behaupten, dass der Mangel an Jugendeinrichtungen und Infrastruktur überhaupt die Jugendlichen zu kriminellen Aktivitäten und/oder Drogenkonsum verleite. Fehlende Infrastruktur sei auch der Grund dafür, dass Jugendliche ihre (Freizeit-)Aktivitäten in andere Stadtteile verlegen.

Kritisch kommentiert wird die Bevölkerungszusammensetzung im Stadtteil: „Asylanten“, „Penner“, „Junkies“, Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger prägen das Stadtteilbild vieler Befragter; diese verursachten den schlechten Ruf des Stadtteils. Dennoch wird ein Wegzug von den meisten Befragten nur widerwillig in Erwägung gezogen. Wenn Befragte deutscher Herkunft äußern, dass sie den Stadtteil verlassen möchten, dann verweisen sie in diesem Zusammenhang auf den hohen Ausländeranteil in der Wohnbevölkerung, der bei ihnen ein Gefühl der Ausgeschlossenheit hervorruft. Es finden sich jedoch auch junge Erwachsene die ihren Stadtteil lieben und nicht wegziehen wollen, weil sie ihre sozialen Netzwerke nicht aufgeben möchten.

Das Aufeinandertreffen deutscher und nichtdeutscher Kultur wird vor allem von Mädchen islamischer Religionszugehörigkeit als belastend und „zerreißend“ empfunden. Die jungen Frauen nichtdeutscher Herkunft weisen ausdrücklich auf Ghettoeffekte hin, die sich darin äußerten, dass die Tradition des Herkunftslandes hier in Deutschland sehr viel rigider bewahrt und gehandhabt wird als im Herkunftsland selbst.

Die Aussagen der jungen Frauen und Männer machen deutlich, dass ihr Freundeskreis für sie eine große Bedeutung hat. Häufig wird er mit dem Stadtteil identifiziert. Zudem passen sich die jungen Erwachsenen den Verhaltensweisen ihrer Freunde an, sodass die eigene Clique konform und homogen wird. Dem entsprechen auch die Aussagen der Jugendlichen, dass sie ihren Stadtteil nicht verlassen, da sie ihre Freunde – ihr soziales Netzwerk – nicht verlieren möchten.

Zusammenfassung der Ergebnisse und Verlaufstypen

Mit dieser Untersuchung wurde der Versuch unternommen, Informationen über die Lebenslagen, Lebensentwürfe und Bewältigungsstrategien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu gewinnen, die nicht dauerhaft in das Erwerbsleben integriert sind, erwerbsbiographisch bestenfalls auf kurzfristige und/oder prekäre Beschäftigungsverhältnisse zurückblicken können oder sogar ganz von einer betrieblichen Qualifizierung und Beschäftigung ausgeschlossen blieben. Beim Umgang mit dieser schwierigen Lebenssituation, so die Annahmen, entwickeln Jugendliche und junge Erwachsene teils altersspezifisch, teils dauerhaft, Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfe einer neuen Normalität am Rande von Erwerbsarbeit. Diese sind u. a. durch ökonomische, soziale und kulturelle Faktoren bestimmt und geschlechtsspezifisch ausgeprägt.

Als Untersuchungsorte wurden drei Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf in Nordrhein-Westfalen gewählt, da, so eine weitere Annahme, der unmittelbare Lebensraum einen wichtigen Kontext für die Entwicklung von Bewältigungsstrategien und Lebensentwürfen darstellt. Durch ungünstige Chancenstrukturen oder die Ballung von Risikofaktoren kann die Gefahr einer sozialen Ausgrenzung erhöht werden. Andererseits können soziale Räume auch Ressourcen darstellen, die ein Leben in anderen Mustern und unter Vermeidung der Risiken einer Marginalisierung möglich machen.

Der Berufseinstiegsprozess gestaltet sich für Jugendliche und junge Erwachsene zunehmend schwieriger und langwieriger. Die eingeschränkten Zugangsmöglichkeiten zu beruflicher Ausbildung und die damit verbundenen Schwierigkeiten beim Übergang in eine – stabile und langfristige – Erwerbstätigkeit haben vor allem bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit weniger guten Voraussetzungen längerfristige und negative Auswirkungen auf den Ausbildungs- und Erwerbsverlauf.

In den letzten Jahren wurde eine Vielzahl von Maßnahmen entwickelt und breit implementiert, die zum Ziel haben, die berufliche und soziale Integration benachteiligter Jugendlicher zu fördern. Die damit eingerichteten Qualifizierungswege und -phasen sind unübersichtlicher geworden und hinsichtlich des Ziels, den Übergang in eine den Lebensunterhalt sichernde Erwerbstätigkeit zu gewährleisten, von sehr unterschiedlicher Qualität.

Die sozialwissenschaftliche Forschung¹⁹ zeigt, dass Jugendliche und junge Erwachsene einerseits eine klare Orientierung auf ein künftiges Leben mit Arbeit haben, andererseits aber erhebliche Handlungskompetenz- und Orientierungsdefizite zur Verwirklichung ihres Berufseinstiegs aufweisen. Erschwerend kommt hinzu, dass ihnen realistisch nur ein enges Spektrum eher weniger attraktiver Ausbildungsberufe zur Verfügung steht, sofern sie überhaupt mit einem reibungslosen Einstieg in eine Ausbildung im dualen System rechnen können.

Diese Befunde werden von dieser Untersuchung bestätigt: Die jungen Frauen und Männer möchten einer beruflichen Tätigkeit nachgehen, jedoch beschränken sich ihre Kenntnisse auf die Berufsbezeichnungen. Die damit verbundenen Aufgabenbereiche und -felder sind ihnen nicht bekannt, ebenso wenig die dafür notwendigen qualifikatorischen Zugangsvoraussetzungen. Dies hat Auswirkungen auf ihr Bewerbungsverhalten: Möglichst viele Bewerbungen auf unterschiedliche Stellen zu verschicken stellt für sie eine Erfolg versprechende Bewerbungsstrategie dar. Einzelne junge Erwachsene, die einen

konkreten Ausbildungswunsch haben, bewerben sich nur diesem Wunsch entsprechend, dies birgt die Gefahr in sich, dass sie im Wettbewerb um die wenigen Ausbildungsplätze leer ausgehen und arbeitslos sind.

Sofern die jungen Erwachsenen konkrete Vorstellungen haben, sind diese stark geschlechtsspezifisch geprägt. Mädchen und junge Frauen ziehen sich dabei von der Verwirklichung ihrer beruflichen Ziele eher zurück als die jungen Männer. Den befragten Expertinnen und Experten zufolge liegt den Suchstrategien der Mädchen und jungen Frauen insgesamt auch ein höheres Sicherheitsdenken zugrunde; vor allem Mädchen und junge Frauen, die über keinen oder nur einen niedrigen Schulabschluss verfügen, stehen ihren Möglichkeiten, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren, skeptisch gegenüber und sehen deshalb in der Gründung einer Familie die Lebensperspektive. Hier konnten die Expertinnen und Experten ein Job-orientiertes Verhalten beobachten. Jedoch verfolgt die Mehrheit der jungen Frauen das Ziel, eine Ausbildung zu absolvieren. Bei jungen Männern steht dagegen die Einkommensmaximierung im Zentrum ihrer Bemühungen. Dies findet seinen Ausdruck darin, dass sie eine Hilfsarbeitertätigkeit mit höheren Einkommensmöglichkeiten einer Ausbildung mit niedriger bzw. geringerer Vergütung vorziehen.

Die Orientierungsprobleme der jungen Frauen und Männer spiegeln sich auch in den Ausbildungs- und Erwerbsverläufen wider: Es überwiegen Maßnahmekarrieren. Obwohl von den insgesamt 52 Befragten 14 den Hauptschulabschluss, 17 den Realschulabschluss und zwei die Fachoberschulreife erworben hatten, fanden sie keinen stabilen Zugang zum Erwerbssystem. Damit wird deutlich, dass die Zielgruppen der Angebote der beruflichen Übergangshilfen sich nicht nur an die „klassisch Benachteiligten“, d.h. Jugendliche mit ungünstigen Bildungsvoraussetzungen wenden.

Tilly Lex²⁰ hat Anfang der 90er Jahre Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Qualifizierungs- und Beschäftigungsmaßnahmen der Jugendsozialarbeit untersucht. Von den insgesamt 2.232 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten rund 1.000 die Schule vor 5 Jahren oder mehr verlassen. Das Angebot der Jugendsozialarbeit stellte also für sie keineswegs nur eine kurze Episode zu Beginn des Berufseinstiegs dar:

35 % hatten keinen Schulabschluss oder nur den Sonderschulabschluss erworben und waren damit in einer besonderen Weise den Risiken einer Benachteiligung auf dem Weg ins Arbeitsleben ausgesetzt;

40 % verfügten jedoch über einen Hauptschulabschluss; 6 % sogar über den qualifizierenden Hauptschulabschluss;

16 % hatten die Realschule mit Erfolg abgeschlossen und

3 % hatten sogar die Fachoberschulreife bzw. das Abitur erworben (Lex 1997, S. 144).

Angesichts der Bedeutung der beruflichen Übergangshilfen als Verfahren, junge Menschen beruflich und sozial zu integrieren, verwundert es, dass die Umsetzung der Ziele nicht passgenauer und zielgerichteter erfolgt. So betonen vor allem die befragten Expertinnen und Experten, dass die Maßnahmeanbieter eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Ausgestaltung der Maßnahmen vermissen lassen. Inhalte und Ziele der Maßnahmen ignorieren zu oft die Lebensumstände und Motivation der jungen Frauen und Männer. Dadurch besteht ein hohes Risiko des Abbruchs der Maßnahmen.

Ein besonderes Augenmerk bei der Ausgestaltung von Maßnahmen sollte dabei auf die Stärkung des Selbstbewusstseins der jungen Erwachsenen gelegt werden. Im Laufe ihrer erfolglosen Versuche, sich auf dem Arbeitsmarkt zu

platzieren, wurde dieses stark in Mitleidenschaft gezogen. Fehlendes Selbstbewusstsein geht bei den jungen Erwachsenen einher mit einer geringen Frustrationstoleranz, die ihren Ausdruck darin findet, dass geringste Misserfolgsereignisse im berufspraktischen Einsatz wie auch Kritik unvermittelt zum Abbruch der Maßnahme führen. Insbesondere die ersten an den Schulbesuch anschließenden Qualifizierungsmaßnahmen haben eine prägende Wirkung für den weiteren Ausbildungs- und Erwerbsverlauf:

Je stärker diese ersten Qualifizierungsmaßnahmen Perspektiven – subjektiv und objektiv – eröffnen, desto größer ist die Chance, dass die anschließende Abfolge von Qualifizierungs- und Beschäftigungsschritten eine positive Tendenz aufweist und die jungen Erwachsenen zu einem anerkannten Abschluss führt.

Als unterfordernd, langweilig oder „berufliche Sackgasse“ wahrgenommene Angebote bergen demgegenüber das Risiko einer abwärts gerichteten Spirale, in der bereits die Dauer und die Häufigkeit von Maßnahmeteilnahmen stigmatisierend wirkt und die Entfernung zu den Regelangeboten der Berufsausbildung und zum ersten Arbeitsmarkt immer größer wird (Lex 1997, S. 308 f)

Unter Hinweis auf mangelnde „Frustrationstoleranz“ betonen und fordern die Expertinnen und Experten ausdrücklich, dass dem Abbruch von Maßnahmen dann vorbeugend entgegengewirkt wird, wenn die Jugendlichen entsprechend ihren Fähigkeiten und Interessen den einzelnen Maßnahmen zugeordnet werden.

Die befragten jungen Erwachsenen stellen vor allem die Verwertbarkeit der besuchten Maßnahme(n) in Frage. Die Aussagen der jungen Frauen und Männer machen deutlich, dass der Erfolg einer Maßnahme fast ausschließlich unter dem Aspekt einer Anschlussperspektive bewertet wird. Maßnahmen, deren konzeptionelle Ausrichtung vorsieht, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mittels Betriebspraktikum in ein Ausbildungs- oder Arbeitsverhältnis vermittelt werden sollen, erzeugen dabei die größte Enttäuschung: Obwohl eine Vielzahl der jungen Erwachsenen ein erfolgreiches Betriebspraktikum absolviert hat, wurden sie nicht übernommen.

Allerdings verfolgten nur wenige der befragten jungen Frauen und Männer mit der Maßnahmeteilnahme eine langfristig angelegte berufliche Integrationsstrategie. Die Teilnahme erfolgt in vielen Fällen ausschließlich aus finanziellen Gründen, verschafft den Betroffenen jedoch auch eine Verschnaufpause bei den eigenen Bemühungen, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Egal ob die Teilnahme an den Maßnahmen freiwillig oder erzwungen war, die Gründe für deren Abbrüche sind identisch: Eine Maßnahme wird abgebrochen, wenn die Erwartungen der jungen Erwachsenen nicht erfüllt werden oder die zu verrichtende Arbeit als unbefriedigend empfunden wird.

Wenn die jungen Erwachsenen über keinerlei berufliche Vorstellungen verfügen, lernen sie die Inhalte und Aufgabenfelder eines Ausbildungsberufes erst durch die Ausübung desselben kennen. Auch hier zeigt sich: Unerfüllte Erwartungen, Unzufriedenheit, Ausbeutung und Überforderung im berufspraktischen Bereich führen zum Abbruch.

Bei den Ausbildungsbemühungen der jungen Frauen und Männer fällt auf, dass diese nur bis zu einem bestimmten Lebensalter unternommen werden. Es finden sich zahlreiche Hinweise, dass die jungen Erwachsenen eine „Ausbildungssperre“ ab einem bestimmten Lebensalter (Mitte/Ende 20) internalisiert haben, die sich vor allem darin begründet, dass es für sie unmöglich erscheint,

zusammen mit jüngeren Auszubildenden zu lernen oder gar Anweisungen von ihnen entgegennehmen zu müssen. Daneben spielen Ängste vor einem eventuellen Versagen in der Berufsschule eine Rolle.

Obwohl die jungen Frauen und Männer eine Vielzahl von gescheiterten Versuchen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren, absolviert haben, verfügen sie über eine hohe Motivation und vielfältige Strategien, ihren Lebensunterhalt zu sichern. Dabei bleibt zunächst festzuhalten, dass die große Mehrheit der Befragten ein festes Arbeitsverhältnis allen anderen Tätigkeiten vorzieht, auch wenn dies in vielen Fällen mit Einkommensverlusten (etwa gegenüber Schwarzarbeit oder Kleinkriminalität) einhergeht: Reguläre Arbeit wird mit geregelten Arbeitszeiten und einem regelmäßigen und sicheren Einkommen gleichgesetzt.

Die Arbeitserfahrungen der jungen Frauen und Männer sind vielschichtig und differenziert. Aber auch hier gilt: Die Tätigkeit wird beendet, wenn sie den Erwartungen der jungen Menschen nicht entspricht oder sie mit den Arbeitsbedingungen nicht zufrieden sind. Am deutlichsten wird dies vor allem im Zusammenhang mit Zeitarbeit. Diese wird dann kategorisch abgelehnt, wenn die Entlohnung für die Arbeit unter dem für sie akzeptablen Minimum liegt. Die (finanzielle) Not der jungen Erwachsenen wird sichtbar, wenn sie trotz dieser Ablehnung Zeitarbeit verrichten (müssen), um den Lebensunterhalt zu sichern, z.T. auch um auf staatliche Transferleistungen verzichten zu können: Arbeit unter schlechten Arbeitsbedingungen ziehen viele Befragte einer staatlichen Alimentierung vor.

Die Verrichtung von Hilfsarbeitertätigkeiten wird von unterschiedlichen Motiven geleitet. Für die einen stellen geringfügige Beschäftigungen eine Transferleistungen ergänzende Einkommensquelle dar oder sie dienen der Überbrückung aktueller Notsituationen. Für die anderen verbindet sich mit der Ausübung von Hilfsarbeiterjobs die Hoffnung, sich durch zufriedenstellende Leistungen für eine Festanstellung zu empfehlen.

Erfolgsenerlebnisse auf dem Arbeitsmarkt, verbunden mit dem Wunsch nach Unabhängigkeit, Freiheit und Selbstständigkeit sind Auslöser für einige der Befragten, den Gedanken einer Existenzgründung zu verfolgen und in die Tat umzusetzen. Dabei kommt es den Betroffenen weniger darauf an, in welchem Bereich sie sich selbstständig machen. Vielmehr erscheint vor allem die unternehmerische Tätigkeit als attraktiv. Für die Erfüllung dieser Ziele sind sie auch bereit, erheblich härter zu arbeiten, als dies in regulären Beschäftigungsverhältnissen nötig wäre.

Dem gegenüber stehen zahlreiche „halblegale“ Hilfstätigkeiten. Diese brachten den jungen Erwachsenen zwar häufig ein höheres Einkommen als reguläre Arbeit, wobei die jungen Menschen sich permanent an der Grenze zu strafbaren Handlungen bewegten bzw. der Gefahr ausgesetzt waren, in die Illegalität abzurutschen. Auch bei denjenigen jungen Frauen und Männern, die bei ihren Anstrengungen, sich beruflich zu integrieren, den Weg über Schwarzarbeit gehen, ist die Gefahr der „permanenten Grenzgehung“ gegeben. Während diese jungen Menschen anfänglich Schwarzarbeit zustimmen, um einen potenziellen Arbeitgeber nicht zu verärgern und damit ihre Chance auf eine längerfristige Erwerbstätigkeit nicht zu verbauen, kommt es zu einer Einstellungsveränderung, je länger sie Schwarzarbeit verrichten: (Schwarz-)Arbeit wird dann nur noch unter dem Aspekt der „schnellen und lukrativen“ Art der Geldbeschaffung gesehen und verdrängt den Wunsch nach einer langfristigen und stabilen Erwerbsarbeit.

Schneller und lukrativer Gelderwerb spielt die zentrale Rolle, wenn die jungen Erwachsenen die Grenze überschreiten und gelegentlich aus Geldnot kriminellen Aktivitäten nachgehen bzw. dauerhaft von Kleinkriminalität leben. Dabei ist auffällig, dass die jungen Erwachsenen ihr Handeln unter dem „Unternehmensaspekt“ sehen und bewerten. Ausdrücklich betonen sie, dass kriminelle Aktivitäten ein hohes Maß an Engagement verlangen und sehr viel Zeit aufgewendet werden muss, mehr als dies für eine reguläre berufliche Tätigkeit nötig wäre. Das Milieu und der Freundeskreis spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle: Hier entstehen die Ideen, hier finden sich Unterstützung und Hilfe, aber auch Verrat.

Entsprechend den unterschiedlichen Tätigkeiten der jungen Erwachsenen verfügen sie über Einkommen von unterschiedlicher Höhe. Zum Teil suchen sie, wenn der erzielte Lohn gerade den Lebensunterhalt sichert, nach zusätzlichen Wegen, Geld zu verdienen, da sie auf staatliche Transferleistungen verzichten (möchten), auch wenn dies die Gefahr in sich birgt, dass sich ihre Lebenssituation (etwa durch die Nähe zu Kleinkriminalität) allgemein verschlechtert. Allerdings wurde auch deutlich, welches Einkommenspotenzial durch kriminelle Aktivitäten erschlossen werden kann. Interessanterweise sind diese Befragten noch am ehesten bereit, eine Ausbildung aufzunehmen, da sie einen Einkommensverlust – aufgrund niedriger Ausbildungsvergütungen – nicht befürchten (müssen), weil sie Wege wissen, das Einkommen durch „sonstige“ Aktivitäten aufzubessern.

Festzuhalten bleibt, dass die jungen Frauen und Männer eine Vielzahl von Anstrengungen unternehmen, um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern. Dabei sind es gerade die erzielten Einkommen, die über einen Eintritt in Ausbildung bzw. in Qualifizierungsmaßnahmen der Arbeitsverwaltung entscheiden: Die zu erzielende Vergütung stellt für die jungen Erwachsenen sowohl einen Motivations- als auch Demotivationsfaktor dar. Die Einmündung in eine Ausbildung nach Beendigung einer Maßnahme erweist sich dann als problematisch, wenn deren Förderung höher als eine Ausbildungsvergütung ausfällt, weil die jungen Frauen und Männer mit der Aufnahme einer Ausbildung einen Einkommensverlust in Kauf nehmen müssten. Andererseits werden Maßnahmen, bei denen die Bezüge unter dem Niveau des „elterlichen Taschengeldes“ liegen, nicht begonnen, auch wenn dies zur beruflichen Integration der Betroffenen beitragen würde.

Beweggründe für die Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit bzw. der Rückkehr von der Illegalität in die Legalität sind: Reguläre Arbeit ist dann attraktiv, wenn sie mit keinen Einkommensverlusten einhergeht. Die Motivation, eine reguläre Arbeit aufzunehmen, wird geringer, je länger die jungen Erwachsenen sich an der Grenze zur „Illegalität“ beweg(t)en oder diese sogar überschreiten. Es zeigt sich, dass aufgrund der Misserfolgserlebnisse auf dem Arbeitsmarkt geplantes Handeln gegenüber einem eher kurzfristigen, auf die jeweils konkrete Lebenssituation zugeschnittenen Alltagsmanagement zurücktritt²¹. Die Aussagen der jungen Frauen und Männer machen deutlich, dass diese Lebensumstände nach Angeboten verlangen, die ein (weiteres) Abgleiten in asoziale Milieus und Kriminalität verhindern.

Während die Mehrzahl der Befragten sich auf unterschiedlichen Wegen ihren Lebensunterhalt sichert, gibt es eine kleinere Gruppe von jungen Frauen und Männern, die sich überwiegend auf staatliche Alimentierungen stützen. Gelegentlich bessern sie die staatlichen Bezüge durch Nebentätigkeiten auf, in der Regel werden diese aber nur kurzfristig ausgeübt, da die Bezahlung meist

zu schlecht ist oder aber die Belastungen der zu verrichtenden Arbeit für die Betroffenen meist zu hoch sind.

Arbeitslosigkeit und Nichterwerbsarbeit werden von den jungen Frauen und Männern unterschiedlich gelebt: Während für Männer Außenkontakte eine wichtige Rolle spielen, tritt für Mädchen und junge Frauen neben die Nichterwerbsarbeit die Hausarbeit und Kindererziehung.

Die Expertinnen und Experten meinen, dass Arbeitslosigkeit für die jungen Erwachsenen dieser Zielgruppe den Einstieg in die Antriebslosigkeit bedeutet. Dies wird durch die Aussagen der jungen Erwachsenen bestätigt. Durch das „Rumhängen“ in ihrem Alltag sind sie den Anforderungen eines geregelten Arbeitsalltags nicht mehr gewachsen, eine kontinuierliche körperliche und geistige Arbeit scheint für sie nicht mehr möglich. Damit ist ein entscheidendes Hindernis für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit bzw. die Ursache für den Abbruch von Maßnahmen genannt: Von den jungen Frauen und Männern wird von heute auf morgen eine komplette Umstrukturierung ihres Alltagshandelns verlangt, das sie sich in den Zeiten ihrer Arbeitslosigkeit „angewöhnt“ haben. Sie müssen daher behutsam an den Arbeitsalltag herangeführt werden, hier sehen die Expertinnen und Experten einen Verbesserungs- und Handlungsbedarf.

Die „Rückführung“ in den Arbeitsprozess kann aber auch durch das Milieu und den sozialen Nahraum konterkariert werden. Die Interviews zeigen, dass in den Fällen, wo Peer-Gruppen den Einstieg in Kleinkriminalität und den entsprechenden Zugang zu Einkommensmöglichkeiten eröffnen, die Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit, sei es Ausbildung, sei es die Teilnahme an einer Maßnahme, als wenig attraktiv erscheint.

Darüber wie die Befragten Phasen der Arbeitslosigkeit mit unterschiedlichen Tätigkeiten auffüllen, legalen oder illegalen, lassen sie sich hinsichtlich ihrer Motivation deutlich unterscheiden. Während eine Gruppe bewundernswerte Strategien des Gelderwerbs entwickelt, dabei auch vor harter körperlicher Arbeit nicht zurückschreckt, sind die Befragten, die sich durch ihre Arbeitslosigkeit „treiben lassen“ und im Alltag „rumhängen“, frustriert und motivationslos. Einige wenige von ihnen versuchen ihrer Situation etwas Positives abzugewinnen, indem sie ihre Nichterwerbsarbeit als „Auszeit“ für belastende Berufstätigkeit oder schwierige Familienverhältnisse bewerten.

Neben der bereits erwähnten Antriebslosigkeit und den Einflüssen des sozialen Nahraumes, die eine Rückkehr in einen geregelten und strukturierten Arbeitsalltag erschweren, ist ein weiterer wichtiger Faktor zu nennen: die finanzielle Situation der jungen Befragten. Viele von ihnen finden sich in der Armutsfalle wieder: (Legale) Arbeit lohnt sich nicht wegen des Bezugs staatlicher Transferleistungen, in der Regel Sozialhilfe. Einige der jungen Frauen und Männer sind hoch verschuldet und wissen, dass sie in absehbarer Zeit ihre Schulden nicht abbauen können. Ein kleiner Teil der jungen Erwachsenen dieser Zielgruppe reagiert auf diesen Umstand mit Verweigerung, d.h., sie sind nicht bereit, einer beruflichen Tätigkeit nachzugehen, da sie dann dazu verpflichtet wären, zumindest teilweise ihre Schulden abzubezahlen. Einige der jungen Frauen und Männer gehen den Weg über Schwarzarbeit, prekäre Hilfstätigkeiten und bewegen sich am Rande der Legalität, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Bei den Versuchen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren, suchten viele der befragten jungen Frauen und Männer auch die Hilfe und Unterstützung des Arbeitsamtes. Dabei spielen die Erfahrungen im Zusammenhang mit der

Meldung als Arbeitslose/r eine zentrale Rolle, die von der großen Mehrheit der Befragten als negativ bezeichnet werden. Für einige kommt eine Meldung nur wegen der damit einhergehenden Krankenversicherung in Betracht. Dagegen spielt das Arbeitslosengeld aufgrund meist nur geringer Leistungsansprüche in den Überlegungen der Befragten nur eine untergeordnete Rolle.

Auffällig ist, dass die jungen Frauen und Männer die Wirkungslosigkeit der Arbeitsvermittlung als Begründung nennen, um eine Meldung nicht vorzunehmen. Die Befragten berichten, dass sie sehr viel schneller selbst eine neue Beschäftigung für sich finden können als das Arbeitsamt. Dies zeigt zunächst, dass die jungen Frauen und Männer motiviert sind, durch eigene Anstrengungen eine Beschäftigung zu suchen, und diese in den meisten Fällen auch finden. Generell sind die jungen Frauen und Männer der Ansicht, dass durch das Arbeitsamt nur wenig Unterstützung zuteil wird. „Versprochene“ Bewerbungsadressen werden nicht übermittelt oder es handelt sich dabei um Zeitarbeitsfirmen. Oder die Angebote seitens der Arbeitsämter entsprechen nicht den Erwartungen und Wünschen der jungen Erwachsenen. In diesem Zusammenhang äußern viele der befragten jungen Frauen und Männer, dass sie in Maßnahmen verwiesen wurden, mit deren Niveau und Ergebnis sie nicht zufrieden sind. Die Irritation wird gesteigert, wenn eine Anschlussperspektive, etwa die Aufnahme einer Ausbildung, nicht gegeben ist. In der Summe der Ergebnisse führen die Erfahrungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen dazu, dass sie sich zurückziehen und versuchen, auf eigene Wege ihren Lebensunterhalt zu sichern. Die Gefahren, die damit gegeben sind – die Nähe zu Schwarzarbeit oder Kleinkriminalität – wurden bereits mehrfach erwähnt.

Negativ bewertet werden auch die Erfahrungen mit dem Sozialamt. Die Interviews zeigen, dass sich die jungen Erwachsenen als minderwertig behandelt fühlen. Sie geben weiterhin an, dass in den Sozialämtern ein erheblicher Druck auf sie ausgeübt wird, um sie zur Aufnahme irgendeiner Arbeit zu bewegen, sei es Zeitarbeit, sei es eine Maßnahme oder eine gemeinnützige Arbeit, welche dem Zwecke dient, die Arbeitswilligkeit nachzuweisen. Einige der jungen Erwachsenen reagieren mit Verweigerung auf die Erfahrungen mit dem Sozialamt: Sie ziehen sich zurück und sichern sich ihren Lebensunterhalt durch die bereits genannten Tätigkeiten, verbunden mit all den Gefahren, die damit für sie gegeben sind.

Bei der Suche nach Hilfe und Unterstützung wenden sich die jungen Frauen und Männer auch an Einrichtungen und Hilfsangebote in den Stadtteilen, dabei bewerten sie diese Angebote entsprechend ihrer Beratungs- und Hilfsleistungen. Die jungen Frauen und Männer beschränken sich in den meisten Fällen auf den Besuch und regelmäßigen Kontakt zu einer einzigen Einrichtung, obwohl die pädagogische Rahmenkonzeption nicht in allen Fällen auf die jeweilige Problemstruktur ausgerichtet ist. Generell ist der Kontakt zu den Einrichtungen personengebunden, d.h. aber auch, dass ein Kontakt wieder abgebrochen wird, wenn die Ansprechperson nicht mehr in der Einrichtung arbeitet. Der ungezwungenste Kontakt besteht zu Einrichtungen der offenen Jugendarbeit. Die jungen Frauen und Männer nutzen gerne die Möglichkeiten eines gemeinsamen Frühstücks zu einem Beratungsgespräch, wichtig ist die Freiwilligkeit des Kontaktes: Je nachdem, ob sie mit den gemachten Vorschlägen zur Verbesserung ihrer Lebenssituation zufrieden sind, setzten sie diese in die Tat um. Eine Kontrolle, wie sie durch das Arbeits- oder Sozialamt gegeben ist (z. B. Nachweis von Bewerbungen), entfällt in diesen pädagogischen Zusammenhängen.

Eine der Annahmen der vorliegenden Untersuchung ist, dass Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf – soziale Brennpunkte – den Kindern und Jugendlichen nicht die nötigen Entfaltungsmöglichkeiten zur eigenen Persönlichkeit bieten. Aufgrund ihrer häufig komplexen Problemlagen können sie die für den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt notwendigen Kompetenzen nicht entwickeln und laufen Gefahr, dauerhaft aus dem Arbeitsmarkt ausgegrenzt zu werden. Dies muss auch vor dem Hintergrund der modernisierungs- und rationalisierungsbedingten Verringerung der Anzahl von Einfacharbeitsplätzen (Hilfsarbeiterjobs) gesehen werden, die vor allem ungelernte junge Frauen und Männer betrifft.²²

Die jungen Frauen und Männer benennen bei der Beschreibung ihres Lebensraumes sowohl Chancenstrukturen als auch Risikofaktoren. Sie beziehen in die Beurteilung und Bewertung des Stadtteils auch die Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten mit ein. Meist scheinen für sie nur geringfügige Beschäftigungsverhältnisse im Stadtteil möglich, die damit verbundenen geringen Verdienstmöglichkeiten reichen aber in der Mehrheit der Fälle nicht zur Sicherung des Lebensunterhalts. Von daher findet sich bei den befragten jungen Frauen und Männern durchaus Verständnis für Schwarzarbeit und auch Aktivitäten am Rande der Legalität, da die Gesellschaft nicht in der Lage sei, für die notwendigen Verdienstmöglichkeiten Sorge zu tragen.

Die Kritik der jungen Erwachsenen an ihrem Stadtteil ist vehement, wenn es um Kriminalität, insbesondere Drogen geht. Benannt wird die Sogwirkung von Gruppenprozessen im Drogenmilieu. Analog zu den Gründen, welche die Jugendlichen und jungen Erwachsenen hinsichtlich ihrer Kontakte zu prekären Hilfstätigkeiten und Illegalität bzw. Kleinkriminalität äußerten, finden sich auch bei den Aussagen zum Stadtteil Hinweise, dass der Freundeskreis für die jungen Menschen eine große Bedeutung hat. Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ist auch Auslöser (nicht nur) ihrer (strafrechtlichen) Probleme: Die Interviews verdeutlichen, dass Gruppenprozesse Kriminalität begünstigen. Einige der Befragten versuchen sich dem zu entziehen, indem sie Orte und Treffpunkte der Clique explizit meiden und im Falle einer Erwerbstätigkeit bewusst Nacharbeit verrichten, um so der Gruppe ausweichen zu können.

Auch wenn die jungen Erwachsenen Teile der Wohnbevölkerung – „Asylanten“, „Junkies“, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger – stark kritisieren, hat doch der Stadtteil eine wichtige Heimatfunktion. Hier befinden sich ihre sozialen Netzwerke, und diese wollen sie nicht aufgeben.

Die Heimatfunktion ihres Stadtteils scheint für einige der deutschen Befragten durch den hohen Anteil nichtdeutscher Bürgerinnen und Bürger in der Wohnbevölkerung bedroht. Dabei sind es vor allem Sprachbarrieren, die nicht überwunden werden können und der deutschen Wohnbevölkerung ein Gefühl der Ausgeschlossenheit vermitteln, wenn ihnen auch die Sitten und Bräuche der Herkunftsländer fremd erscheinen. Das Aufeinandertreffen von Herkunfts- und deutscher Kultur erweist sich insbesondere für Mädchen und jungen Frauen islamischer Herkunft als belastend. Diese jungen Frauen betonen, dass die Traditionen ihres Heimatlandes durch den hohen Anteil ihrer Kultur in der Wohnbevölkerung eine Stabilisierung erfahren. Die Folge ist ein Ghettoeffekt, der seinen Ausdruck darin findet, dass die Traditionen des Heimatlandes in Deutschland sehr viel rigider gewahrt und praktiziert werden.

Empirische Forschungen weisen darauf hin, dass gerade das „Festhalten“ an den Traditionen des Heimatlandes Familien mit Migrationshintergrund den Rückzug aus Konfliktbereichen ermöglicht und sie sich den Forderungen der

deutschen Gesellschaft auf Anpassung durch Orientierung auf die eigene Kultur entziehen können. *„Segregrierte Gebiete wie auch die ethnischen Communities helfen den Menschen mit Migrationshintergrund, sich vertraute Räume zu schaffen, die eine Grundlage für nationale, ethnische und kulturelle Zusammenschlüsse darstellen können, die zunächst Schutz bieten können gegen Marginalisierung und Diskriminierung. Das Ghetto gibt den Menschen mit Migrationshintergrund als Gruppe die Kraft und dem Einzelnen die Möglichkeit, sich dem ständig stattfindenden Assimilierungsdruck der deutschen Gesellschaft zu entziehen oder ihm zumindest etwas entgegenzusetzen“*²³

Bei der Suche nach den Ursachen und Hindernissen, die den jungen Frauen und Männern bei der Verwirklichung ihrer beruflichen Ziele im Wege stehen, verwiesen sowohl die befragten Expertinnen und Experten als auch die jungen Frauen und Männer immer wieder auf ihre familiären Verhältnisse. In diesem Zusammenhang hatten die befragten Expertinnen und Experten die Bedeutung des Verhaltens der Herkunftsfamilie für eine erfolgreiche Bewältigung schulischer Anforderungen hervorgehoben, zugleich aber auch auf das Risiko des Scheiterns in der Schule hingewiesen. In den Interviews mit den Expertinnen und Experten und auch der Zielgruppe wird deutlich, dass es ein großes Spektrum von Verhaltensmustern gibt, das von engagierter Unterstützung über vermeintliche oder tatsächliche Gleichgültigkeit bis hin zu Überforderung reicht. Dabei müssen die genannten Verhaltensmuster in engem Zusammenhang mit den familiären Verhältnissen betrachtet werden. Es handelt sich oft um so genannte „Multi-Problemfamilien“, die aufgrund ihrer komplexen Problemlagen ihren Kindern in schwierigen Situationen nicht die notwendige Aufmerksamkeit zuteil werden lassen können. Die jungen Frauen und Männer erfahren dann nur wenig Unterstützung in ihren Herkunftsfamilien. Darin sehen die befragten Expertinnen und Experten eine zentrale Ursache dafür, dass die jungen Erwachsenen ihr eigenes Potenzial, ihre Kompetenzen nicht kennen und ihre Grenzen nicht erfahren haben. So ist erklärbar, dass die jungen Frauen und Männer weder Berufswünsche noch Strategien zu ihrer Umsetzung zu entwickeln in der Lage sind. Dies betrifft in besonderem Maße Eltern nichtdeutscher Herkunft. Neben den Sprachproblemen ist es vor allem die Unkenntnis des deutschen Schul- und Ausbildungssystems, die eine Unterstützung der Kinder seitens der Eltern unmöglich machen. Die Mädchen und jungen Frauen sehen sich bei ihrer Lebens- und Berufswegeplanung zusätzlich dem Druck traditioneller Rollenmuster ausgesetzt.

In der Auseinandersetzung mit der sozialen und beruflichen Integration der jungen Erwachsenen zeigt sich, dass die Eltern mit ihren eingeschlagenen Lebens- und Berufswegen prägende Vorbilder sind. In diesem Zusammenhang ist auffällig, dass insbesondere von den jungen Frauen und Männern nichtdeutscher Herkunft die Arbeitsmoral der Eltern thematisiert wird. Sie betonen, dass ihre Eltern, wenn auch unter schlechten Arbeitsbedingungen, immer gearbeitet haben. Durch die Erfahrungen der Eltern entsteht bei den jungen Erwachsenen und auch bei den Eltern das Ziel, einen körperlich weniger anstrengenden und sozial angesehenen Beruf ausüben zu wollen.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung lassen erkennen, dass die Herkunftsfamilie die soziale und berufliche Integration der Zielgruppe wesentlich beeinflusst. Dies zeigt sich darin, dass sowohl bei der Bewältigung schulischer Anforderungen als auch beim Übergang in den ersten Arbeitsmarkt sich die Eltern bei der Unterstützung ihrer Kinder überfordert fühlten. Die komplexen Problemlagen der Familien begünstigten schulische Misserfolge, Schul-

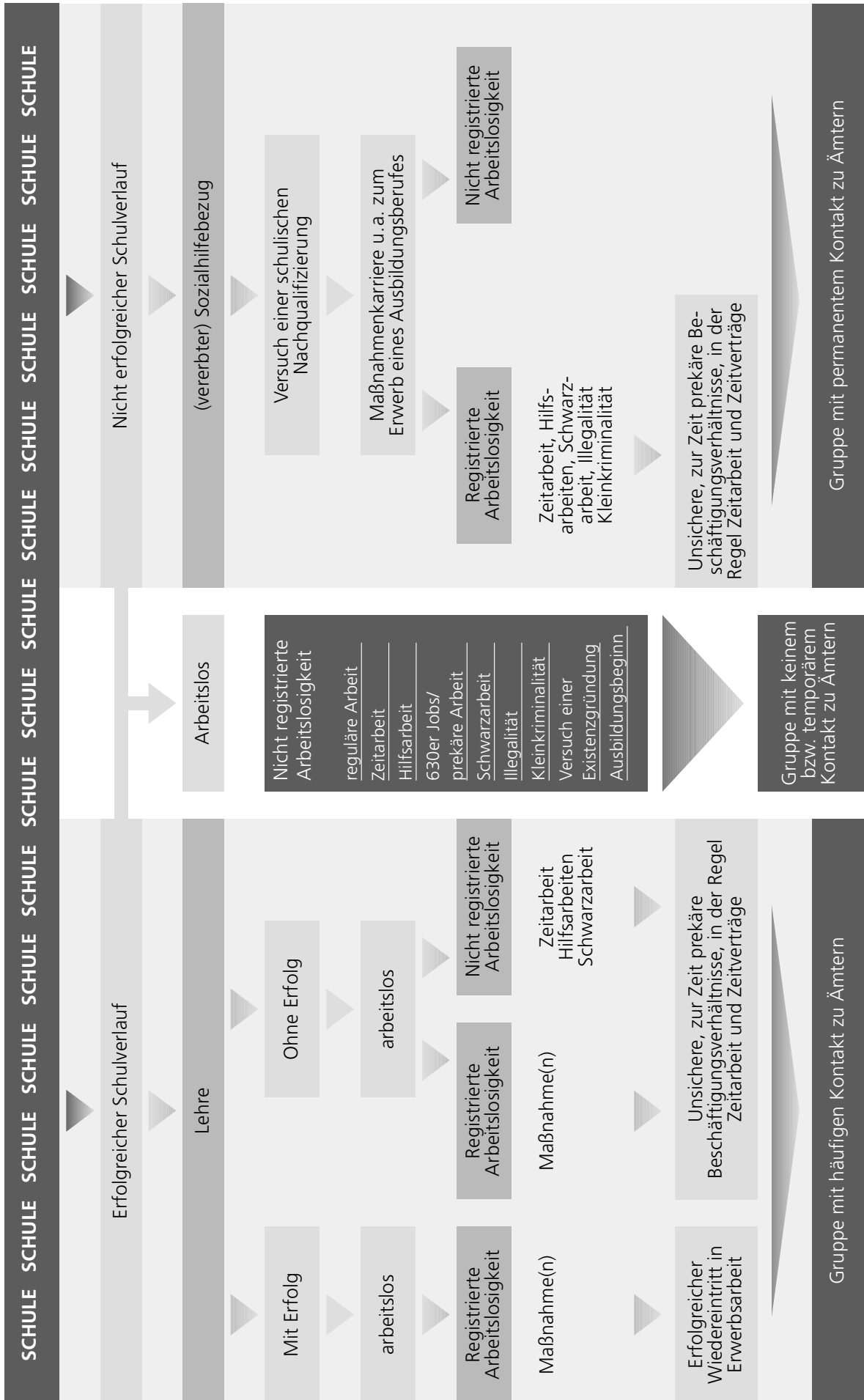
schwänzen und Schulverweigerung und gefährdeten damit den Erwerb eines qualifizierten Schulabschlusses.

Sowohl implizit als auch explizit vertreten die Befragten, dass ein guter Schulabschluss die beruflichen Integrationschancen verbessert. Hieraus entwickelt sich auch das Bedauern bezüglich Problemen auf der Verhaltensebene, die das Erreichen eines Schulabschlusses verhinderten. In den Interviews wird deutlich, dass die Jugendlichen häufig auf die Anforderungen in der Schule mit Schulmüdigkeit und Schulverweigerung reagierten: Misserfolgserlebnisse demotivieren die Jugendlichen und führen zu Fehlzeiten in der Schule.

Trotz der genannten Probleme ist es einer relativ großen Zahl der befragten jungen Frauen und Männern gelungen, die Schule mit einem guten Schulabschluss zu beenden. Wie wir sehen konnten, haben dabei die nichtdeutschen jungen Frauen und Männer – im Vergleich zu den deutschen Befragten – die qualitativ besseren Schulabschlüsse erworben. Die jungen Frauen nichtdeutscher Herkunft sehen sich – neben eventuellen Problemen bei der Aneignung schulischer Inhalte – dabei zusätzlich dem Konflikt mit traditionellen Rollenmustern ausgesetzt. Die Expertinnen und Experten betonen ausdrücklich die Wichtigkeit eines erfolgreichen Schulabschlusses für die jungen Frauen: Erst das Erreichen eines solchen Abschlusses weckt ihr berufliches Interesse, lässt sie über Möglichkeiten und Chancen der Verwertbarkeit ihrer Schulabschlüsse nachdenken.

Es bleibt festzuhalten: Ein guter Schulabschluss verbessert die beruflichen Integrationschancen, er garantiert sie aber nicht. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den nichtdeutschen jungen Frauen und Männern: Obwohl sie insgesamt gesehen über die besseren schulischen Voraussetzungen verfügen, finden sie keinen Zugang in das Erwerbssystem. Beobachtungen der Expertinnen und Experten zufolge hat dies vor allem für die nichtdeutschen jungen Erwachsenen weitreichendere Konsequenzen: Sie ziehen eine Ausbildung nicht mehr in Erwägung und weichen bei ihren Bemühungen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren, auf Ungelerntentätigkeiten aus, für die sie überqualifiziert sind.

Die jungen Frauen und Männer haben nach dem Verlassen ihrer Schule unterschiedliche Wege der beruflichen Integration eingeschlagen. Dabei zeigt sich, dass die sich unmittelbar an das Schulende anschließenden Stationen der beruflichen Integration den weiteren beruflichen Weg der jungen Frauen und Männer wesentlich beeinflussten. Bei der Betrachtung der durchlaufenen Stationen bzw. der Strategien des Gelderwerbs lassen sich drei Verlaufstypen erkennen, wobei bei zweien die Wege innerhalb dieser Verlaufstypen nochmals differenziert werden können (vgl. Abb. 1).



Dem *ersten Verlaufstyp* können diejenigen jungen Erwachsenen zugeordnet werden, welche die Schule mit einem (guten) Schulabschluss verlassen haben. Ihnen gelingt zunächst der Einstieg in den Arbeitsmarkt, indem sie eine Ausbildung aufnehmen. Nach dem Eintritt in die Ausbildung trennen sich ihre Wege: Die einen beenden ihre Ausbildung, können diese jedoch nicht verwerten, da sie entweder von den Betrieben nicht übernommen oder aber nach einer Phase stabiler Erwerbsarbeit aufgrund betriebsbedingter Schwierigkeiten entlassen werden. Diese jungen Frauen und Männer suchten die Unterstützung des Arbeitsamtes und wurden im Rahmen von Maßnahmen bei ihren Bewerbungen unterstützt. Trotz relativ langer Phasen von Arbeitslosigkeit (in einem Fall die gesamte Untersuchungsdauer) fanden sie aufgrund ihrer Ausbildung eine neue Anstellung. Der Wiedereintritt in die Erwerbsarbeit wurde durch ihre vorhandene Ausbildung begünstigt, da die Arbeitgeber nur ausgebildete Arbeitskräfte suchten. Allerdings mussten die jungen Frauen und Männer auf Arbeitsplätze ausweichen, die ihrem Ausbildungsberuf nicht entsprachen. Bei diesen jungen Erwachsenen fand im Laufe der Arbeitslosenphase eine Flexibilisierung hinsichtlich der auszuübenden Arbeit statt; nur so ist es ihnen gelungen, anschließend den Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt zu vollziehen.

Sehr viel schwieriger gestaltet sich dagegen der Weg derjenigen Befragten, die eine begonnene Lehre abgebrochen haben. Während ein Teil von ihnen die Hilfe des Arbeitsamtes in Anspruch nahm und eine Vielzahl von durchlaufenen Maßnahmen nicht den gewünschten Erfolg brachte – den Wiedereinstieg in eine Ausbildung bzw. Erwerbsarbeit allgemein –, versuchten andere von ihnen, sich aus eigener Kraft auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren. Sie versuchten ihr Glück mit Zeitarbeit, Hilfsarbeitertätigkeiten oder auch mit Schwarzarbeit. Unabhängig davon, welchen Weg die Befragten nach dem Abbruch einer Lehre eingeschlagen haben, er endete in unsicheren, z.T. prekären Beschäftigungsverhältnissen, die in der Regel nur von begrenzter Dauer waren. Diese jungen Erwachsenen sind immer wieder von Phasen der Arbeitslosigkeit betroffen und können diese nur durch die Aufnahme anderer zeitlich befristeter oder prekärer Beschäftigungsverhältnisse beenden. Auffällig war, dass die Gruppe der Befragten, die nach Schulende eine Ausbildung begonnen haben, häufig den Kontakt zu Ämtern und Unterstützungseinrichtungen suchten. Zum einen hofften sie, dass sie aufgrund ihres Schulabschlusses durch die Hilfe und Unterstützung der genannten Einrichtungen schnell in eine Erwerbstätigkeit vermittelt werden könnten. Zum anderen hofften sie, durch die Teilnahme an Maßnahmen weitere – dem Berufseinstieg förderliche – Qualifikationen erwerben zu können, um wettbewerbsfähiger zu werden.

Charakteristisch für den *zweiten Verlaufstyp* ist ein Erwerbsverlauf, dessen Merkmale eine Integration in eine stabile Berufstätigkeit unrealistisch erscheinen lassen. Diese jungen Frauen und Männer haben die Schule ohne einen Abschluss verlassen. Zum einen finden sich hier junge Menschen, die aus einem „Sozialhilfehaushalt“ kommen und selbst schon seit geraumer Zeit Hilfe zum Lebensunterhalt beziehen. Andererseits finden sich hier auch junge Menschen, die in einem „arbeitenden Haushalt“ aufgewachsen und auf den Bezug von Sozialhilfe aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit angewiesen sind. Sowohl vom Sozialamt als auch vom Arbeitsamt werden sie in Maßnahmen vermittelt, die eine erkennbare Aufbau-logik vermissen lassen. Im Gegensatz zum ersten Verlaufstyp zeigen die jungen Frauen und Männer, die diesem Typ zugeordnet werden konnten, wenig Eigeninitiative bei der Planung ihres beruflichen

Weges. Sie lassen sich von den Entscheidungen der Sachbearbeiter der jeweiligen Ämter treiben, folgen diesen, ohne die für sie getroffenen Entscheidungen auf ihre Wirksamkeit zu überprüfen. Insbesondere für junge Menschen, die in einem Sozialhilfehaushalt aufgewachsen sind und auch im Erwachsenenalter auf staatliche Leistungen angewiesen sind, scheint eine Integration in den Arbeitsmarkt schwer erreichbar.

Je kürzer die Zeiten von Arbeitslosigkeit waren, desto näher ist der Bezug zum Erwerbsleben. Hier zeigt sich, dass diese jungen Frauen und Männer parallel zu den Anstrengungen der Ämter eigene Einkommensquellen erschließen, um ihre (Maßnahme-)Bezüge aufzubessern. Sie bewegen sich dabei zu einem großen Teil permanent an der Grenze der Legalität. Letztendlich enden ihre Bemühungen in unsicheren und problematischen Beschäftigungsverhältnissen. Allerdings gab es zahlreiche Hinweise, dass sie bei der Sicherung ihres Lebensunterhalts immer wieder die Hilfe und Unterstützung staatlicher Transferleistungen in ihre Überlegungen mit einbeziehen. Ein permanenter Kontakt zu den Ämtern ist die Folge.

Junge Frauen und Männer des *dritten Verlaufstyps* setzen bei ihren Anstrengungen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu platzieren, beinahe ausschließlich auf Eigeninitiative. Dabei scheint es hinsichtlich der Motivation der Befragten zunächst nur von sekundärer Bedeutung zu sein, ob die Befragten ihre schulische Laufbahn mit oder ohne einen Schulabschluss beendet haben. Die jungen Erwachsenen dieses Verlaufstyps suchten zwar auch die Hilfe und Unterstützung des Arbeitsamtes, wandten sich aber von diesem wieder ab, da sie mit den offerierten Möglichkeiten nicht zufrieden waren und/oder die Wirksamkeit des Arbeitsamtes hinsichtlich der Integration in eine Erwerbstätigkeit bezweifelten. Die Sicherung des Lebensunterhalts gestaltet sich vielschichtig. Dabei zeigt sich, dass die jungen Frauen und Männer dieser Gruppe ein enormes Maß an Flexibilität im Hinblick auf die zu verrichtenden Arbeit(en) und Strategien an den Tag legen, um ihr Ziel, ein stabiles Einkommen zu haben, verwirklichen zu können. Dabei ziehen sie in der Regel eine berufliche Ausbildung, die ihnen die Möglichkeit einer stabilen Erwerbsarbeit zumindest in Aussicht stellt, den instabilen, oft an der Grenze der Legalität befindlichen Tätigkeiten vor.

Die jungen Erwachsenen versuchen durch unterschiedliche Arbeitserfahrungen die notwendigen Erfahrungen und Kontakte zu erhalten, die ihnen eine langfristige Erwerbstätigkeit ermöglichen könn(t)en. Nicht selten werden sie dabei von potenziellen Arbeitgebern ausgenutzt, mit der Folge, dass sie sich für Schwarzarbeit und prekäre Hilfstätigkeiten nur deshalb bereit erklären, um die Chancen auf eine Festanstellung zu wahren.

Prekär stellt sich die Situation für diejenigen jungen Erwachsenen dar, die aufgrund finanzieller Not auf kriminelle Aktivitäten bzw. Kleinkriminalität zurückgreifen müssen. Prekär deshalb, da sie – je öfter und länger sie diesem Milieu angehören – nur sehr schwer den Weg in die – legale – Erwerbstätigkeit zurückfinden. Sie bewerten ihre Aktivitäten ausschließlich unter dem „Unternehmensaspekt“. Zugleich erfahren sie soziale Anerkennung, da es ihnen gelingt, einer strafrechtlichen Verfolgung zu entgehen.

Der Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit ist Auslöser für Versuche von Existenzgründungen. Dabei steht vor allem der unternehmerische Aspekt im Mittelpunkt. Zur Verwirklichung sind sie auch bereit, sehr viel härter zu arbeiten, als dies im Rahmen einer regulären Arbeit nötig wäre. Dabei lassen sie sich auch von Misserfolgen nicht abschrecken: Sofern eine Geschäftsidee

nicht in die Tat umgesetzt werden kann oder aber Versuche gescheitert sind, suchen sie sich einen neuen Arbeitsbereich aus, von dem sie sich den gewünschten Erfolg erhoffen.

In vielen Fällen verrichten die jungen Frauen und Männer mehrere der in Abb. 1 genannten Tätigkeiten. Dabei bleiben sie auch von Zeiten von Arbeitslosigkeit nicht verschont. Diese nehmen einige von ihnen zum Anlass, um sich mit den – neuen – (Förder-)Möglichkeiten der Arbeitsverwaltung vertraut zu machen. Je nach Attraktivität greifen sie temporär auf dieses Angebot zurück, sehen dies aber in der Regel unter dem finanziellen Aspekt. Einem Befragten ist es allerdings gelungen, nach einer langen Phase der Arbeitslosigkeit und dem Durchlaufen zahlreicher Hilfstätigkeiten eine Ausbildung aufzunehmen.

Mit vorliegender Untersuchung wurde gezeigt, dass benachteiligte Jugendliche und junge Erwachsene im Vergleich zu anderen Gleichaltrigen unter ungünstigen Bedingungen aufwachsen, die ihre Startchancen für eine Ausbildung und eine stabile, eine sich selbst tragende Erwerbstätigkeit in erheblichem Maße einschränken.

Ihr persönlicher Erfahrungshintergrund ist häufig durch problematische familiäre Strukturen und eine schwierige Lebensgeschichte geprägt, die Brüche aufweist und von Schulerfahrungen gekennzeichnet ist, die häufige Misserfolge einschließen. Das bedeutet: Je geringer die formale berufliche Qualifikation, desto schlechter die Aussichten auf dem Arbeitsmarkt. Die Ergebnisse machen deutlich, dass diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen aufgrund ihrer komplexen Problemlagen nicht ausreichend auf die Anforderungen der Arbeits- und Lebenswelt vorbereitet sind und dementsprechend auf deren Veränderungen nicht reagieren können. Dies birgt die Gefahr, dass sie auch langfristig ins berufliche und soziale Abseits zu geraten drohen.

5 Empfehlungen

5.1 Misserfolgserfahrungen und Desintegration frühzeitig verhindern und erkennen

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass „Misserfolgskarrieren“ bereits in frühen Jahren entstehen: Junge marginalisierte Erwachsene in schwierigen Stadtteilen weisen auffallend häufig durch Schulmüdigkeit, Schulverweigerung und Schulabbruch gekennzeichnete Bildungsverläufe auf, durch die der Übergang in Ausbildung und/oder Arbeit stark erschwert wird. Untersuchungen des Deutschen Jugendinstituts, z. B. eine Befragung von schulmüden Jugendlichen²⁴, sowie eine bundesweite Bestandsaufnahme von Praxismodellen²⁵ zu diesem Handlungsfeld kommen zu den Ergebnissen, dass Schulverweigerung und ihre Vorläufer (zeitweiliges Schulschwänzen, Schulmüdigkeit) z.T. in der Grundschule beginnen, sich im zwölften Lebensjahr verfestigen und aus einem Zusammentreffen von Merkmalen der Jugendlichen mit den Bedingungen schulischen Lernens zu erklären sind. Schulverweigerung löst in der Interaktion zwischen Jugendlichen und dem System Schule (Lehrer, Mitschüler, Anforderungen usw.) Mechanismen aus, die in der Tendenz eine Verfestigung der Verweigerung eher begünstigen als dieser problemlösend begegnen. Dabei können die Jugendlichen auch nicht auf die Hilfe und Unterstützung ihrer Herkunftsfamilien zurückgreifen, da diese aufgrund ihrer komplexen Problemlagen ihren Kindern nicht die notwendige Aufmerksamkeit zukommen lassen können und bei der Unterstützung der Aneignung von schulischen Lerninhalten überfordert sind.

Schlussfolgerung:

Misserfolgserfahrungen und Desintegration müssen frühzeitig verhindert und erkannt werden, d.h. es müssen präventive Strategien entwickelt werden die frühzeitig und in der Schule selbst ansetzen

Um eine Manifestierung von Schulmüdigkeit und –Schulverweigerung zu vermeiden fördert das Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit (MFJFG) des Landes NRW im Rahmen des Aktionsprogramms „Zukunft für die Jugend: Bildung und Ausbildung“ seit 1999 Schulmüdenprojekte, deren sozialpädagogische Angebote die Jugendlichen zunächst wieder an das Lernen und einen regelmäßigen Tagesrhythmus heranführen. Zum anderen machen sie Angebote für Schülerinnen und Schüler mit sich abzeichnender Schulmüdigkeit mit dem Ziel, die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler soweit zu stärken, dass deren Lernmotivation wieder hergestellt bzw. gestärkt wird und schulisches Lernen wieder möglich ist.

Angesichts der Bedeutung, die Schulmüdigkeit und Schulverweigerung für den Bildungsverlauf der Schülerinnen und Schüler, für ihre soziale und berufliche Integration bzw. im Hinblick auf Risiken der sozialen Exklusion haben, sollten die in den Schulmüdenprojekten gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse systematisch auf ihre Wirksamkeit überprüft werden. Einer solchen Auswertung sollten folgende Kriterien zugrunde liegen:

- Vielfalt der Arbeitsansätze und Problemlösungen einschließlich aufgetretener Hindernisse und Schwierigkeiten bei der Umsetzung
- Merkmale erfolgreicher, präventiver und integrierter Handlungsansätze zu Schulmüdigkeit, Schulverweigerung und Schulabbruch
- Erfahrungen, Erkenntnisse und Rahmenbedingungen (z. B. Hindernisse bei der Umsetzung) der Projekte

Um die Vielfalt der Handlungsansätze für den Transfer verfügbar zu machen, sollte vor allem auch die Frage nach dem Verhältnis (der „Passung“) von Handlungsansätzen, Zielsetzungen und (lokalen) Rahmenbedingungen für die Umsetzung der Projektinhalte im Mittelpunkt stehen.

Um auch Jugendlichen mit geringem Schulerfolg einen Weg ins Erwerbsleben zu eröffnen, haben das Ministerium für Arbeit und Soziales, Qualifikation und Technologie (MASQT), das Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit (MFJFG) und das Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung (MSWF) das Projekt „Betrieb und Schule“ (kurz: BUS) entwickelt, welches mit Beginn des Schuljahres 2001/2002, zunächst für 2 Jahre flächendeckend in NRW erprobt wird. Das Projekt richtet sich an benachteiligte Jugendliche im letzten Pflichtschuljahr, die die Schule (z.T. nach mehrfacher Wiederholung einzelner Schuljahre) voraussichtlich ohne Schulabschluss und ohne konkrete Perspektiven für ihre berufliche Zukunft verlassen werden. Ziel ist es, diesen Jugendlichen einen nahtlosen Übergang in Ausbildung oder Beschäftigung nach Beendigung der Schulzeit zu ermöglichen. Dabei setzt BUS insbesondere auf die Attraktivität des Betriebes als Lernort. Die Umsetzung des Projekts erfolgt durch die Bildung von Lerngruppen an Haupt-, Gesamt- und Sonderschule sowie an Berufskollegs, deren Lerninhalte sich an die Anforderungen des Berufslebens richten. Der Unterricht erfolgt an zwei bzw. drei Wochentagen. An den übrigen Wochentagen befinden sich die Schülerinnen und Schüler in einem Betrieb als Praktikanten (Förderpraktika) und werden dort fachlich angeleitet. Hauptziel des Projekts ist die Übernahme der Schülerinnen und Schüler in Ausbildung oder Beschäftigung. Alle Daten und Informationen werden im Rahmen eines zentralen Controllings erfasst und ausgewertet. Es erfolgt zudem eine Begleitevaluation. Hervorzuheben ist, dass die Umsetzung des Projekts in enger Kooperation zwischen den beteiligten Schulen, Kammern, Betrieben und der Landesregierung NRW erfolgt.

Um weitergehende Erkenntnisse für die Förderung benachteiligter Jugendlicher zu erhalten, insbesondere unter dem Fokus Eingang in ein (stabiles) Erwerbsleben zu finden, sollte das Projekt „Betrieb und Schule“ zum Ende der Laufzeit auf seine Wirksamkeit hin überprüft werden. Dabei könnten folgende Kriterien zugrunde gelegt werden:

- Wurde die anvisierte Zielgruppe erreicht?
- Konnte das Hauptziel, d.h. die Übernahme in Ausbildung oder Beschäftigung, erreicht werden?
- Welches sind motivationsfördernde Elemente für die Jugendlichen das Angebot kontinuierlich wahrzunehmen?
- Kann das Projekt weitergehende Erkenntnisse dahingehend liefern, wie die Ausbildungsbereitschaft und –befähigung von Betrieben verbessert werden kann?
- Reichen die Lerninhalte der Lerngruppen aus, um die Vermittlung und Erhöhung der Arbeits- und Berufsfähigkeit der Jugendlichen zu verbessern

(Stichwort: Schlüsselqualifikationen)? Ist die Konzentration auf das letzte Pflichtschuljahr ausreichend oder muss zu einem früheren Zeitpunkt mit den Lerngruppen und den Förderpraktika begonnen werden?

- Entsprechen die Angebote dem Bedarf der konkreten Zielgruppe, sind sie geeignet, die individuellen Beeinträchtigungen wenigstens teilweise zu mindern oder zu kompensieren?

Eine weiteres wichtiges Kriterium einer Evaluation sollte darüber hinaus klären, welchen innovativen Beitrag die Programminhalte des Projekts BUS für bereits laufende Maßnahmen der Landesregierung leisten (bspw. für die Schulmüdenprojekte) kann, um diese Angebote entsprechend dem Bedarf der Zielgruppe ggf. zu modifizieren.

5.2 Arbeits- und Berufsfähigkeit der Jugendlichen verbessern – Profil(ing)

Die vorliegende Studie zeigt, dass die überwiegende Mehrheit sich von der Schule mehr Orientierungshilfen wünscht. Schule hat neben der „Wissensvermittlung“ die Aufgabe, ihren Schülerinnen und Schülern eine breite Interessenentwicklung zu ermöglichen. Dies bedeutet auch, dass Berufsorientierung sehr viel früher als bisher praktiziert einsetzen muss, da Berufswahlorientierung ein langwieriger Prozess ist. Insbesondere für benachteiligte Jugendliche und junge Erwachsene muss Raum und Zeit zur Verfügung gestellt werden, dass sie zu einer sinnvollen und planbaren Berufs- und Lebensplanung finden und diese entwickeln können. Unabdingbar für diesen Prozess ist ein gestärktes Selbstkonzept und Selbstbewusstsein, um eine erfolgreiche Orientierung und Umsetzung gewährleisten zu können. Die Instanz Schule kann sich dieser Verantwortung nicht entziehen, da sie qualifiziert und Zeugnisse ausstellt, welche die Ausübung bestimmter Berufe von vornherein ausschließt. Schule muss sich öffnen, einerseits, um die Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit der Schülerin bzw. des Schülers in den Blickpunkt ihres Erziehungs- und Bildungsauftrages zu rücken, andererseits, um aktive Hilfe bei der individuellen Lebens- und Berufswegplanung zu ermöglichen. Sie muss daher notwendigerweise eine Berufswahlorientierung anbieten und anregen, die sich nicht nur auf die „reine Informationsvermittlung“ über Berufe beschränken darf, sondern auch die Interessensentwicklung von Mädchen und Jungen einbeziehen muss. Dabei hat die Studie gezeigt, dass sich dieser Prozess für Mädchen und junge Frauen insbesondere nichtdeutscher Herkunft sehr viel schwieriger gestaltet als für Jungen.²⁶ Des Weiteren haben die Expertinnen und Experten betont, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen häufig ihre Kompetenzen und Potenziale nicht kennen und es ihnen an Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen mangelt.

Schlussfolgerung:

Angesichts der Risiken der sozialen und beruflichen Desintegration ohne ein sich selbst tragendes Erwerbsleben bedeutet „ausbildungs- und berufswahlfähig“ zu sein, mehr denn je, zu einem bestimmten Zeitpunkt möglichst gut und umfassend

informiert zu sein, um eine richtige Entscheidung für den weiteren beruflichen Lebensweg zu treffen. Insbesondere muss der Schulerfolg für die von Ausgrenzung bedrohten Jugendlichen gesichert werden. (Nicht nur) für benachteiligte Jugendliche müssen verstärkt kompetenzorientierte Strategien entwickelt und in Schulen curricular verankert werden, welche die Potenziale der Jugendlichen und jungen Erwachsenen herausbilden und das soziale Lernen und die intensive Arbeit an den – bei dieser Zielgruppe oft inadäquat ausgebildeten – sozialen Schlüsselqualifikationen an die erste Stelle setzen.

Bundesweit²⁷ wurden in den letzten Jahren zahlreiche Initiativen und Schulprojekte ins Leben gerufen, die sich mit der Berufsorientierung Jugendlicher beschäftigen²⁸, wobei unterschiedliche regionale und wirtschaftliche Rahmenbedingungen vielfältige Handlungsansätze hervorgebracht haben, mit ihren je unterschiedlichen Zieldefinitionen:

- Projekte, die den *Betrieb als Lernort* wiedergewinnen (möchten), versuchen durch einen erweiterten Praktikumsanteil den Jugendlichen Einblick in die Arbeitswelt bzw./und den Jugendlichen einen nahtlosen Übergang in eine Ausbildung oder Beschäftigung zu ermöglichen
- Projekte, deren Fokus auf der *Förderung von Schlüsselqualifikationen* und Lebenskompetenzen liegt, sollen die Schülerinnen und Schüler dazu befähigen, selbstbewusste und entscheidungsfähige Persönlichkeiten herauszubilden
- Projekte, die neue *curriculare Bausteine zur Berufs(wahl)vorbereitung und Lebensplanung* entwickeln und integrieren, arbeiten kontinuierlich und über einen längeren Zeitraum mit den Jugendlichen – unter Berücksichtigung ihrer individuellen Neigungen und persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten – um sie zu einer Entscheidungsfindung zu befähigen

Dabei erweist sich die Kooperation mit außerschulischen Institutionen und Trägern für einen erfolgreichen Verlauf der Projekte als elementar. Gemeinsamer Nenner von den genannten Praxismodellen/-ansätzen ist, dass das starre System Schule aufgebrochen wurde, um in Kooperation mit außerschulischen Einrichtungen auf die Lebenslagen und Anforderungen der Schülerinnen und Schüler reagieren zu können. Nicht zu übersehen sind aber auch die Grenzen der Übertragbarkeit: Modellversuche/-projekte sind personenanhängig und leben vom Engagement der Beteiligten; von den Lehrerinnen und Lehrern, die bereit sind, sich neuen (Lehr-) Methoden zu öffnen und von den Ausbildungsverantwortlichen in den Betrieben, die die Jugendlichen behutsam an die Anforderungen des Berufsalltags heranzuführen.

Die soziale und berufliche Integration von Jugendlichen ist in hohem Maße davon abhängig, dass die Schülerinnen und Schüler einen qualifizierten Schulabschluss vorweisen können und ob und wie ihnen der Übergang von der Schule in den Beruf gelingt. Die beruflichen Stationen der jungen Frauen und Männer der vorliegenden Untersuchung zeigen, dass sie sich im Laufe ihres Berufswahlprozesses nur mit einem kleinen Teil ihrer beruflichen Möglichkeiten auseinandergesetzt, geschweige denn ihre Möglichkeiten reflektiert haben. Da bei vielen Jugendlichen häufig unrealistische Selbsteinschätzungen zu inadäquaten Berufswünschen führen, stellt eine kontinuierliche Arbeit mit den Jugendlichen über einen längeren Zeitpunkt unter Berücksichtigung der individuellen Neigungen und persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten als auch die Einbettung der Berufswegeplanung in eine individuelle Lebenspla-

nung wichtige Aspekte bei der Entscheidungsfindung dar. Dies setzt voraus, dass dieser Prozess langfristig und curricular in den regulären Lehrplan Eingang findet. Dies könnte beispielsweise durch ein Baukastensystem (Klasse 5-10) oder durch den Wahlpflichtfachunterricht umgesetzt werden. Am Ende dieses Prozesses sollte jede Schülerin und jeder Schüler über ein „Profil(ing)“ seiner Stärken, Neigungen, Interessen und Schwächen verfügen, auf die er dann in seinem weiteren Berufsleben zurückgreifen kann. Denkbar wäre, dass –analog dem Arbeitszeugnis von Erwerbstätigen– den Jugendlichen ein „Profilbogen“ erstellt wird, den sie –bei Bedarf– zukünftigen Bewerbungen beifügen können. Darüber hinaus könnte dieser „Profilbogen“ den Berufsberatern und Sachbearbeitern der Arbeitsverwaltung bei einer passgenauen Vermittlung in eine Ausbildung, Beschäftigung oder Qualifizierungsmaßnahme behilflich sein.

Zu prüfen wäre, ob die vom Institut für berufliche Bildung, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik (INBAS GmbH) entwickelte DIAgnose- und TRAINings-einheit (kurz: „DIA-TRAIN“)²⁹ für das oben beschriebene „Profiling“ in den Schulen zum Einsatz kommen könnte. DIA-TRAIN zielt zum einen auf eine verbesserte pädagogische Diagnose, um die Fähigkeiten, Potentiale und auch die Ressourcen der Jugendlichen genauer zu erfassen. Verbunden mit dieser Diagnose ist ein Training der erfassten Kompetenzen. Am Ende erhalten die Jugendlichen ein qualifiziertes Zertifikat. Bisherige Erprobungen zeigen, dass DIA-TRAIN einen vielseitigen und zielgruppengerechten Beitrag leisten kann, damit Jugendliche ihre Fähigkeiten, Stärken und Potentiale erkennen, entwickeln und nutzen können.³⁰

5.3 Passgenaue Förderung und Vermittlung

Für Jugendliche, denen nach Ende des Schulbesuchs der Einstieg in ein sich selbst tragendes Erwerbsleben nicht gelingt bleibt häufig keine andere Chance, als von der Arbeitsverwaltung in berufsvorbereitende Maßnahmen vermittelt zu werden, die zur Verbesserung ihrer Leistungen und zur beruflichen Integration beitragen sollen. Diese setzen zumeist nicht an ihren speziellen Bedürfnissen und durchaus noch vorhandenen Kompetenzen an. Die vorliegende Studie hat gezeigt, dass die jungen Frauen und Männer dann auf die in der Schule erworbenen Strategien der Vermeidung und Verweigerung zurückgreifen und diese erneut einsetzen. Über eine Anhäufung von Fehlzeiten kommt es zu Abbrüchen bzw. Kündigung dieser Maßnahmen, was die Integration in den ersten Arbeitsmarkt zusätzlich erschwert. Damit kommt es einerseits zur einer Verfestigung des Vermeidungsverhaltens und birgt für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, denen nach Ende des Schulbesuchs der Einstieg in das Erwerbssystem nicht gelingt, die Gefahr, dass sie in problematische Überbrückungsangebote und Warteschleifen gelangen, weil im Überbrückungssystem passende Hilfsangebote/Förderinstrumente fehlen. Auch sind sie nicht in der Lage, angesichts der Unübersichtlichkeit des beruflichen Übergangssystems die richtigen Entscheidungen zu treffen. Im Gegenteil, sie hinterfragen die für sie getroffenen Entscheidungen seitens der Arbeitsverwaltung nicht und brechen dann eine (Förder-) Maßnahme wieder ab, wenn diese ihren Wünschen, Erwartungen und Neigungen nicht entspricht. Durch fehlende Planung, Beratung oder durch wiederholte Zuwei-

sung in Maßnahmen werden Karrieren begünstigt, es kommt zu einer Verfestigung der Benachteiligung (Lex 1997, a. a. O.)

Schlussfolgerung:

Die Jugendlichen müssen genauer ihren Voraussetzungen, Bedürfnissen und Lebenslagen entsprechend vermittelt und gefördert werden. Nicht die Jugendlichen sind den Maßnahmen anzupassen, sondern umgekehrt: die Maßnahme sollte auf den Jugendlichen passen.

Eine passgenaue Förderung und Vermittlung kann nur dann gelingen, wenn die Fachkräfte über die entsprechenden Informationen verfügen. Das Job-AQTIV-Gesetz der Bundesregierung sieht vor, dass am Anfang einer Beratung beim Arbeitsamt ein „Profiling“ steht, mit dessen Hilfe die Stärken und Schwächen der oder des Arbeitsuchenden erkannt und auf Grundlage dessen Gegenmaßnahmen ergriffen werden können (bspw. Teilnahme an Qualifizierungs- und Weiterbildungsangeboten). Anzuregen wäre an dieser Stelle eine Profilerstellung der Maßnahmen. Damit sowohl die Fachkräfte in den Arbeitsämtern als auch die Arbeitsuchenden selbst die Entscheidung für eine passgenaue Maßnahme treffen (können), müssen genaue Informationen über die Inhalte und Ziele der jeweiligen Qualifizierungs- und Weiterbildungsangebote vorliegen. Jeder Maßnahmeträger müsste diesbezüglich ein Kurzprofil erstellen welches die Zielgruppe genau benennt, die Zielsetzung (z. B. Erwerb eines Schulabschlusses) definiert und die Umsetzung (z. B. Arbeiten & Lernen) beschreibt. Anzuregen wäre weiterhin, dass am Ende jeder Maßnahme den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ein Zertifikat ausgestellt wird, welches über die Teilnahmebescheinigung hinaus, die Neigungen und Interessen sowie Entwicklungsfortschritte der Jugendlichen beinhaltet. Dieses könnte dann bei einer Bewerbung den (Zeugnis-) Unterlagen beigelegt werden und ermöglicht den Arbeitgebern Einblicke in die Kenntnisse und Fähigkeiten der Bewerberinnen und Bewerber.

5.4 Wiedergewinnung des Betriebes als Lernort

Die jungen Frauen und Männer der vorliegenden Untersuchung zweifeln die Wirksamkeit von Maßnahmen dann an, wenn sie dadurch einer stabilen Erwerbsarbeit nicht näher kommen. Ihren Erfahrungen nach haben Maßnahmen auf potenzielle Arbeitgeber eine abschreckende Wirkung und führen zu einer Stigmatisierung, da Arbeitgeber die Ernsthaftigkeit einer solchen Qualifizierung bezweifeln.

Schlussfolgerung:

Es müssen verstärkt Anstrengungen unternommen werden um den Betrieb als Lernort wieder zurückzugewinnen.

Im Rahmen des Modellprogramms „Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend haben in der abgeschlossenen Modellphase (1998-2001) verschiedene Träger der Jugendberufshilfe Konzepte entwickelt und erprobt, um den Betrieb als Lernort für Benachteiligte wieder zu aktivieren. Dabei ging es nicht nur um die

berufsfachliche Qualifizierung, sondern vor allem auch darum, Grundlagen für eine stabile Erwerbsfähigkeit der jungen Frauen und Männer zu schaffen. Die Erfahrungen zeigen, dass trotz der angespannten Lage auf dem Ausbildungsstellenmarkt Betriebe bereit sind, Benachteiligte Jugendliche auszubilden. Die Aufgaben der Träger der Jugendberufshilfe waren hierbei:

- die Akquise von Ausbildungsbetrieben und -plätzen,
- die passgenaue Auswahl und Vorbereitung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf die Ausbildung sowie ihre Vermittlung in die Betriebe,
- die Jugendlichen bei der Ausbildung (sozialpädagogisch) zu begleiten und
- die Unterstützung der Ausbildungsbetriebe.

Die Erfahrungen zeigen, dass durch eine passgenaue Auswahl und Vermittlung der Jugendlichen Ausbildungsabbrüche vermieden werden können. Darüber hinaus wirken betriebliche Angebote dem bereits erwähnten Stigmatisierungseffekt entgegen, da mit der Ausbildung in einem Ausbildungsbetrieb die notwendige Ernsthaftigkeit gegeben ist. Hinzu kommt, dass die Chancen, nach einer betrieblichen Qualifizierung vom Betrieb auch übernommen zu werden, größer sind.³¹ Auch das bereits erwähnte Programm „Betrieb und Schule“ (vgl. Kap. 5.1.) der Landesregierung Nordrhein-Westfalens setzt auf die Attraktivität des Betriebes als Lernort, da durch den Ernstcharakter die Jugendlichen neu motiviert und ihre Selbsthilfepotentiale gestärkt werden. Die Auswahl der Betriebe und der passgenauen Vermittlung der Schülerinnen und Schüler erfolgt durch die Lehrerinnen und Lehrer. Diese fungieren zudem als Betreuungspersonal während der betrieblichen Praxisphasen und sind auch Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner für die Betriebe.

Um die Ergebnisse und Erfahrungen, Betriebe als Lernort für Benachteiligte wieder zu aktivieren, für den Transfer (z. B. Träger der Jugendberufshilfe/-sozialarbeit) verfügbar zu machen, sollten diese systematisch dokumentiert werden. In diese Auswertung sollten auch die Ergebnisse des „Ausbildungskonsens NRW“ und „Jugend in Arbeit“ mit einbezogen werden. Der „Ausbildungskonsens NRW³²“ wurde im Jahre 1996 gemeinsam von der Landesregierung, Wirtschaft, Gewerkschaften, Arbeitsverwaltung und Kommunen ins Leben gerufen. Gemeinsamer Nenner aller Beteiligten war und ist das Versprechen, jedem ausbildungswilligen und -fähigen Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen eine berufliche Ausbildung zu ermöglichen. Seit Beginn des Ausbildungskonsens konnte die Zahl der neu abgeschlossenen Ausbildungsverträge von 112.557 im Jahr 1996 auf 128.640 im Jahr 2000³³ erhöht werden. Die Initiative „Jugend in Arbeit“ führt über eine intensive individuelle Beratung und das Aufstellen eines persönlichen Entwicklungsplanes Jugendliche und junge Erwachsenen, die bereits sechs Monate arbeitslos sind, Schritt für Schritt an ein Beschäftigungsverhältnis heran. Im Zentrum der Initiative steht ein für die Dauer von einem Jahr befristetes Beschäftigungsverhältnis in einem Betrieb auf dem ersten Arbeitsmarkt. Die jungen Erwachsenen haben dadurch die Möglichkeit Berufserfahrung zu sammeln und sich für den Arbeitsmarkt zu qualifizieren³⁴.

Im Ergebnis der Auswertung der o.g. Programme müssten Erfolgskriterien formuliert werden die neben den –erfolgreichen- Methoden der Betriebsakquise, Notwendigkeiten der Ausbildungsbegleitung der Auszubildenden als auch der Ausbildungsbetriebe berücksichtigen und benennen, die einen Ausbildungsabschluss begünstigen. Im günstigsten Fall sollten „Frühwarnzeichen“

benannt werden die auf einen möglichen Ausbildungsabbruch hinweisen um rechtzeitig Gegenstrategien einleiten zu können.

5.5 Entwicklung von Entscheidungskriterien für die Vergabe von Projekten der Jugendsozialarbeit/-berufshilfe

Modelle oder Projekte sind in der Regel zeitlich befristete Projekte, die durchgeführt werden, um neue, weitergehende und vertiefte Erkenntnisse zur Verbesserung von Konzeptionen und Methoden der Praxis oder für die Gesetzgebung zu gewinnen. Das heißt jedoch nicht, dass sie das absolut Neue und noch nie Dagewesene zum Inhalt haben müssen. Entwicklungsarbeiten müssen notwendigerweise auf das vorhandene Repertoire von Methoden und Einsichten zurückgreifen, wobei bekannte Arbeitsansätze modifiziert und bewährte Konzeptionen so verändert werden, dass sie den –neuen- Anforderungen gerecht werden, die sich aus dem gesellschaftliche Wandel und seinen Anforderungen ergeben.

Jugendsozialarbeit, gesetzlich verankert in § 13 KJHG hat die Aufgabe, „... jungen Menschen, die zum Ausgleich sozialer Beeinträchtigungen und zur Überwindung individueller Beeinträchtigungen in erhöhtem Maße auf Unterstützung angewiesen sind“, sozialpädagogische Hilfen anzubieten, die „... schulische und berufliche Ausbildung, Eingliederung in die Arbeitswelt und ihre soziale Integration fördern“.

Jugendsozialarbeit hat das Ziel Jugendliche und junge Erwachsene auf ihrem Weg in eine Ausbildung und Erwerbsarbeit zu unterstützen. Dabei scheinen für alle möglichen Hindernisse und Probleme der Jugendlichen Lösungen zur Verfügung zu stehen, denn die Jugendsozialarbeit verfügt mittlerweile über ein beachtliches Angebotsrepertoire: sozialpädagogische Hilfen, Hilfen zur Berufsorientierung, Maßnahmen der Berufsvorbereitung, sozialpädagogisch flankierte Berufsausbildungsgänge, ausbildungs- und arbeitsbegleitende Hilfen, Beschäftigungsangebote und Angebote des Jugendwohnens.

Schlussfolgerung:

Die Vielfalt der o.g. Instrumentarien findet sich wieder in Projekt- und Modellanträgen. Um aus der Vielzahl von Anträgen diejenigen herauszufiltern, die zum einen neue innovative Wege beschreiten und zum anderen vergleichbare Anträge abwägen und bewerten zu können, sollten Qualitätsmerkmale entwickelt und definiert werden, die als Entscheidungshilfen bei der Vergaben von Aufträgen dienen.

Einer Bewertung und Einteilung sind dabei keine Grenzen gesetzt: So können mögliche Qualitätsmerkmale in einzelne Qualitätsbereiche eingeteilt werden und mit Hilfe eines Punktsystems bewertet werden. Mögliche Qualitätsmerkmale/-bereiche könnten z. B. sein:

Qualitätsbereich	Qualitätsmerkmale
Beantragender Träger	<ul style="list-style-type: none"> ● Struktur (Rechtsform) und Organisation (Personalwesen) ● Pädagogisches Gesamtkonzept und Erfahrungen des Trägers im Hinblick auf die beantragte Maßnahme ● Einbettung der beantragten Maßnahme in das pädagogische Gesamtkonzept im Hinblick auf den Ertrag
Merkmale der beantragten Maßnahme	<ul style="list-style-type: none"> ● Ort und Lage (lokaler Bezug) ● Zielgruppenspezifische Lehr- und Lernmittel ● Unterrichtsräume/Werkstätten ● Vernetzung mit lokalen Kooperationspartnern ● Ergebnisse früherer Maßnahmen
Qualitätssicherung und Erfolgsbeobachtung/-bewertung	<ul style="list-style-type: none"> ● Methode und Häufigkeit der Erfolgsbeobachtung/-bewertung ● Methoden der Qualitätssicherung ● Methoden des Qualitätsmanagements
(Prozess-) Qualität der beantragten Maßnahme	<ul style="list-style-type: none"> ● Benennung der zielgruppenspezifischen Methodik und Didaktik ● Darstellung der Verzahnung von Theorie und Praxis im Hinblick auf den Erkenntnisse der beantragten Maßnahme ● Förderplan (Anwendungszeitpunkte und Inhalte) ● Abstimmung mit notwendigen weiteren Fördereinrichtungen (z. B. Arbeitsverwaltung)

Die o.g. Qualitätsbereiche/-merkmale stellen nur einen Ausschnitt von möglichen Entscheidungskriterien dar. Darüber hinaus müssen diese Kriterien der unterschiedlichen Angebotsformen entsprechen. Aus diesem Grunde sollte für jede einzelne der o.g. Instrumentarien von Jugendsozialarbeit ein eigenes „Kriterienraster“ entwickelt werden, um den jeweiligen Anforderungen der durchzuführenden Maßnahme gerecht zu werden.

Entwicklung von Messverfahren/Erfolgskriterien zur Prüfung der Wirksamkeit und Umsetzung von Projekten

Entscheidungskriterien, welche die Qualität von Förderanträgen bewerten verlangen zwangsläufig nach Kriterien der Überprüfung der Wirksamkeit von durchgeführten Maßnahmen, wobei eine solche Überprüfung bereits während der Projektlaufzeit durchgeführt werden sollte, gilt es doch „schwarze Schafe“ zu lokalisieren und die Qualität von Maßnahmen zu sichern.

Bei der Entwicklung von Erfolgskriterien könnten zum einen die Entscheidungskriterien zugrunde gelegt werden, darüber hinaus erscheint es elementar verschiedene Erfolgskriterien zu definieren, welche die gesamte Bandbreite der prozesshaften Entwicklung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer Maßnahme berücksichtigen. Bisher praktizierte Bewertungsverfahren wie z. B. Erhebung der in der Maßnahme erworbenen (Schul-) Abschlüsse, Übergangsquoten, Eingliederungsbilanzen und Verbleibstatistiken greifen zu kurz, wenn es darum geht weitergehende und vertiefte Erkenntnisse für die Entwicklung neuer Methoden in der Benachteiligtenförderung zu entwickeln.

Es sollten daher in Projekten der Jugendsozialarbeit Fallstudien durchgeführt werden um zu klären, welche Kriterien bei der Bewertung von (Modell-) Projekten zugrunde gelegt werden können. Bei der Entwicklung von Erfolgskriterien hinsichtlich der „individuellen Entwicklungsschritte“ der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, könnte dabei das derzeit in der Implementationsphase befindliche Dokumentationssystem GeJBH³⁵ zum Einsatz kommen, dessen Module: Arbeits-/Werkbereich, Beratung, Schulsozialarbeit und Verwaltung die Kompetenzen und Leistungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer dokumentiert und die Umsetzung von Förderplänen ermöglicht.

Die Untersuchung „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit“ hat gezeigt, dass die soziale und berufliche Integration von benachteiligten jungen Erwachsenen zunehmend schwieriger wird. Die Anforderungen, denen junge Frauen und Männer beim Übergang von Schule in den Beruf gestellt werden, sind erheblichen Veränderungen unterworfen. Neben dem Nachweis eines qualifizierten Schulabschlusses werden soziale Kompetenzen (Schlüsselqualifikationen) und ein flexibles Persönlichkeitsbild gefordert. Von daher wird es in Zukunft von enormer Wichtigkeit sein, präventive Konzepte zu entwickeln, die ein Herausfallen aus dem Regelsystem vermeiden. Die Landesregierung Nordrhein-Westfalen hat auf diese veränderten Bedingungen reagiert, in dem sie zum einen Programme und Initiativen fördert die präventiv (z. B. Schulmüdenprojekte) mit Jugendlichen arbeiten um der genannten Entwicklung entgegen zu steuern, arbeitslosen jungen Erwachsenen Möglichkeiten („Ausbildungskonsens“ und „Jugend in Arbeit“) bietet, in einem Beschäftigungsverhältnis Berufserfahrung zu sammeln um sich für den Arbeitsmarkt zu empfehlen und in dem sie mit der Reform des Landesjugendplans die Kooperation von Jugendhilfe und Schule auch praktisch einfordert und die Förderung von Trägern der Jugendhilfe an Kriterien bindet, welche die Lebenslagen der benachteiligten Jugendlichen berücksichtigen. Diese Lebenswelt- und Lebenslagenorientierung führt zu einer Weiterentwicklung von Angeboten für benachteiligte Jugendliche und junge Erwachsene.

- Bereinigtes Ministerialblatt** für das Land Nordrhein-Westfalen (1998), 51. Jahrgang, 3/1998, S. 247
- Boos-Nünning, Ursula (2000):** Multikultiert oder doppelt benachteiligt?. Lebenslagen junger Migrantinnen. Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW, Düsseldorf, Dezember 2000
- Böllert, Karin (2001):** Lebensbedingungen in problematischen Stadtquartieren, in: Bruhns, Kirsten/Mack, Wolfgang (Hrsg.): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Leske+Budrich: Opladen, S. 169–184
- Bundesanstalt für Arbeit (2001):** Sprungbrett statt Sozialhilfe: JobBörse Köln, in: ibv: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste, Heft 05/01 vom 31. 1. 2001: Zusammenarbeit von Arbeits- und Sozialämtern, Hrsg.: Bundesanstalt für Arbeit, S. 297–298
- Braun, Frank/Lex, Tilly/Rademacker, Hermann (2001):** Jugend in Arbeit. Neue Wege des Übergangs Jugendlicher in die Arbeitswelt, Leske+Budrich: Opladen
- Bundesarbeitsgemeinschaft Arbeit e.V., Berlin (2001):** Arbeit statt Stütze? – Ein fachpolitisches Streitgespräch. Tagungsreader der Veranstaltung am 23.11.2000 in Köln, Berlin
- Förster, Heike/Kuhnke, Ralf/Mittag, Hartmut (2000):** Jugendsozialarbeit an sozialen Brennpunkten. Praxismodelle Band 4, München/Leipzig: DJI
- G.I.B.(Gesellschaft für innovative Beschäftigungsförderung mbH) NRW (2002):** Quartalsbericht 1/2002 zur Initiative „Jugend in Arbeit“, Bottrop
- Gericke, Thomas (1997):** Jobben: Lebensentwurf oder Krisenmanagement?. Erfahrungen mit einer Jobvermittlung für arbeitslose junge Erwachsene, Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit: Werkstattbericht 7/1997, München/Leipzig: DJI
- Gericke, Thomas (2000):** Berufsausbildung Benachteiligter – Problemskizze und Bibliographie, Werkstattbericht Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, Arbeitspapier 3/2000 des Forschungsschwerpunkts „Übergänge in Arbeit“ am Deutschen Jugendinstitut München e.V., München/Leipzig
- Gericke, Thomas (2001):** Betriebe als Ausbildungsorte für benachteiligte Jugendlichen wiedergewinnen – Das Handlungsfeld „Lernort Betrieb“, in: Deutsches Jugendinstitut München/Leipzig: Fördern & Fordern. Jugendliche in Modellprojekten der Jugendsozialarbeit, Erfahrungen aus dem Modellprogramm „Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit“, S. 95–99, München/Leipzig: DJI
- Häußermann, Hartmut (2000):** Die Krise der „sozialen Stadt“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10–11/2000, S. 13–21
- Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste (ibv) (2002):** Zwischenbericht für das Programm „Schule – Wirtschaft/Arbeitsleben“, herausgegeben von der Bundesanstalt für Arbeit, Heft 01/02
- Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW (1996):** Handlungskonzept Köln-Kalk, Materialien, Dortmund
- Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW (2000):** Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Dortmund, 1. Auflage 2000

- Kraheck, Nicole (1999):** Von der Schule in den Beruf – weiß Schule was Mädchen brauchen?, in: ISS-Aktuell 6/99, S. 16–31
- Kraheck, Nicole (2001):** Verbesserung der beruflichen Chancen von Mädchen und jungen Frauen. Praxismodelle Band 6, München/Leipzig: DJI
- Krüger, Dorothea/Potts, Lydia (1995):** Aspekte generativen Wandels in der Migration: Bildung und Familie aus der Sicht türkischer Migrantinnen der ersten Generation, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1+2, S. 159–172
- Lex, Tilly (1997):** Berufswege Jugendlicher zwischen Integration und Ausgrenzung, München: DJI-Verlag
- Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (1997):** Das ExpertInneninterview – Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim und München 1997, S. 481–491
- Der Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (o.J.):** 6. Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen: Kinder und Jugendliche in Nordrhein-Westfalen. Situation von Kindern und Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen und Entwicklungen auf dem Gebiet der Jugendhilfe, Düsseldorf, o.J.
- Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW (1999):** 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen: Kinder und Jugendliche an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Chancen, Risiken, Herausforderungen, Düsseldorf, Dezember 1999
- Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW (2000):** „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit“ – Zwischenbericht, bearbeitet von Kraheck, Nicole (Deutsches Jugendinstitut München e.V.), Düsseldorf
- Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes NRW (1998):** Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Düsseldorf
- Müller, Ingrid M. (1999):** Türkische Mädchen auf der Suche nach eigenen Wegen. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Modellvorhabens „Förderung der Integrationsfähigkeit türkischer Mädchen in Schule und Beruf“, herausgegeben vom Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung, München
- Poguntke-Rauer, Markus/Meyer, Friedrich-Wilhelm (2001):** Dokumentationssystem GeJBH in: Mitteilungen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Nr. 148/2001, S.17–20, Münster
- Popp, Ulrike (1994):** Geteilte Zukunft. Lebensentwürfe von deutschen und türkischen Schülerinnen und Schülern, Opladen: Leske+Budrich
- Raab, Erich (1996):** Jugend sucht Arbeit. Eine Längsschnittstudie zum Berufseinstieg Jugendlicher, München: DJI-Verlag,
- Reißig, Birgit (2001):** Schulverweigerung – ein Phänomen macht Karriere. Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung bei Schulverweigerern, München/Leipzig: DJI, Arbeitspapier 5/2001
- Schmidt, Mareike (2002):** Innovative Schulmodelle für eine verbesserte Vorbereitung von Jugendlichen auf Erwerbsarbeit, Praxismodelle Band 12, München/Leipzig: DJI
- Schreiber-Kittl, Maria (2001):** Lernangebote für Schulabbrecher und Schulverweigerer. Praxismodelle Band 7, München/Leipzig: DJI, Arbeitspapier 2/2000

Schwendy, Arndt/Genz, Hermann (2001): Arbeitsamt und Sozialamt als Partner, Erfahrungen des Kölner Sozialamtes mit einem „Bündnis für Beschäftigung“, in: ibv: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste, Heft 05/01 vom 31.01.2001: Zusammenarbeit von Arbeits- und Sozialämtern, Hrsg.: Bundesanstalt für Arbeit, S. 289–296;

Stadt Siegen: Integriertes Handlungskonzept für das Wohngebiet Fischbacherberg, Teilkonzept IV: Daten, Siegen 6/1996

Stadtteilbüro Fischbacherberg: Sachstandsbericht, Hrsg.: Kommunale Entwicklungsgesellschaft Siegen mbH, Siegen 7/2001

Fußnoten

- 1 Häußermann, Hartmut (2000): Die Krise der „sozialen Stadt“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10–11/2000, S. 13–21, Hervorhebung im Original
- 2 vgl.: Böllert, Karin (2001): Lebensbedingungen in problematischen Stadtquartieren, in: Bruhns, Kirsten/Mack, Wolfgang (Hrsg.): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Leske+Budrich, Opladen, S. 169–184
- 3 vgl.: Förster, Heike/Kuhnke, Ralf/Mittag, Hartmut (2000): Jugendsozialarbeit an sozialen Brennpunkten. Praxismodelle Band 4, München/Leipzig: DJI
- 4 Meuser, Michael/Nagel, Ulrike: Das ExpertInneninterview – Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung, S. 484, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim und München 1997, S. 481–491)
- 5 vgl. im Folgenden: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW (Hrsg.): Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Dortmund, 1. Auflage 2000
- 6 Bereinigtes Ministerialblatt für das Land Nordrhein-Westfalen, 51. Jahrgang, 3/1998, S. 247
- 7 vgl.: Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes NRW: Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Düsseldorf 1998; Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW, a. a. O.: Stadtteilprofil: Dortmund-Nordstadt, in: Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Dortmund, 1. Auflage 2000, S. 119–127
- 8 vgl.: ILS: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW (Hrsg.): Handlungskonzept Köln-Kalk, Materialien, Dortmund 1996; a. a. O.: Stadtteilprofil: Köln-Kalk, in: Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Dortmund, 1. Auflage 2000, S. 211–218
- 9 vgl. im Folgenden: Schwendy, Arndt/Genz, Hermann: Arbeitsamt und Sozialamt als Partner, Erfahrungen des Kölner Sozialamtes mit einem „Bündnis für Beschäftigung“, in: ibv: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste, Heft 05/01 vom 31.01.2001: Zusammenarbeit von Arbeits- und Sozialämtern, Hrsg.: Bundesanstalt für Arbeit, S. 289–296; N.N., a. a. O.: Sprungbrett statt Sozialhilfe: JobBörse Köln, S. 297–298; Bundesarbeitsgemeinschaft Arbeit e.V., Berlin (Hrsg.): Arbeit statt Stütze? – ein fachpolitisches Streitgespräch, Tagungsreader der Veranstaltung am 23.11.2000 in Köln
- 10 vgl.: Stadt Siegen: Integriertes Handlungskonzept für das Wohngebiet Fischbacherberg, Teilkonzept IV: Daten, Siegen 6/1996; Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW (Hrsg.): Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf, Dortmund, 1. Auflage 2000, Stadtteilprofil: Siegen-Fischbacherberg S. 252–258; Stadtteilbüro Fischbacherberg: Sachstandsbericht, Hrg.: Kommunale Entwicklungsgesellschaft Siegen mbH, Siegen 7/2001

- 11 Die vollständigen Ergebnisse der Fragebogenerhebung können angefordert werden beim Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW, Referat für Öffentlichkeitsarbeit: „Karrieren jenseits normaler Erwerbsarbeit“ – Zwischenbericht 2000, 40190 Düsseldorf
- 12 vgl.: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW: 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen: Kinder und Jugendliche an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Chancen, Risiken, Herausforderungen, S. 132, Düsseldorf, Dezember 1999
- 13 Aus Datenschutzrechtlichen Gründen konnte nicht zu allen Merkmalen der jungen Frauen und Männer der qualitativen Untersuchung die zusätzliche Differenzierung nach den Untersuchungsstandorten erfolgen
- 14 vgl.: Der Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW: 6. Jugendbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen: Kinder und Jugendliche in Nordrhein-Westfalen. Situation von Kindern und Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen und Entwicklungen auf dem Gebiet der Jugendhilfe, Düsseldorf, o.J.; Boos-Nünning, Ursula (2000): Multikulti- viert oder doppelt benachteiligt?. Lebenslagen junger Migrantinnen. Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW, Düsseldorf, Dezember 2000
- 15 a. a. O. und Müller, Ingrid M. (1999): Türkische Mädchen auf der Suche nach eigenen Wegen. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Modellvorhabens „Förderung der Integrationsfähigkeit türkischer Mädchen in Schule und Beruf“, herausgegeben vom Staatsinstitut für Schul- pädagogik und Bildungsforschung, München 1999
- 16 a. a. O.
- 17 vgl.: Krüger, Dorothea/Potts, Lydia (1995): Aspekte generativen Wandels in der Migration: Bildung und Familie aus der Sicht türkischer Migrantinnen der ersten Generation. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1+2, S. 159–172; Popp, Ulrike (1994): Geteilte Zukunft. Lebensentwürfe von deutschen und türkischen Schülerinnen und Schülern, Opladen: Leske+Budrich
- 18 zu den Bildungs- und Ausbildungserwartungen nichtdeutscher Eltern vgl. Kap. 3.2.3.
- 19 vgl.: Raab, Erich (1996): Jugend sucht Arbeit. Eine Längsschnittstudie zum Berufseinstieg Jugendlicher, München: DJI-Verlag; Lex, Tilly (1997): Berufswege Jugendlicher zwischen Integration und Ausgrenzung, München: DJI-Verlag; Schreiber-Kittl, Maria (2000): Lernangebote für Schulabbrecher und Schulverweigerer, Praxismodelle-Band 7, München/Leipzig:DJI; Braun, Frank/Lex, Tilly/Rademacker, Hermann (2001): Jugend in Arbeit. Neue Wege des Übergangs Jugendlicher in die Arbeitswelt, Leske+Budrich: Opladen 2001
- 20 Lex, Tilly (1997): Berufswege Jugendlicher zwischen Integration und Ausgrenzung, München: DJI-Verlag
- 21 vgl.: Gericke, Thomas (1997): Jobben: Lebensentwurf oder Krisenmanagement?. Erfahrungen mit einer Jobvermittlung für arbeitslose junge Erwachsene, Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit: Werkstattbericht 7/1997, München/Leipzig: DJI
- 22 vgl.: Gericke, Thomas (2000): Berufsausbildung Benachteiligter – Problemskizze und Bibliographie, Werkstattbericht Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, Arbeitspapier 3/2000 des Forschungsschwerpunkts

- „Übergänge in Arbeit“ am Deutschen Jugendinstitut München e.V., München/Leipzig 2000
- 23 Boos-Nünning, Ursula (2000): a. a. O.
- 24 Reißig, Birgit (2001): Schulverweigerung – ein Phänomen macht Karriere. Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung bei Schulverweigerern, München/Leipzig: DJI, Arbeitspapier 5/1998
- 25 Schreiber-Kittl, Maria (2001): Lernangebote für Schulabbrecher und Schulverweigerer. Praxismodelle Band 7, München/Leipzig: DJI, Materialband 2000
- 26 vgl.: Kraheck, Nicole (1999): Von der Schule in den Beruf – weiß Schule was Mädchen brauchen?, in: ISS-Aktuell 6/99, S. 16–31; a. a. O. (2001): Verbesserung der beruflichen Chancen von Mädchen und jungen Frauen. Praxismodelle Band 6, München/Leipzig: DJI, 2001
- 27 Neben den bereits genannten Programmen in NRW wäre hier noch das Programm „Schule-Wirtschaft/Arbeitsleben“, des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMB+F) zu nennen (1999–2003). Dieses fördert derzeit 36 (Stand: April 2002) innovative Projekte, die die Jugendlichen ihren Erfahrungen entsprechend und praxisnah auf Anforderungen der Berufs- und Arbeitswelt vorbereiten. Das Programm erprobt Konzepte, die Schülerinnen und Schüler schulartspezifisch und unter Berücksichtigung ihres Alters, Entwicklungsstandes und geschlechtsspezifischer Unterschiede Impulse zu einem verbesserten Übergang von der Schule in das Erwerbsleben liefern können. Programmschwerpunkte sind dabei: die Förderung vorberuflicher Handlungskompetenzen, neue Kooperationsformen zwischen Schule und Arbeitswelt, Förderung besonderer Gruppen an der ersten Schwelle und innovative Berufsvorbildung unter Nutzung des Internet (vgl. Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste (ibv): Zwischenbericht, Heft 01/02
- 28 vgl. Schreiber-Kittl, Maria (2000): a. a. O.; Schmidt, Mareike (2002): Innovative Schulmodelle für eine verbesserte Vorbereitung von Jugendlichen auf Erwerbsarbeit, Praxismodelle Band 12, München/Leipzig: DJI, Materialband
- 29 Entwickelt wurde dieses Instrument im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Die Finanzierung erfolgte durch das Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW
- 30 vgl. Lippegaus, Petra (2001): „DIA-TRAIN“ – ein Kompass für die individuelle Förderung, in: Mitteilungen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Nr. 148/2001, S. 21–26, Münster
- 31 Gericke, Thomas (2001): Betriebe als Ausbildungsorte für benachteiligte Jugendliche wiedergewinnen – Das Handlungsfeld „Lernort Betrieb“, in: Deutsches Jugendinstitut München/Leipzig (2001): Fördern & Fordern. Jugendliche in Modellprojekten der Jugendsozialarbeit, Erfahrungen aus dem Modellprogramm „Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit“, S. 95–99, München/Leipzig: DJI, 2001
- 32 vgl.: Ministerium für Wirtschaft und Mittelstand, Technologie und Verkehr des Landes NRW (1998): Der Ausbildungskonsens in Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf
- 33 Quelle: <http://www.masqt.nrw.de/qualifikation/content.html>
- 34 Seit Beginn der Initiative vor rund 4 Jahren konnte zu 24.000 Jugendlichen Kontakt aufgenommen werden. Davon haben ca. 21.200 Jugendliche den Beratungsprozess begonnen. 40 % aller Kontaktierten sind in

Arbeit oder in Ausnahmefällen in eine betriebliche Ausbildung gegangen, davon ca. 7.800 Jugendliche direkt über den Beratungs- und Vermittlungsprozess der Initiative. Insgesamt haben rund 47 % der bisher erreichten Jugendlichen ihre Teilnahme erfolgreich beendet bzw. aus anderen verschiedenen Gründen ausgeschieden (Quelle: G.I.B. NRW, Quartalsbericht 1/2002 zur Initiative „Jugend in Arbeit“, Bottrop)

- 35 vgl.: Poguntke-Rauer, Markus/Meyer, Friedrich-Wilhelm (2001): Dokumentationssystem GeJBH in: Mitteilungen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Nr. 148/2001, S.17 – 20, Münster

REIHE „ÜBERGÄNGE IN ARBEIT“ IM DJI VERLAG DEUTSCHES JUGENDINSTITUT

Bezug über den Buchhandel, es gelten die Bezugsbedingungen von VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden (vormals Leske + Budrich, Opladen)

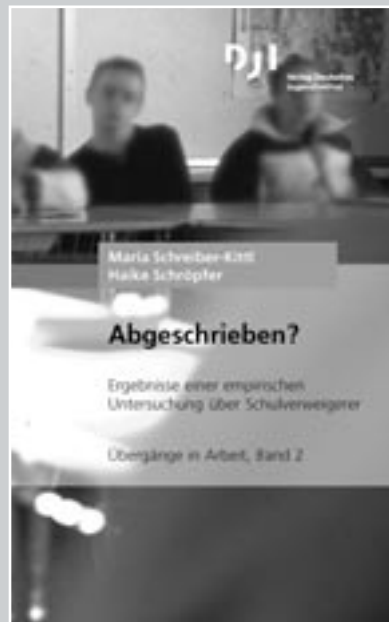


Thomas Gericke, Tilly Lex, Günther Schaub, Maria Schreiber-Kittl, Haika Schröpfer (Hrsg.)

Jugendliche fördern und fordern

Strategien und Methoden einer aktivierenden Jugendsozialarbeit

Übergänge in Arbeit, Band 1
München: DJI Verlag 2002
356 S., EUR 14,50 (D)
ISBN: 3-87966-404-8



Maria Schreiber-Kittl,
Haika Schröpfer

Abgeschrieben?

Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über Schulverweigerer

Übergänge in Arbeit, Band 2
München: DJI Verlag 2002
232 S., EUR 9,80 (D)
ISBN: 3-87966-405-6



Ulrike Richter (Hrsg.)

Jugendsozialarbeit im Gender Mainstream

Gute Beispiele aus der Praxis

Übergänge in Arbeit, Band 4
München: DJI Verlag 2004 (im Druck)
Ca. 240 S., EUR 9,90 (D)
ISBN 3-87966-408-0



Thomas Gericke

Duale Ausbildung für Benachteiligte

Eine Untersuchung zur Kooperation von Jugendsozialarbeit und Betrieben

Übergänge in Arbeit, Band 3
München: DJI Verlag 2003
144 S., EUR 8,90 (D)
ISBN 3-87966-407-2